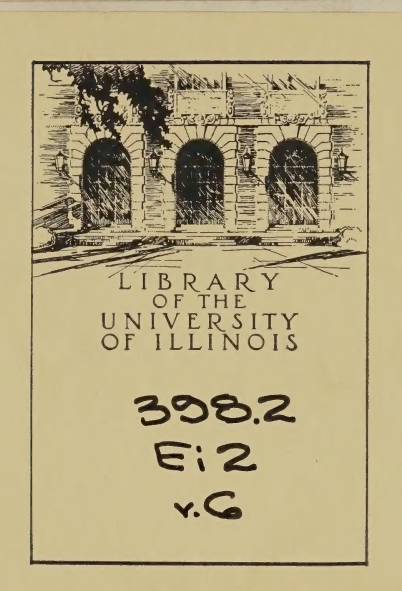
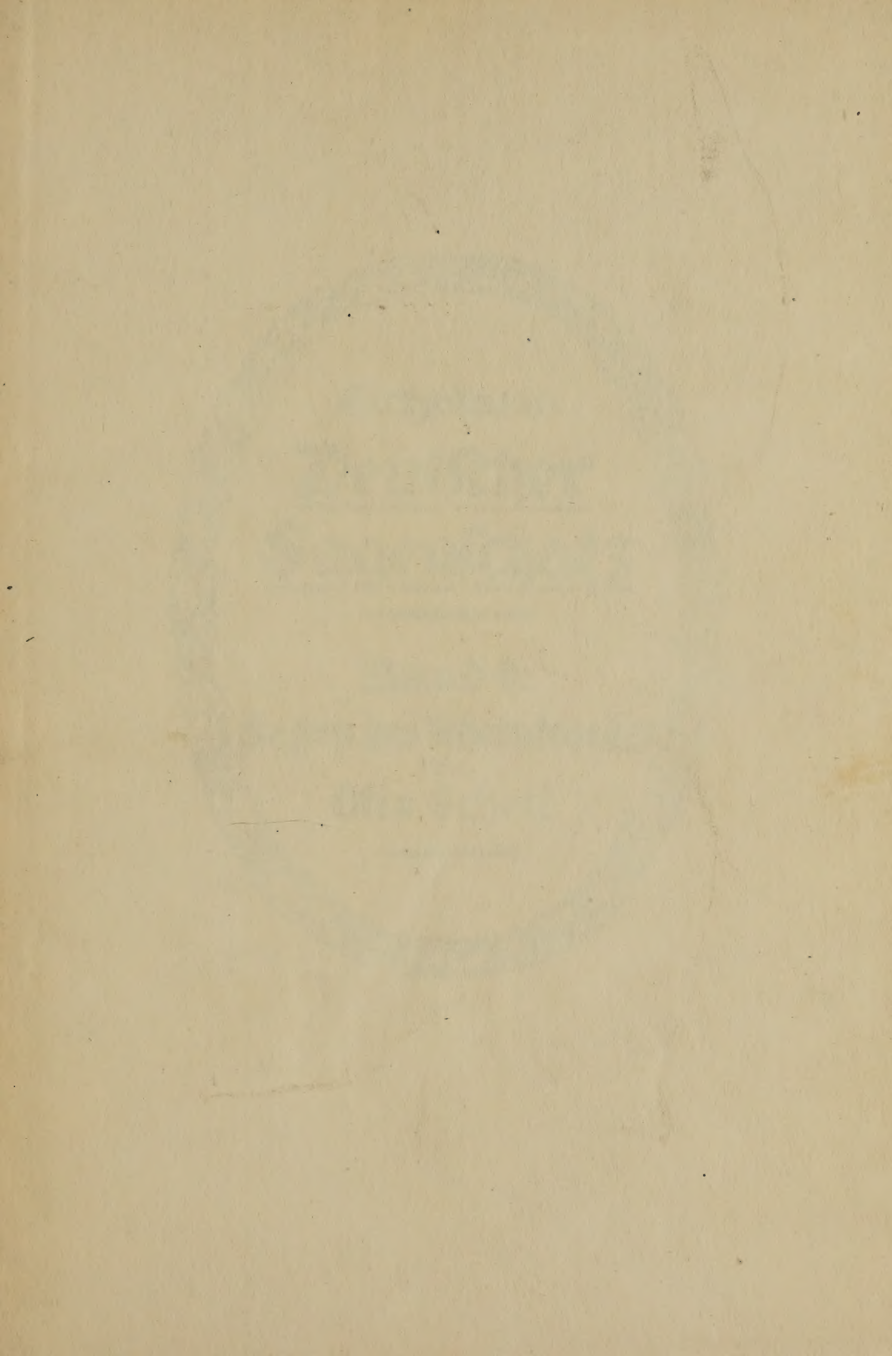
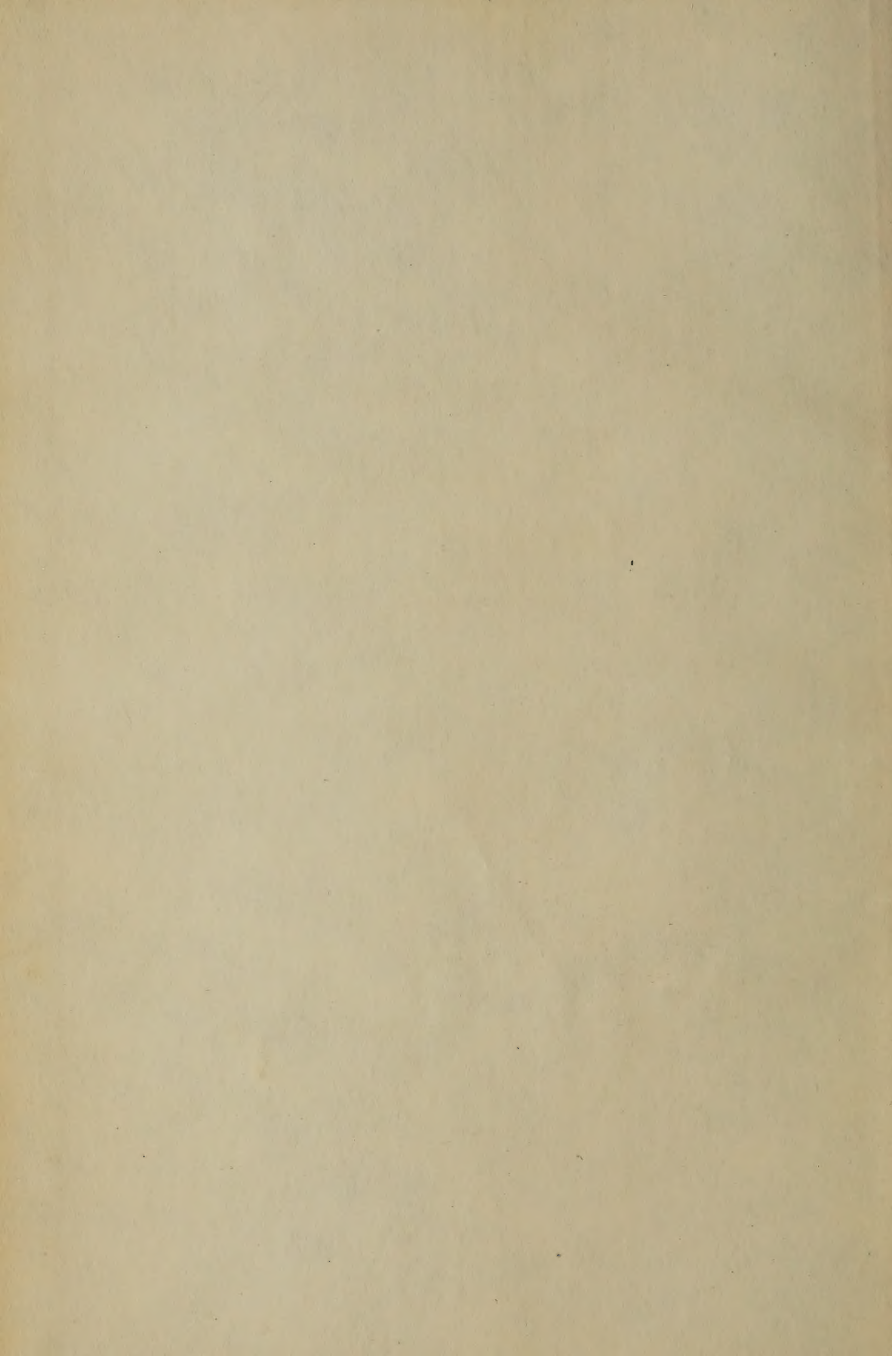


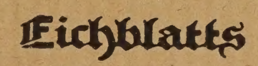
Sagen des Rheinlandes

Otto Schell









Deutscher Sagenschatz

Band 6:

Sagen des Rheinlandes

von

Otto Schell

Das Siebengebirge.

Sagen des Rheinlandes

Gesammelt und herausgegeben
von Otto Schell

Mit Titelbild



Hermann Eichblatt Verlag Leipzig-Gohlis
1922



Vorwort.

Ein rheinisches Sagenbuch im vorliegenden Umfange zu schreiben, ist keine leichte Aufgabe: die ungeheure Fülle der Sagen und Legenden trägt in erster Linie daran schuld. Es sei nur daran erinnert, daß die gallisch-keltische Zeit, die Zeit der Römer, der Franken und endlich der Germanen mit einer fast zweitausendjährigen Entwicklung in den Sagen des Rheinlandes fortlebt. Es gilt also, die verschiedenen Stoffkreise der Sage in einzelnen Proben vorzuführen.

„Seltsam ist es gerade um die rheinische Sage bestellt. Ihre großen Gebilde sind von der Dichtung schon zugleich mit den Erinnerungen aus der Frühzeit germanischer Stammeskämpfe festgehalten worden, und es ist ein ergreifender Beweis für ihre Lebenskraft, wenn noch um die Wende des zwölften Jahrhunderts das Landvolk an der Mosel die kommende Not des Reiches in dem Auszuge des gewaltigen Dietrich von Bern gespenstisch vorgedeutet sieht. Wie viel damals von den überlieferungen des Volkes selbst in die stille Klosterzelle sich verlor, das wissen wir zur Genüge aus dem Wundergespräche und aus den Homilien unseres Cäsarius. Einen Nachfolger aber hat der Mönch von Heisterbach nicht gefunden. Wohl begegnen wir hin und wieder in den erzählenden Geschichtsquellen, ganz besonders in den Heiligenleben einem legendenhaften oder mythischen Zuge, allein den Ruhm des sagenreichsten Stromes verdankt der Rhein doch wesentlich der Fülle dessen, was mündlich von Geschlecht zu Geschlecht sich fortgeerbt hatte bis in unser Jahrhundert hinein“ (L. Korth).

Cäsarius möchten wir als das Bindeglied zwischen dem Glaubensleben des heidnischen und christlichen Germaniens bezeichnen:

Es mag hier noch besonders betont werden, daß die Forschung längst zu dem Ergebnis geführt hat, daß die Sage mit dem Volksglauben innig verbunden ist, daß sie die Anschauungen des Volksglaubens in Begebenheiten eingekleidet und damit echt volkstümlich gemacht hat. Die sogenannten mythischen Sagengebilde, die Seelen-, Elben-, Dämonen- usw. Sagen sind nicht nur ein Spiel der müßigen Phantasie; sie offenbaren uns Nachgeborenen die alten Vorstellungen unseres Volkes von seinen Göttern, seinen Helden und deren oft verzerrten Ausstrahlungen.

Es war der Sage und ihrer Erforschung sehr wenig dienlich, daß sich ihrer so oft die Vorliebe der Dichter und solcher, die es sein wollten, angenommen hat. Auch der französische Einfluß will wohl beachtet werden.

Einen besonders großen Umfang nehmen im Rheinlande naturgemäß die Legenden ein; man denke nur an die alten rheinischen Bischofssitze, an die zahllosen Kloster- und Kirchenschöpfungen. Eine Eigenart ist die Pflege der Legende im Epos und Volksgesang, der sie zum Teil bis auf unsere Tage gebracht hat.[1])

Auf die großen Heldensagen können wir hier nur mit wenigen Beispielen eingehen; nur in Einzelzügen sind sie auch Eigentum dieser oder jener Landschaft, als Ganzes hingegen Gemeingut unseres Volkes.

Leider haben die Sagen der großen Heer- und Völkerstraße am Rhein seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart vielfach eine im Geschmack der Romantik gehaltene Bearbeitung erfahren, welche sie mehr zu Novellen mit bestimmtem Charakter als zu Sagen stempelt.

Die Einteilung der Sagen macht noch immer erhebliche Schwierigkeiten. Man lese u. a. nur nach, was A. de Cock und Js. Teirlinck in ihrem „Brabantsch Sagenboek" 1. Bd. geschrieben haben. Für unsere Einteilung war als Grundlage eine Linie geltend, welche sich von den Göttern über Teufel und Menschen (Geister) zu den Tieren fortsetzt, um in den Ortsagen mit den vielfach unbedeutenden Orts-

---

[1]) M. s. u. a. Oskar Schade, Geistliche Gedichte des 14 und 15. Jahrhunderts vom Niederrhein und Josef von der Höhe, Briefe meiner Wanderungen im unteren Aggertal.

namendeutungen auszuklingen. Die meisten Sagen gehören ihrem Wesen nach mehreren Gruppen an; eine glatte Einteilung ist darum oft unmöglich.

Gewiß wird mancher das eine oder andere Stück in der vorliegenden Sammlung vermissen. Das kann nicht ausbleiben. Die vorliegende Auswahl ist einzig und allein bemüht gewesen, allen Teilen der Provinz gerecht zu werden, und hat nach bestem Wissen nur den Wert der Sage entscheiden lassen.

Möchte auch dieser Band dazu beitragen, das wiedererwachende deutsche Volksbewußtsein zu beleben und zu stärken. Vielverheißende Anzeichen sind vorhanden.

Elberfeld, im Juli 1921.

Otto Schell.

Inhaltsverzeichnis.

I. Götter, Helden, Bergentrückungen, Wilder Jäger.

II. Teufel als Baumeister. Teufelssteine. Geprellter Teufel. Des Teufels Macht.

III. Riesen.

IV. Hexen. Zauber. Mar, Werwolf.

V. Gespenstische Tiere.

VI. Elfen, Zwerge.

Seite

VII. Legenden.

Seite

VIII. Wunder.

IX. Geister.

X. Glockensagen.

XI. Schatzsagen.

XII. Landesgeschichtliche Sagen.

XIII. Ortssagen.



I. Götter, Helden, Bergentrückungen, Wilder Jäger.

1. Die heiligen drei Jungfrauen.

In grauer Vorzeit lebten zu Mans im Frankenlande drei jungfräuliche Schwestern: Irmina, Chlotildis und Adela. Sie verbrachten ihre Zeit mit Gott in der Einsamkeit des Klosters. Damals regierte über das Frankenland Dagobert I., ein Wüterich und Wüstling. Er suchte die drei Schwestern im Kloster auf; es stellte sich aber heraus, daß es seine leiblichen Schwestern waren. Er brachte sie an seinen Hof und suchte sie in ihrer Tugend wankend zu machen. Aber umsonst. Da ließ er sie in einen finsteren Kerker werfen. Aber Norbert befreite sie und floh mit ihnen nach Deutschland. Der König jagte ihnen nach und erschlug Norberts Scharen. Die Schwestern ereilte er auf den schroffen Felsenhöhen bei Auw an der Kyll. In ihrer Not riefen sie die Hilfe des Himmels an und setzten im Vertrauen auf Gott auf ihrem Esel über die Kyll und waren gerettet. Unter heftigen Verwünschungen kehrten die Verfolger angesichts dieses Wunders um. Eine nahe Felswand trägt heute noch den Namen „Eselchen“; den Ort des kühnen Sprunges kennzeichnet aber ein Kreuz.



2. Die Jungfrauenkapelle auf der Landskrone.

Auf der kegelförmig aus dem unteren Ahrtal sich erhebenden Landskrone steht unweit des Gipfels eine kleine Kapelle, von welcher folgende Sage erzählt wird.

Ein feindlicher Ritter, vom Tomberg genannt, brach in Abwesenheit des Herrn von Landskrone verheerend in dessen Schloß ein. Die drei Töchter des Herrn von Landskrone flüchteten, als sie sich von den Räubern verfolgt sahen, auf den äußersten Felsvorsprung, oberhalb der heutigen Kapelle. Um ihre Ehre zu retten, sprangen sie auf den Felsen herab, der nun die Kapelle trägt. Dort verschwanden sie dem Blick des Verfolgers: der Fels hatte sich geöffnet und sie in einer Grotte schützend aufgenommen. Hier entschliefen sie.

Indessen war der Herr von Landskrone zurückgekehrt. Er drang durch einen unterirdischen Gang vor und erschlug den Räuber mit seinen Genossen. Aber der Verlust seiner Töchter erfüllte ihn mit tiefem Gram. Da erschien ihm in der dritten Nacht ein Engel, der ihn zur Felsengrotte führte. Dort fand er die schmerzlich Vermißten und erbaute zum Andenken an die wunderbare Rettung die weit ins Tal grüßende Kapelle, welche den Namen „Jungfrauenkapelle" trägt.

3. Die drei Schwestern.

1. Am Schwisterbach, der an dem Höhenzug der Ville entspringt und in die Erft mündet, liegt am Schwisterberg das Dorf Weilerswist. Einst lag auf diesem Berge eine Kirche, von welcher heute nur noch ein Turm steht. Dieser läßt den Schluß zu, daß die Kirche uralt ist. Diese Stelle ist den drei Schwestern Glaube, Liebe und Hoffnung heilig. Vor langen, langen Jahren sollen diese Schwestern hier gelebt haben. Noch im Anfang des 19. Jahrhunderts waren die drei Schwestern in Stein gehauen in der Kirche zu sehen.

2. Bei Frimersdorf an der Erft liegt der Hohsterkupp (= Hochstadenerkuppe). Hier soll die Burg des einst mächtigen Geschlechtes der Grafen von Hochstaden gestanden haben. Nahe bei dieser Stelle sollen oft am hellen Tage drei Frauen sich zeigen, auf den Wanderer zuschreiten und ihn nach der Wegerichtung fragen. Ebenso plötzlich wie sie erscheinen, verschwinden sie wieder. Auch zur Nachtzeit lassen sie sich sehen.



Die mittlere soll dann einen Korb tragen, welcher bis zum Rande mit Gold und Kleinodien gefüllt ist. Durch Bannspruch kann man die drei Frauen feststellen und dann sich des Goldes bemächtigen. Doch ist dies bis heute keinem Menschen gelungen.

3. In Frauweiler bei Bedburg begeht man am 1. August das Dreijungfernfest; es findet zu Ehren von drei Frauen (Einbett, Willbett und Warbett) statt, die um Fruchtbarkeit, leichte Entbindung und das Gedeihen neugeborener Kinder angerufen werden. Andere nennen sie Glaube, Liebe, Hoffnung.

4. In Frauenrat kennt man eine ähnliche Sage; hier heißen sie Pelmerge, Schwellmerge und Krieschmerge.

4. Walter von Birbach und die Mutter Gottes.

War er auch ganz nur kriegerischen Übungen ergeben, so diente er doch auch aus ganzer Seele der hl. Jungfrau. Als er einmal in Begleitung vieler Ritter zu einem Kampfspiele eilte und sie an einer Kirche vorüber kamen, mahnte Walter sie, einzutreten und darin eine Messe zu hören. Sie weigerten sich jedoch, weil keine Zeit mehr zu verlieren sei und so ließ er sie ziehen, bestellte eine Messe zu Ehren der Mutter Gottes, und sie wurde auch gelesen; dann eilte er seinen Gefährten nach. Da begegneten ihm Leute, die von dem Orte kamen, wo das Turnier gehalten wurde, und er frug sie: „Hat es schon angefangen?“ — „„Jawohl,““ erwiderten sie. — „Wer hat bis jetzt das beste getan?“ erkundigte sich der Ritter weiter. — „„Herr Walter von Birbach. Er ist im Munde aller Leute; er wird über alle gestellt, wird von allen gepriesen.““ — Als noch andere kamen und das gleiche aussagten, geriet er in höchstes Erstaunen und wußte nicht, was es bedeuten sollte. Er gelangte an den Ort des Kampfspieles, bewaffnete sich, ritt in die Schranken, leistete jedoch nichts Besonderes mehr. Nach Beendigung des Spieles suchten ihn mehrere Ritter in seiner Herberge auf und baten ihn: er möge nicht zu strenge mit ihnen verfahren. „Wie kommt Ihr nur zu dieser Bitte?“ erwiderte Herr Walter. „„Ihr habt uns ja heute gefangen, und wir bitten Euch, uns gut zu behandeln.““ Walter bestritt das und sagte: „Ich weiß nichts davon, daß ich Euch ge-



fangen genommen habe." Sie bestanden jedoch darauf und erklärten nochmals: „„In der Tat, wir haben Euch heute die Rechte dargeboten, wir haben Eure kriegerischen Abzeichen gesehen, haben Eure Stimme gehört."" Und er erkannte sofort, daß er dies der Gnade der hl. Jungfrau verdankte, die er am Morgen in ihrer Messe verehrt hatte. Es war aber wirklich geschehen durch die unaussprechliche Huld der hl. Jungfrau, daß sie den frommen Ritter, der sich in ihrem Dienste verspätet hatte, inzwischen im Turnier zu Ehren brachte und während seiner Abwesenheit in wunderbarer Weise für ihn eintrat.

5. Siegfried und Mimer.

Jung Siegfried, dem es in der väterlichen Burg zu eng war, zog eines Tages in die Fremde. So kam er zum Siebengebirge. Hier fand er bald eine Schmiede. Mimer wohnte dort, ein sehr berühmter und gewandter Waffenschmied. Siegfried bat ihn, als Lehrling bleiben zu dürfen. Aber Siegfried schlug den mächtigen Amboß in den Grund und die stärksten Eisenstangen in Stücke. Von nun an fürchteten Mimer und seine Gesellen den starken Burschen, und sie sannen auf ein Mittel, seiner los zu werden. Da schickte ihn eines Tages der Meister in den Wald, um Kohlen zu brennen. Siegfried ging hin. An der bezeichneten Stelle riß er eine junge Eiche aus, welche ihm als Schürbaum diente. Als er noch mit seiner Arbeit beschäftigt war, schoß ein greulicher Lindwurm auf ihn zu; doch Siegfried erschlug ihn und badete sich in seinem Fett auf der Vögel Geheiß. Ein Lindenblatt fiel ihm aber auf die linke Schulter; darum wurde er an dieser Stelle nicht hörnern. Dann zog er frohgemut zur Schmiede zurück. Die Gesellen flohen, als sie ihn sahen. Mimer trat ihm mit gleißnerischer Freundlichkeit entgegen. Da erschlug Siegfried den Falschen und alle seine Knechte. Darauf schmiedete er Schild und Schwert und zog auf Abenteuer aus.

6. Throneck auf dem Hunsrück.

Am südlichen Abhange des Hochwaldes, den Hunnenschanzen gegenüber, liegen die Ruinen der uralten Burg Throneck, die früher der Familie von Hagen gehörte. Südlich



davon im Hochwalde befindet sich der Tranenweiher (die Quelle der Tran), wo nach einer Volkssage ein König ermordet worden sein soll. An diese Gegend grenzt das Land der Heunen oder Hunnen. Es ist hiernach sehr wahrscheinlich, daß der Dichter des Nibelungenliedes die Ermordung Siegfrieds durch Hagen von Throneck in diese Gegend setzte und daß diese Dichtung auf einer historischen Begebenheit beruht, welche in dieser Gegend stattfand.

7. Ecken Ausfahrt.

Zu Agrippian oder Köln am Rhein lebten einst drei Königinnen, welche viel von dem lobesamen Helden Dietrich von Bern vernommen hatten, so daß all ihr Sinnen nur darauf stand, den gewaltigen Recken einmal von Angesicht zu sehen. Held Eck zog darum, aufs beste gewappnet und gerüstet, aus, um den kühnen Helden von Bern im guten oder bösen nach Köln zu bringen. Endlich traf er in einem Gebirge den edlen Vogt von Bern, welcher gerade zuvor einen gewaltigen Kampf bestanden hatte. In kurzem erhob sich der Kampf, welcher den gewaltigen Recken von Bern in große Not brachte. Doch zuletzt fand Eck von der Hand Dietrichs den Tod. Der Sieger legte des Erschlagenen Waffen an.

Nun machte sich Fasold, des Erschlagenen Bruder, auf, um jenen zu rächen. Auch er wurde besiegt. Das gleiche Los traf die Riesin Rutz und ihre beiden Riesensöhne. Dann aber machte sich der edle Herr von Bern in Begleitung Fasolds nach Köln auf den Weg. Doch Fasold vergaß seines heiligen Eides und wurde von jenem in Köln im ritterlichen Kampfe erschlagen. Dietrich wurde von den drei Königinnen aufs beste bewirtet und kehrte dann nach Bern zurück, geleitet von dem kühnen Hildebrand.

8. König Orendel und der graue ungenähte Rock Christi.

Orendel, der Sohn des mächtigen Königs Eigel zu Trier, wurde als Jüngling von seinem Vater mit 72 Schiffen ausgerüstet, um in Jerusalem um die schöne, reiche und tapfere Königin Breide, die Wächterin des hl. Grabes, zu werben. Ein Schiffbruch raubte ihm alles und warf ihn



nackt an die Küste. Hier nahm er Dienst bei dem Fischer Eise. Eines Tages fing er einen Fisch, in dessen Bauch sich ein grauer, blutbefleckter Rock, nämlich der ungenähte Rock des Erlösers, befand. Diesen hatte Marie einst aus Lammwolle gesponnen; er war mit dem Kinde gewachsen und diente Christus bis zum Kreuzestod. Herodes schenkte ihn einem Juden, und als dieser die Blutflecken nicht auswaschen konnte, warf er ihn ins Meer. Orendel legte diesen Rock an und hieß seitdem der Graurock. Mit Hilfe dieses Rockes verrichtete er wunderbare Taten, gewann Breide zur Gemahlin und eilte, als er von der Bedrängnis seines Vaters hörte, mit Breide und dem treuen Eise nach Trier. Er befreite Eigel von seinen Feinden und trug sich schon mit dem Plane, wieder nach Jerusalem zu ziehen, als ihn ein Engel dazu vermochte, in Trier zu bleiben.

9. Der Schwanritter.

Herzog Gottfried von Brabant war gestorben, ohne männliche Erben zu hinterlassen; er hatte aber in einer Urkunde gestiftet, daß sein Land der Herzogin und seiner Tochter verbleiben sollte. Hieran kehrte sich jedoch Gottfrieds Bruder, der mächtige Herzog von Sachsen, wenig, sondern bemächtigte sich, aller Klagen der Witwe und Waise ungeachtet, des Landes, das nach deutschem Rechte auf keine Weiber übergehen könne.

Die Herzogin beschloß daher, bei dem König zu klagen; und als bald darauf Karl nach Niederland zog und einen Tag zu Neumagen am Rhein halten wollte, kam sie mit ihrer Tochter dahin und begehrte Recht. Dahin war auch der Sachsen Herzog gekommen und wollte der Klage zu Antwort stehen.

Es ereignete sich aber, daß der König durch ein Fenster schaute; da erblickte er einen weißen Schwan, der schwamm den Rhein herunter und zog an einer silbernen Kette, die hell glänzte, ein Schifflein nach sich; in dem Schiff aber ruhte ein schlafender Ritter; sein Schild war sein Hauptkissen und neben ihm lagen Helm und Halsberg; der Schwan steuerte gleich einem geschickten Seemann und brachte sein Schiff an das Gestade. Karl und der ganze Hof verwun-



derten sich höchlich ob diesem seltsamen Ereignis; jedermann vergaß der Klage der Frauen und lief hinab dem Ufer zu. Unterdessen war der Ritter erwacht und stieg aus der Barke; wohl und herrlich empfing ihn der König, nahm ihn selbst zur Hand und führte ihn gegen die Burg. Da sprach der junge Held zu dem Vogel: „Flieg Deinen Weg wohl, lieber Schwan! Wann ich Deiner wieder bedarf, will ich Dir schon rufen.“ Sogleich schwang sich der Schwan und fuhr mit dem Schifflein aus aller Augen weg. Jedermann schaute den fremden Gast neugierig an. Karl ging wieder ins Gestühl, zu seinem Gericht und wies jenem eine Stelle unter den andern Fürsten an.

Die Herzogin von Brabant, in Gegenwart ihrer schönen Tochter, hub nunmehr ausführlich zu klagen an, und hernach verteidigte sich auch der Herzog von Sachsen. Endlich erbot er sich zum Kampf für sein Recht, und die Herzogin solle ihm einen Gegner stellen, das ihre zu bewähren. Da erschrak sie heftig, denn er war ein auserwählter Held, an den sich niemand wagen würde; vergebens ließ sie im ganzen Saale die Augen umgehen, keiner war da, der sich ihr erboten hätte. Ihre Tochter klagte laut und weinte; da erhob sich der Ritter, den der Schwan ans Land geführt hatte, und gelobte, ihr Kämpfer zu sein. Hierauf wurde sich von beiden Seiten zum Streite gerüstet, und nach einem langen und hartnäckigen Gefecht war der Sieg endlich auf Seiten des Schwanritters. Der Herzog von Sachsen verlor sein Leben und der Herzogin Erbe wurde wieder frei und ledig.

Da neigten sie und die Tochter dem Helden, der sie erlöst hatte, und er nahm die ihm angetragene Hand der Jungfrau mit dem Beding an, daß sie nie und zu keiner Zeit fragen solle, woher er gekommen und welches sein Geschlecht sei, denn außerdem müsse sie ihn verlieren.

Der Herzog und die Herzogin zeugten zwei Kinder zusammen, die waren recht wohl geraten; aber immer mehr fing es an, ihre Mutter zu drücken, daß sie gar nicht wußte, wer ihr Vater war; und endlich tat sie an ihn die verbotene Frage. Der Ritter erschrak herzlich und sprach: „Nun hast Du selbst unser Glück zerbrochen und mich am längsten gesehen.“ Die Herzogin bereute es, aber zu spät, alle Leute fielen zu seinen Füßen und baten ihn, zu bleiben.



Der Held waffnete sich und der Schwan kam mit demselben Schifflein geschwommen; darauf küßte er beide Kinder, nahm Abschied von seinem Gemahl und segnete das ganze Volk; dann trat er ins Schiff, fuhr seine Straße und kehrte nimmer wieder. Der Frau ging der Kummer zu Bein und Herzen, doch zog sie fleißig ihre Kinder auf. Aus dem Samen dieser Kinder stammen viel edle Geschlechter, die von Geldern sowohl als Kleve, auch die Rienecker Grafen und manche andere; alle führen den Schwan im Wappen.

10. Der starke Hermel.

Vor langen, langen Jahren kamen die Heiden in großen Schiffen den Rhein heruntergefahren. Wo sie ans Land stiegen, nahmen sie alles, was ihnen gefiel. Das wollten unsere Landsleute zwar anfangs nicht gutwillig zugestehen und setzten sich zur Wehr; allein in dem blutigen Kriege, der nun folgte, behielten die Fremdlinge die Oberhand. Nun mußten ihnen alle Leute dienen, und ihr Los wurde immer härter.

Da wurde einst ein hochgewachsener, wilder Knabe zur Fron gerufen. Er war auf den Bergen zu Hause und hieß der starke Hermel. Er war kaum zwanzig Jahre alt. Die Fremdlinge freuten sich über den kräftigen Gesellen und hofften, er würde ein schön Stück Arbeit leisten. Als aber der festgesetzte Tag kam und alle Fronleute längst in der Scheune mit Dreschen beschäftigt waren, lag der träge Hermel noch auf dem Stroh und schnarchte. Man rief ihn endlich und schalt ihn einen trägen Tagedieb. Nun ging Hermel in die Scheune und sah, was die andern gedroschen hatten und meinte, wegen der kleinen Arbeit brauche man nicht so früh aufzustehen; vor Mittag wolle er alles gedroschen haben, wenn man ihm nur einen großen Karren mit Stroh für sein Nachtlager gebe, dazu genug Brot und Fleisch. Alles wurde ihm zugesagt. Dann ging Hermel in den Wald, holte einen Eichenstamm und befestigte daran mit einem Schiffsseil eine große Tanne. Das war sein Dreschflegel. Dann nahm er das Dach von der Scheune und fing an zu dreschen. In einer halben Stunde war er fertig. Nun benutzte er das Schieferdach als Futterschwinge; er schwang sie so mächtig, daß die Spreu stob wie dichte Schneeflocken. In



großen Bettsäcken trug er das gereinigte Korn auf den Speicher. Die Heiden sahen das mit freudigem Erstaunen. Als aber Hermel jetzt den ausbedungenen Lohn, nämlich den Karren mit Stroh, zurechtsetzte, fingen sie an, scheel zu sehen. Die beiden vorgespannten Ochsen konnten ihn nämlich nicht fortbewegen. Da schlug Hermel die Tiere mit der Faust zusammen, warf sie auf das Stroh und zog selber den Wagen fort. Da merkten die fremden Herren, daß ihnen der Hermel ebenso gefährlich wie nützlich werden könnte. Sie sannen nun darüber nach, wie sie seiner los würden. Man hatte ihm am Abend einige Malter Mehl gegeben, wovon er für seine Gesellen und sich Brot backen sollte. Als man aber am Morgen nachsah, lag der Schlingel im festen Schlaf, der Ofen war kalt und weder Brot noch Mehl zu finden. Man weckte ihn und befragte ihn darüber. Er sagte endlich: „Ich habe die Brote, so wie ich sie aus dem Ofen genommen, zu dem Ochsenbrätlein für Semmel gegessen." Da sprachen die Fremden zu ihm: „Geh hinab, Hermel, in unsern Hof, dort sollst Du einen Brunnen reinigen, der fünfzig Klafter tief ist, und dafür sollst Du ein Nachtmahl haben, wie Du es begehrst." Hermel stieg nun in den Brunnen hinab. Da wälzten die Fremden eine Menge dicke Steine an den Rand des Brunnens und stießen dieselben hinab, in der Meinung, den Hermel dadurch zu zerschmettern. Der sang aber ein lustiges Lied. Endlich aber rief er: „So jagt doch die Hühner von dem Brunnenrande, denn sie scharren mir den Kies in die Augen, daß ich nicht arbeiten kann!" Flugs holten nun die Fremden einen großen Mühlstein herbei und ließen ihn hinabstürzen. Hermel aber lachte und rief: „Dank für den schönen Kragen, den ihr mir beschert." Hermel arbeitete ruhig weiter. Da spannten die Heiden acht Rosse vor einen Lastwagen und holten eine große Glocke heran. Auch diese warfen sie in den Brunnen und dachten, diese müsse den Burschen doch zerschmettern. Aber dieser ließ sich auch dadurch nicht in seiner Arbeit stören und rief: „Großen Dank, gestrenge Herren, für Eure schöne Schlafmütze!" Da liefen die Fremden eilig davon. Inzwischen hatte Hermel den Brunnen gereinigt, stieg herauf und lief ihnen nach; er beruhigte sie und beteuerte, daß er einen kleinen Spaß verstehe. Aber sie möchten ihm noch ein Stück Arbeit geben, da



der Abend noch ferne sei. Die Heiden schickten ihn nun in die Teufelsmühle, damit er dort das zu seinem Nachtmahl nötige Getreide mahle.

In der Teufelsmühle hauste aber seit vielen Jahren der Böse. Darum hofften die Heiden, dieser würde dem Hermel den Hals brechen. Hermel ging, wie ihm geheißen, zur Mühle und setzte den Mahlgang in Bewegung. Da kam auch schon der Unhold heran und griff mit seinen fürchterlichen Klauen nach dem Mahlknecht. Hermel überwältigte ihn aber und setzte ihn so fest auf den mahlenden Stein, daß ihm das Feuer aus den Knochen sprühte und er jämmerlich bat, ihn freizulassen. Endlich ließ ihn Hermel los. Als nun Hermel sein Korn gemahlen hatte, kehrte er am Abend mit dem Mehl zurück. Darüber wunderten sich die Herren sehr. Sie mußten ihm aber das ausbedungene Abendbrot sowie zwei Ochsen übergeben. Nach gehaltener Mahlzeit legte sich Hermel aufs Ohr, jene aber sannen auf eine List, ihn los zu werden.

Am folgenden Tage mußten sie ihn wieder wecken. Nachdem dies geschehen, sprachen sie zu ihm: „Hermel, wenn Du noch länger bei uns bleibst, machst Du uns zu armen Leuten; darum sollst Du hinab zur Hölle gehen und dem Teufel sagen, daß er Dir einen Sack voll Geld gebe, so schwer Du tragen kannst; dann sollst Du gute Tage bei uns haben.“ Hermel erwiderte: „Ich weiß weder Weg noch Steg dahin; wenn Ihr mir aber einen Wegweiser mitgebt, so will ich alles ausrichten!“ Da gaben sie ihm einen Jungen mit; der führte ihn bis an den Heidenkeller zu Vollberg im Sülztal. Als der Junge wieder heim kam und erzählte, Hermel sei in die Teufelshöhle hinabgestiegen, da frohlockten die Heiden, denn sie waren nun gewiß, daß es Hermel übel ergehen würde.

Hermel stieg indessen hinab in den Heidenkeller und kam durch einen langen, düstern Gang zu einer verschlossenen Tür. Durch einen Fußtritt stieß er sie auf und sah nun in einen ungeheuren Raum hinein, der von unzähligen Feuern erhellt war. Er schritt keck vorwärts. Da stürzte ihm der Teufel entgegen, den er in der Mühle abgeschliffen hatte. Kaum hatte er jedoch den Hermel erkannt, da floh er entsetzt zurück und rief den Obersten der Teufel. Der fragte den Hermel, was er wolle und griff sofort nach seinem Halse. Aber Hermel schlug ihn auf die Klauen und brachte sein



Anliegen vor. Da sagte der Oberteufel, er wolle drei Stücklein mit ihm um die Wette tun; wenn er die gewinne, so solle er das Geld haben; verliere er aber, so solle er ihm ewiglich mit Leib und Seele zugehören. Nun holte der Teufel ein ungeheures Jagdhorn, das war unten so weit wie ein Färberkessel. Es handelte sich darum, wer am stärksten hineinblasen könne. Der Teufel blies, daß der Boden zitterte und sechs Feuer ausgelöscht wurden. Hermel aber blies, daß das Horn mit ungeheurem Knall zersprang und hundert Feuer von dem Luftzuge erloschen. Nun holte der Höllenfürst einen ungeheuren Stein, so groß wie ein Backhaus und warf ihn senkrecht in die Höhe, zwanzig Ellen hoch. Hermel hob dann den Stein, wog ihn wie eine Feder in der Hand und sagte: „Ich will, bevor ich werfe, schnell in den Wald hinausspringen und mir einige Eichenstäbe holen, die dicksten Stämme, die ich finden kann, um das Gewölbe zu stützen, denn sonst bricht es, wenn ich werfe, und wir sind alle verloren." Da gab der Teufel die Wette verloren und öffnete seine Schatzkammer. Da packte Hermel den mitgebrachten Bettsack so voll Gold und Silber, als es anging, und brachte alles zu den Heidenherren, die sich über seine Rückkehr mehr ärgerten, als sie sich über das viele Gold freuten. Und wieder machten sie einen Anschlag, wie sie Hermel verderben möchten.

Da es eben Vormittag war, sandten sie ihn in den Wald, um mit den andren Fronleuten Holz zu fällen. Hermel nahm ein Schiffstau, schlang es um einen Eichenwald und zog alle Bäume zu Boden. Da ihn ein Fuhrmann bei dieser Arbeit hinderte, setzte er dessen Pferde auf den Wagen und schob diesen mit Holz und Rossen auf die Höhe.

Dann hielt er sein Mittagsschläfchen, bei dem er in einen so tiefen Schlaf fiel, daß ihn das stärkste Geräusch nicht erweckte. Da schichteten die Heiden große Holzhaufen um ihn auf, zündeten diese an und sprangen jauchzend um das Feuer. Endlich wurde es Hermel unter der Glocke, die er noch immer trug, warm; er richtete sich auf und sah, daß Kleidung und Haar schon versengt waren. Da wurde er zornig, sprang auf, riß einen Eichbaum aus der Erde und erschlug die Fremdlinge. Die sich nicht zeitig über den Rhein begaben, wurden umgebracht. Seit jener Zeit hat man von



dem fremden Heidenvolk in unserer Heimat nichts mehr gesehen.

11. Der Kampf Hermann Gryns mit dem Löwen.

Es war in dem Jahre als man schrieb 1262, nachdem Erzbischof Engelbert wieder mit Köln versöhnt war, als zwei Domherren Kölns, die einen heimlichen Groll gegen Bürgermeister Hermann Gryn hegten, weil er immerdar zu warm die Sache des Volkes geführt und nicht des Bischofs Worte vollzogen, ein Mittel ersannen, eine schreckliche Rache an ihm zu üben. Freundlich luden sie ihn, der nichts Arges träumte, in ihre Wohnung zum Mittagsmahl; dort sollte er einem Löwen, den sie, wie einige sagen, vom Erzbischof zum Aufbewahren erhalten hatten, vorgeworfen werden. Auch hatten sie bereits, um das reißende Tier wütender zu machen, ihm seit einiger Zeit die Speisen enthalten.

Hermann Gryn erschien auf den Augenblick, da er eingeladen war, und wähnte eine fröhliche Stunde unter Freunden zuzubringen; auch folgte er ihnen mit arglosem Herzen, als sie ihn, um das seltene Tier aus heißer Zone zu sehen, an die Kammer führten, worin es lag. Aber kaum war er in sie hereingetreten, als sie ihn von hinten hineinstießen und die Tür schnell zuschlugen.

Welch ein schrecklicher Moment für den Unglücklichen; alle Wege zur Flucht, zur Rettung verloren und kein Heil, als ein Kampf mit einem durch Hunger wütend gewordenen Raubtier! Schon blitzen seine blutfarbenen Augen, schon schlägt es den ungeheuren Schweif in großem Kreise, schon hebt es die mit Riesenstärke begabten Tatzen auf, schon öffnet sich der ungeheure gräßliche Rachen und so stürzt es auf ihn hin. Aber in seiner Geistesgegenwart hat er im Nu seinen Mantel oder das Biret, welches man damals sehr groß trug, um linken Arm und Hand gewunden, dem Löwen jäh in den Hals gestoßen und das Schwert in der Rechten ihm durch die Seele gejagt. Und von Stund an, fährt die Chronik fort, ließ Hermann Gryn die Verräter ergreifen und bei dem Domkloster unter das Tor an einen Balken hängen, der noch dort mit zwei Öffnungen am Ende des 15. Jahrhunderts sichtbar gewesen ist. Auch erhielt das Tor von nun an den Namen Pfaffentor.



Des Bürgermeisters heldenmütige Tat zu verewigen, wurde ein steinernes Bild, welches ihn mit dem Löwen vorstellen sollte, auf einen der Pfeiler am Rathause gesetzt, und den andern Heinrich der Löwe, Samson und David als ähnliche Anspielungen zur Zierde gegeben.

12. Der Heidenkönig im Bielstein.

Im Bielstein sitzt tief unten in einer ungeheuren Felsenhöhle auf mächtigem Steinblocke ein gewaltiger König und Held; derselbe lehnt mit seinem Haupte auf einem vor ihm stehenden Steintische und hält mit beiden Händen den Griff seines gewaltigen Schwertes umfaßt. Nebenan stehen an vollen Krippen ungeduldig scharrende Rosse in langen Reihen, schlummern Krieger und Knappen auf ihren Waffen. Der Eingang zu dieser unterirdischen Burg steht in der Walpurgisnacht von 12 bis 1 Uhr offen und soll sich einmal ein Jäger dahin verirrt haben. Ihm gegenüber erhob sich der König und frug halb im Traum, ob die Elster noch um den Berg fliege. Als er vernommen, daß dieser Vogel noch fliege, soll der Held wieder eingeschlafen sein. Wenn dieser Vogel nicht mehr fliegt, wenn die schwarze Zeit die Oberhand gewonnen, alsdann soll der König aus der Kluft hervortreten, in sein Heerhorn stoßen und eine ruhmreiche neue Zeit begründen.

13. Der Schmied im Wolsberg.

Ein Siegburger Schmied wanderte nach vollbrachtem Tagewerk seiner Heimat zu. In der Nähe des Wolsberges ließ er sich zur Ruhe nieder. Er schlief ein. Zur Mitternacht erwachte er. Da plötzlich gewahrte er einen geharnischten Ritter mit eisgrauem Barte, der ihn aufforderte, ihm zu folgen. Als er sich erhob, sah er zu seinem Erstaunen am Wolsberge ein Eisentor, vor welchem zwei gewappnete Wächter von riesiger Größe standen. Durch dieses Tor schritt er mit seinem Begleiter. Durch ein zweites Tor kamen sie in eine große Rotunde von prachtvollster Ausstattung. In der Mitte saß ein Herrscher auf goldenem Thron; sein müdes Haupt neigte sich im Schlafe. Um ihn her lagen seine Getreuen, Ritter und Knappen, im Schlafe. Dann führte der Ritter den Schmied in eine andere Halle. Hier standen hunderte von Rossen an vollen



Krippen. „Hier findest Du Arbeit bis zum Morgen," sprach der Ritter zum Schmiede; „diese Pferde müssen mit neuen Hufeisen versehen werden." Unverzüglich machte sich der Schmied an die Arbeit. Und ehe der Morgen graute, war alles vollbracht. Zur Belohnung empfing der Schmied die alten Nägel. Der Mann erstaunte über die seltsame Art des Lohnes, gab sich aber damit zufrieden. Dann wurde er von dem Ritter vor den Berg geleitet. Er legte sich nieder ins Gras, um zu schlafen. Als er endlich erwachte, fand er keine Spur mehr von einem Felsentor, aber zu seinem freudigen Schrecken waren alle Nägel, die er aus dem Berge mitgebracht hatte, eitel Gold. So war er ein reicher Mann geworden.

14. Der wilde Jäger im Soonwald.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts lebte Graf Walram von Sponheim, Schwager des Wildgrafen Johann von Dhaun. Er war ein leidenschaftlicher Jäger. Er achtete nicht den Tag des Herrn und nicht das Eigentum der armen Leute. Namentlich im Soonwald jagte er mit Vorliebe.

Wie er einst durch den Wald ritt, tönten ringsum die Glocken. Da gesellten sich zwei Reiter zu ihm: einer auf einem Schimmel und der andere auf einem feuerfarbenen Roß. Der Schimmelreiter zur Rechten bat ihn, umzukehren und den Tag des Herrn nicht zu entheiligen. Der Reiter zur Linken spornte aber den Grafen zum tollen Jagen. Eine aufgescheuchte Hindin suchte Schutz unter einer Viehherde. Der rasende Graf sprengte heran, schoß die Herde zusammen und peitschte den Hirten. Immer wieder warnte der eine Reiter, während der andere mehr und mehr hetzte. Da floh die Hindin in den Wald und suchte Schutz bei einem Klausner. Als der Graf nun auch in die fromme Einsiedelei eindringen will, da hebt der fromme Mann die Hände. Ein unheimliches Wetter zog herauf und vom Blitzstrahl getroffen sank der Graf zu Boden. Seit dieser Zeit muß er als wilder Jäger mit seinen Genossen feurig durch den Soonwald reiten mit Sausen und Brausen, mit Hundegekläff und Jagdruf bis zum jüngsten Tag.

15. Wie die wilde Jagd aussieht.

Von alten Leuten wird behauptet, man könne in der wilden Jagd nichts sehen, man könne sie nur hören. Dagegen will



Herr Collip aus Birgel sie gesehen haben. An einem ruhigen Abend, so erzählt er, standen wir im Hofe und hatten unsern Blick nach dem Walde gerichtet, den wir weit überblicken konnten. Von dort sahen wir auf unsern Ort zu eine eigenartige Wolke sich bewegen, in der sich Tausende dunklere und hellere Wesen zu bewegen schienen, die sich wie ein Riesenbienenschwarm bald zusammenballten, bald auseinanderstoben. Dabei hörten wir ein unbeschreibliches Durcheinander von unzähligen Stimmen: Jauchzen, Singen, Lachen und Rufe: huhu, huhu. Der Vater sagte zu uns Kindern: „Kommt herein! Das ist die wilde Jagd. Es ist nicht gut, wenn man dann draußen bleibt." Aus der Stube sahen wir vom Fenster aus die wimmelnde Wolke und hörten das Getöse über unser Dorf auf Düren zu hingehen, es verschwand in der Ferne. Diese Erscheinung konnte man im Jahre wiederholt sehen; sie hatte immer dieselbe Richtung. Die Leute glaubten allgemein, das seien Gespenster, vor denen man sich hüten müsse.

Ein anderer Greis sagte, es seien die Geister der Barone, Grafen und Ritter aus den Burgen, die in ihrem Leben leidenschaftlich gejagt und selbst an Sonn- und Feiertagen diesem Vergnügen obgelegen hätten und darum zur Strafe in der Luft jagen müßten.

16. Die „fürige Jag".

Das Dorf Thum war in Vorzeiten eine Stadt, die Thumbach hieß und von der das heutige Dorf benannt ist. Von der Stadt, die groß gewesen sein muß, sind an einzelnen Stellen um das Dorf herum nur noch Grundmauern, große Dachziegelstücke und allerlei sonstige Reste übrig geblieben, so im Buchholz, Niederbusch und an andern Stätten. Im Klosterbusch hat ein Kloster gestanden und auf dem Stein eine Kirche, die versunken sind. In der heiligen Nacht kann ein aufmerksames Ohr dort um zwölf Uhr Glockengeläute vernehmen. Einige Stellen, wo die alten Gebäulichkeiten der zugrundegegangenen Stadt gestanden haben, wurden früher als berüchtigt gemieden. Als der Hochwald im Buchholz, der sich vor sechzig Jahren nördlich bis an den Ort zog, noch nicht gerodet war, sprengte nachts zu heiligen Zeiten der „wisse Schömmel" durch den Wald. Das Roß sprüht zuweilen Feuer aus den Nüstern, und ein unheimlicher Reiter saß auf ihm,



bald riesengroß, fast die Wipfel der Bäume erreichend, bald schrumpfte er zu einem kleinen, winzigen Männchen zusammen, das man kaum sehen konnte. Oft erschien er an der Spitze eines wild daherrasenden Heeres. Dann hörte man Katzengeschrei, Hundegebell und sonstiges Getöse und sah zahllose Lichter. Das nannte man die „fürige Jag". Das Heer hielt immer die gleiche Richtung ein „op dem Scheed" von Westen nach Osten. An der „Urmaar", der verrufensten Stelle, erschien der Reiter oft feurig und verschwand plötzlich. Danach hört man ängstliches Stöhnen und Wimmern. Der Reiter soll der Geist eines Ritters der Froitzheimer Burg sein.

17. Der ewige Jäger von Hochpochten.

Mit grauendem Morgen brachen an einem Sonntagmorgen einige Jäger auf, um in Hochpochten zu jagen. Schon hatten sie den großen Wald nach allen Richtungen durchstreift, als vom nahen Kirchturm die Stimme der Glocke mahnend an ihr Ohr schlug. Achtlos verhallten die Töne. Da wurden sie endlich eines Rehes ansichtig. Als sie sich voll Eifer an das äsende Tier heranschleichen wollten, ertönte plötzlich das Geläute sämtlicher benachbarten Kirchenglocken. Alle Jäger folgten dieser Einladung; ein Jäger erklärte jedoch, er wolle dem Reh nachspüren, und wenn dies auch ewig dauern sollte. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so gebot ihm eine Stimme, ewig dem Rehe zu folgen. Beständig sieht er nun das Reh vor sich und unaufhörlich jagt er ihm nach. So jagt er auch heute noch unstet in Hochpochten umher. Schon manchem verspäteten Holzhauer und Fuhrmann ist er erschienen.

18. Der ewige Jäger und die weiße Frau.

In Hackhausen bei Ohligs (Kr. Solingen) und in der dortigen Gegend schrecken Eltern ihre Kinder noch heute mit dem Hinweis auf den ewigen Jäger. Noch vor 50 Jahren (etwa 1870) haben unterschiedliche Leute dort den ewigen Jäger gesehen. Auch haben manche deutlich gehört, daß er des Nachts um 12 Uhr dreimal auf seinem Waldpfeifchen pfiff.

Dieser ewige Jäger ist aber nicht allein. Eine weiße Frau ist bei ihm. Diese weiße Frau soll aber ein verwünschter Engel sein. Vor der weißen Frau fürchtet sich darum kein Mensch, wohl aber vor dem ewigen Jäger, welcher zu seinen Lebzeiten



sehr hart gegen die armen Leute war, sich mit seinem eigenen Blut unterschrieb und an vier Wegen vor dem Teufel gestanden hat.

19. Der blechene Jäger am hohen Asberg.

Der blechene Jäger nimmt regelmäßig seinen Weg hoch durch die Luft, und zwar von Rederscheid nach Gießelers Siefen (schmales Tal). Das geschieht aber nur zur Nachtzeit.

Am Asberg steht mitten im Walde an einem Kreuzwege eine Eiche, welche weit und breit unter dem Namen „Kreuzches-Eiche“ bekannt ist, weil man ein Kreuz an derselben angebracht hat. An dieser Eiche geht nachts um 12 Uhr der blechene Jäger vorüber und gibt seine Zeichen, indem er lautes Geräusch macht und eigentümliche Laute von sich gibt.

Der blechene Jäger hat einst jemand ermordet. Der Ermordete liegt zwischen Leiberg und Asberg begraben. Aber sein Geist kann keine Ruhe im Grabe finden. Er zieht um, und zwar das ganze Jahr hindurch.

Es war einst ein Mann, der hieß Lapp. Der brachte durch Wucher und Ungerechtigkeit manche Leute in großes Elend. Vor allen Dingen preßte er denen, welche in der Not sich um Hilfe an ihn wandten, ihre Güter ab. Darum bekam er auch den Namen Lapp. Nachdem er gestorben war, spukte er in einem Busche bei Endenich. Von dort aber wurde er in die sieben Berge verwiesen, wo er in einem blechenen Mantel umgeht. Darum heißt er der blechene Jäger. Am häufigsten wandert er am Asberg umher und wurde dort noch im Winter von 1899 auf 1900 von einer Frau gesehen. Von einigen bestimmten Fräulein mußte ihm alle sieben Jahre ein blechener Mantel geliefert werden.

Einst gingen einige arme Frauen aus der Nähe des Siebengebirges in den Wald am Asberg, um Beeren und Holz zu sammeln. Nach angestrengter Arbeit waren sie ermüdet. Da es schönes Wetter war, legten sie sich zu kurzer Rast unter einen Baum. Plötzlich wurden sie jäh aufgescheucht durch lautes Geräusch, Hundegebell und Getöse hoch in der Luft. Es war der blechene Jäger, welcher dahinzog.

Der Ort,, wo sich dieses zutrug, liegt unweit der Kreuzches-Eiche. Dort hat sich auch lange ein Schildchen mit Abbildungen befunden, auf welchem geschrieben stand:



Ich verteile den Blitz
Und vertreibe die bösen Geister.

Der blechene Jäger ist in die Gegend des Asberges verbannt worden, weil er etwas angerichtet hat; er reist immer um den Asberg herum, und zwar in der Nacht. Er bewegt sich auf einem Pfädchen, welches vom Asberg aus an der Kreuzches-Eiche vorbei nach den sieben Bergen geht. Dieser Pfad wird nur von ihm betreten, aber von keinem Menschen.

Der blechene Jäger ist im Leben ungerecht gewesen und hat unter anderm Leute angezeigt, welche nichts Böses begangen hatten. Er war Förster und wohnte auf dem Rennenberg bei Linz. Zur Strafe muß er nun über einen Pfad gehen, welcher sich von dem Rennenberg nach dem Siebengebirge hinzieht. Der Pfad ist blank. Der Mann trägt einen blechenen Mantel und einen blechenen Hut und schreitet zu Fuß dahin.

Der blechene Jäger war einst Ritter zu Ockenfels. Er war ein wilder, wüster Geselle, der sogar seinen Bruder ermordete. Für diese schauerliche Tat wurde er geächtet und nach dem Asberg verbannt. Nun zieht er durch einen Graben, welcher vom Asberg nach dem Rennenberg hinläuft und welcher ehemals (zu seinen Lebzeiten) so tief war, daß er mit seinem Roß ganz verborgen in demselben war.

Alle Bäume und Sträucher am Asberg sind verdreht und zerzaust; das hat der blechene Jäger getan.

Der blechene Jäger ist ganz von Blech und glühend. Es ist ein großer Mann mit langem Bart und von wildem Aussehen. Ein Förster ist eines Tages vor ihm davongelaufen.

20. Der Düppelsreuter.

Am hellen Mittag zeigt sich zwischen Opherten und Kallrath der Düppelsreuter gepanzert und mit geschlossenem Visier auf einem großen Schimmel. Auch auf dem Wege nach Ameln hat man ihn schon mittags und abends gesehen.

21. Feuermann und wilder Jäger.

Dem Feuermann darf man nicht pfeifen. Nun gingen einmal mehrere junge Burschen von Krauthausen über Feld und sahen von ferne einen Feuermann. Trotz alles Widerspruchs fing einer von ihnen an zu pfeifen und sofort kam der Feuermann auf sie zugerannt. Voll Todesangst flüchteten alle zu-



sammen in das nächste Haus. Als sie aber dort eine Weile gesessen hatten, kam ein blutiger Knochen durch das Fenster geflogen, der sprach:

Du hast mich duhn jagen (nach anderen: rennen)
Du sollst mich duhn knagen.

Der mutwillige Bursche starb kurze Zeit danach.

22. Der wilde Jäger bei Bruttig.

Im Bezirk Bildchen findet sich ein steinernes Bild, das tief in den Stamm einer Eiche hineingewachsen ist. Es stellt Christus am Kreuze dar. Von Fankel her kommt oft der wilde Jäger mit seinem Gefolge unter Heulen und Sturm. Wenn aber die wilde Jagd bis zu diesem Bildchen gelangt ist, dann verschwindet sie, denn nur bis dahin haben die Geister Macht; vor dem Kreuz schrecken sie zurück.

In sehr alter Zeit soll in der Nähe des Steinbildes eine Burg gestanden haben. Dort vorgenommene Ausgrabungen lassen den Schluß zu, daß hier in vorgeschichtlicher Zeit eine Siedelung gewesen ist. Daher mag die Sage von einer Burg entstanden sein.

23. Der ewige Jude.

Einst handelte ein Jude sogar am heiligen Weihnachtsfest. Als ihn die Leute auf das Unziemliche seines Verhaltens hinwiesen, erwiderte er: „Nein, meine Waren will ich los sein, und wenn ich ewig handeln soll!“

Wegen dieser Frevelworte muß er ewig handeln. Aber nur am Weihnachtstage kann man ihn mit seinem Pack unter dem Arme umhergehen sehen.

24. Der hölzerne Jäger.

Unweit des Fleckens Lutzerath befindet sich das Üsbachtal. An den Abhängen desselben befinden sich große Wälder. In denselben treibt der „hölzerne Jäger“ sein Wesen. In allen möglichen Stimmen macht er sich am Vorabend heil'ger Tage vernehmbar. Auch hat man das Fällen von Bäumen am hellen Tage gehört; ging man zu der betreffenden Stelle, so war nichts zu sehen und der Schall kam von einer andern Gegend. Auch machte sich oft der Wind so stark bemerkbar, als wolle er die Bäume aus der Erde reißen.



Einst gingen zwei Mädchen in diesen verrufenen Wald, um Futter für das Vieh zu schneiden. Ermattet von der Arbeit und der herrschenden Hitze setzten sie sich endlich nieder und schliefen ein. Als sie erwachten, sahen sie einen riesengroßen alten Jäger vor sich stehen. Da schrie ein Mädchen vor Entsetzen laut auf. In demselben Augenblick war der Jäger verschwunden. Die Mädchen eilten nach Hause. Beide siechten nacheinander hin und starben.

Auch Holzfäller haben den „hölzernen Jäger" in später Nachtstunde gesehen: er schwebte an ihnen vorbei und ließ ein klägliches Jammern hören.

25. Der Sonnenhirsch.

Wo jetzt der Warnepol (Kreis Bergheim) ist, war früher Wald. Dort verfolgte einmal ein Jäger mit seinem Hund ein Reh. Er zielte auf das Wild, hatte aber das Unglück, seinen Hund totzuschießen. Da sprach er in seinem Zorne: „Hätte ich doch eher die Sonne vom Himmel geschossen, als meinen Hund getroffen!" Er verfolgte das Reh noch eine kurze Strecke und zielte von neuem nach ihm. Aber siehe da, die Flinte richtete sich auf die Sonne und der Jäger starb in demselben Augenblick und verblieb in dieser Stellung. Die Vögel und andere Tiere fraßen sein Fleisch, so daß man sein Skelett in der Stellung fand, wie er sein Gewehr auf die Sonne gerichtet hielt.

26. Der Freischütz auf Horath bei Barmen.

Auf Horath wohnte einst der reiche Hegemanns Batz. Er hatte einen Knecht, Henrik, welcher den ganzen Tag durch Feld und Wald umherschlenderte. Wollte aber sein Herr einen Hasen haben, dann rief er Henrik zu: „Henneken, eck mott en Has hävven!" Dann ergriff jener die Flinte, ging in den nahen Wald und bald hörte man einen Schuß fallen. In kurzer Zeit kehrte Henrik regelmäßig mit einem schweren Hasen zu seinem Herren zurück. Es war eben allbekannt in der Gegend, daß Henrik niemals fehlte. Er verstand „die Kunst". Diese hatte er auf folgende Weise erlangt:

Er war einmal vor Sonnenaufgang in den Wald gegangen. Dort nahm er seine Flinte und zielte auf einen Baum, auf welchen er die Worte geheftet: „Das Blut Jesu Christi."



Auf diese Worte hatte er seine Büchse gerichtet. Kaum war der Schuß losgegangen, so stand Jesus hinter dem Baum und lachte. Von der Zeit an traf Henrik alles, was er wollte.

II. Teufel als Baumeister. Teufelssteine. Geprellter Teufel. Des Teufels Macht.

27. Die Teufels- oder Simeonskirche (Porta nigra) in Trier.

Der Rat zu Trier beschloß eines Tages den Bau einer neuen Kirche. Sofort meldete sich auch ein Baumeister, zwar ein hinkender Geselle, doch kräftig und trutzig. Aber der dem Rat vorgelegte Grundriß war wunderbar und gefiel allen. Dazu versprach der Fremde, die Kirche bis Weihnachten fertig zu stellen und als Türen die zwei Torflügel des Kapitols zu Rom herbeizuschaffen. Als Lohn begehrte er nur die Seele des ersten Menschen, der in der neuen Kirche das Knie beugen würde. Nun ging den Ratsherren über den Bauherrn ein Licht auf. Doch die Versprechungen waren so verlockend, daß sie ihre Zustimmung erteilten. Als Weihnachten nahte, war der wunderbare Bau nahezu fertig. Nur die Kapitolstore mußten noch herbeigeschafft werden. Wie ein Sturmwind fuhr der Baumeister nach Rom, ergriff in der Nacht die Türflügel und flog damit durch die Luft nach Trier zurück. Als er sich auf dem Gipfel der Alpen etwas ausruhte, trat eine wunderbare Jungfrau an ihn heran, welche ihn in eine lange Unterhaltung zog, diese aber endlich mit den Worten abbrach: „Nun troll Dich Deiner Wege; es wird wohl schon zu spät sein!“ In Eile setzte der Baumeister seinen Weg fort. Als er nach Trier kam, schallten ihm aus den offenen Türen der Kirche Weihnachtsgesänge entgegen; der Priester segnete dann die Gemeinde mit dem hl. Kreuzeszeichen. Als das der Teufel wahrnahm, warf er die Torflügel auf das Dach der Kirche, daß alle Balken brachen und die Gewölbe rissen. Seitdem ist eine Öffnung im Kirchendach, welche niemals geschlossen werden kann. Die Kirche aber heißt seitdem Teufelskirche.



28. Der Münsterbau zu Aachen.

Karl der Große war eifrig bemüht, das Münster zu Aachen in voller Schönheit erstehen zu lassen. Ehe aber der Bau nur im Groben vollendet war, mußte man den Weiterbau einstellen, weil kein Geld mehr vorhanden war. Da erbot sich ein unbekannter Meister, das nötige Baugeld herbeizuschaffen. Er machte zur einzigen Bedingung, daß ihm die erste Seele, die in die fertige Kirche einginge, gehöre. Wohl merkten nun die Herren vom Rat der Stadt, mit wem sie es zu tun hatten. Aber als sie bedachten, daß man ohne Geld den herrlichen Bau nicht vollenden könne, ließ man alle Bedenken fahren und ging auf den Vorschlag des Fremden ein. Rasch wurde nun der Weiterbau gefördert und man dachte an die Einweihung, aber auch daran, wer das Opfer bringen solle, das der Böse ausbedungen hatte. Endlich wurde die Einweihungsfeier auf den Dreikönigstag des Jahres 804 festgesetzt; Papst Leo wollte selbst nach Aachen kommen. Am Festtage war alles Volk versammelt; scheu blickte man nach dem großen Tor des Gotteshauses. Da eilte eine Schar bewaffneter Trabanten heran und jagten einen kurz vorher eingefangenen Wolf hinein. Dann erhob sich ein grauenvolles Getöse; wütend schoß der Teufel auf das Tier zu und erwürgte es.

In demselben Augenblick begannen die Glocken zu läuten und lauter Jubel erscholl von der versammelten Volksmenge.

Der Teufel aber fuhr wutschnaubend zum Meeresstrande, ergriff eine lange Sanddüne und eilte mit ihr nach Aachen, um die Stadt unter derselben zu begraben. Ehe er Aachen erreichte, warf ihm ein heftiger Wind so viel Sand in die Augen, daß er nicht mehr sehen konnte. Da begegnete ihm ein altes Weib, welches er nach dem Wege fragte; sie erwiderte, daß das noch ein gewaltiger Weg sei. Da warf er voll Zorn seine Bürde zur Erde, seine Rache an Aachen auf eine bessere Zeit verschiebend. Der Berg, den Satan auf Aachen zu schleudern dachte, ist noch vorhanden: der Loosberg und St. Salvator. Das Haupttor der Kirche heißt aber noch heute die Wolfstüre. Das Bild des Opfers ist dort in Stein ausgehauen.

29. Die Gründung der Abtei Steinfeld.

Unter Kaiser Heinrich I. lebte im kölnischen Lande der reiche Graf Sibodo. Der war einst bei einer Taufe zugegen und



wurde nachdenklich, als über das Kind das Kreuzeszeichen gemacht wurde. Er fragte seinen Hofmeister, ob das auch mit ihm geschehen sei. Als dieser die Frage bejahte, meinte der Graf, dann sei es unnötig, daß er sich fernerhin noch bekreuzige, und unterließ von da ab diesen Brauch. Darum erbot sich der Teufel zu seinem Diener. „Wer bist Du?" fragte ihn der Graf. Der Arge entgegnete: „Mein Name ist Bonschariant!" Der Graf nahm ihn als Diener an und führte ihn in sein Schloß zu Ahr. Bonschariant erfüllte jeden Wunsch seines Herrn und ergötzte ihn durch mancherlei Kurzweil.

Einst schloß sich der Graf einem Zuge fahrender Ritter zum Kampfe gegen die Ungläubigen an. Wo Sibodo am Kampfe teilnahm, siegten die Christen. Bonschariant war immer an seiner Seite und wurde ihm bald unentbehrlich.

Da brach auch am Rhein ein Krieg aus und die Feinde fielen ins Eifelland ein. Der Graf griff zu den Waffen und die Feinde wurden geschlagen. Der Graf folgte ihnen über den Rhein. Eines Abends schlief er ermüdet unter einem Baum ein. Da ereilten ihn die Feinde und hätten ihn getötet, wenn Bonschariant nicht herbeigeeilt wäre und den Grafen auf seinem Rücken fortgetragen hätte, im Fluge hoch durch die Luft. Über dem Rhein erwachte der Graf und rief aus: „Gott sei mir gnädig." Hart fuhr ihn nun der Diener an und der Graf merkte, wer derselbe sei. Nach kurzer Zeit waren sie auf dem anderen Rheinufer und in Sicherheit.

Zwar blieb Bonschariant in den Diensten des Grafen, aber das alte herzliche Verhältnis kam nicht mehr auf. Bonschariant tat nach wie vor alles, um die Gunst seines Herrn zu bewahren.

Einst ritten beide nach Köln. Auch hier rettete Bonschariant seinem Herrn auf wunderbare Weise das Leben.

Nach Jahren erkrankte Sibodos Gattin. Alle Hoffnung schwand. Da erklärte einer der Ärzte: „Eine Arzenei weiß ich, welche die Kranke noch retten kann; aber es wird unmöglich sein, sie zu beschaffen: Löwenmilch mit Drachenblut vermischt." Da wurde der Graf sehr betrübt, doch Bonschariant versprach, die Arzenei zu beschaffen. Nach zwei Stunden brachte er sie und die Gräfin genas. Als sie später alles erfuhr, drang sie mit Ungestüm in den Grafen, den schrecklichen Diener zu entlassen. Dazu war dieser aber nicht zu bewegen; nur dazu



verstand er sich, dem Herrn eine Kirche und ein Kloster zu bauen. Eine Anhöhe im Walde, Steinfeld genannt, bestimmte er zum Bauplatz. Als er mit Bonschariant einst dort weilte, gab er vor, hier ein Jagdschloß zu erbauen. Da wurde der Teufel sehr froh und erklärte sofort seine Bereitwilligkeit zur Mitarbeit. Er war der einzige Baumeister, doch schritt der Bau schnell vorwärts und bald prangte ein stattliches Gebäude auf der Felsenhöhe. Als nur noch wenig zur Vollendung fehlte, dachte der Graf, nun könne er dem Hause seine wahre Bestimmung geben. Er pflanzte darum auf der Spitze des Bauwerkes ein Kreuz auf, welches er zu diesem Zwecke bereit gehalten hatte. Da erschien der Teufel in der Luft mit einem gewaltigen Stein, den er in den Turm einmauern wollte. Als er aber das Kreuz erblickte, brach er in laute Verwünschungen aus und schleuderte den Steinblock auf das Bauwerk. Der Stein nahm jedoch, von einer unsichtbaren Hand getragen, eine andere Richtung und fiel bei dem Örtchen Dieffenbach nieder, wo man ihn noch als „Teufelsstein" bezeichnet. Das Kloster zu Steinfeld wurde bald vollendet, aber Bonschariant ließ sich nicht mehr sehen.

30. Die Marmorsäule im Münster zu Essen.

Einer Äbtissin von Essen wurde zur Ausschmückung der Münsterkirche von Rom aus eine prächtige, alte Marmorsäule angeboten. Die Gabe wurde dankbar angenommen; doch wie sollte man die Säule nach Essen schaffen! Zur rechten Zeit stellte sich der Teufel ein und versprach, die Säule nach Essen zu schaffen, wenn die Äbtissin ihm ihre Seele verschriebe. Nach langem Schwanken nahm die hohe Frau das Anerbieten unter der Bedingung an, daß die Säule vor dem Aveläuten am Vorabende des Dreikönigsfestes in der Kirche stehen müsse. Darauf ging der Gottseibeiuns ein. Als er nun mit seiner Last am Kalkhofsteiche vor dem Kettwigertore war, wurden die Glocken von unsichtbarer Hand geläutet und die Seele der Frau war für ihn verloren. Da ergrimmte der Teufel, warf die Säule zu Boden, daß sie einen Riß bekam, und entwich. Die Äbtissin aber ließ die Säule im Westchor des Münsters aufstellen und traf die Anordnung, daß in jedem Jahre am Dreikönigsabend die Armen am Kalkhofsteich mit Reis gespeist wurden.



31. Der Dombau zu Köln.

Meister Gerhard, der erste Dombaumeister, war ein gar kunstreicher Mann. Voll Stolz stand er eines Tages auf dem Gerüste und schaute auf das fast vollendete Domchor hin. Da sah er plötzlich einen Fremden neben sich stehen, der einen feuerroten Mantel und ein schwarzes Barett mit einer Hahnenfeder trug. „Woher des Weges und was ist Euer Begehr?" fragte Meister Gerhard. „Ich bin ein Baumeister gleich wie Ihr, aus dem fernen Welschland," erwiderte der Rote. Spöttisch schaute ihm Gerhard ins Gesicht. „Wie ich?" sagte er lachend und zeigte auf das Chor hin. „Baumeister gibt es wohl gar viele in allen Landen," meinte er, „aber keinen, der ein solches Werk sein eigen nennen kann." Erzürnt entgegnete der Rote: „So laßt uns wetten; ich mache ein Werk, das dem Deinigen nicht nachsteht, einen Bach, der von Trier bis Köln läuft, das sind mehr als vierzig Stunden, ganz unter der Erde. Und dieses Bächlein habe ich schneller fertig als Ihr diesen Bau."

„Und der Preis der Wette?" fragte lachend der Meister. „Deine Seele ist der Preis, und wenn ich in Gestalt einer Ente dahergeschwommen komme, werde ich Dich holen."

Meister Gerhard betrieb von dieser Zeit an den Weiterbau des Domes mit erhöhtem Eifer; aber nur langsam rückte das gewaltige Werk vorwärts. Je langsamer aber der Bau voranschritt, desto trübsinniger und trauriger ward der Meister. Endlich bekennt er seiner Gattin, einem klugen und verständigen Weibe, den Grund seiner Traurigkeit. „Habe nur keine Sorge um diese Wette," meinte sie, „wie kann eine Ente auf dem Bache von Trier bis Köln schwimmen, ohne daß alle Viertelstunde ein Luftloch gelassen wird. Davon hat der Fremde Dir nichts gesagt, und so kannst Du Deine Wette nicht verlieren."

Einige Zeit darauf kehrte ein Fremder im Hause des Dombaumeisters ein, der sich für einen Gelehrten ausgab und behauptete, alle Krankheiten des Leibes und der Seele heilen zu können. Ihm vertraute die Gattin die Lage ihres Mannes an, denn auch sie fühlte sich oftmals arg bedrückt. Kaum hatte die Frau ihr Geheimnis verraten, da entschwand der Fremde vor ihren Augen mit höhnischem Gelächter, nur einen furchtbaren Gestank zurücklassend.



Zur selben Zeit stand Meister Gerhard wieder auf dem Domgerüste. Plötzlich hörte er neben sich das Geschnatter einer Ente und sah einen Bach aus der Erde hervorquellen. Jetzt gab sich der Unglückliche verloren. Um nicht in die Hände des Satans zu fallen, stürzte er sich in die Tiefe. Aber in der Gestalt eines zottigen Pudelhundes fuhr ihm der Teufel nach und führte seine Seele in die Hölle. Aber der Dom blieb unvollendet. Alle Meister, die nach ihm daran gearbeitet haben, vermochten das Werk nicht zu vollbringen. Oftmals aber erscheint Meister Gerhard auf dem Bau und wirft unbarmherzig alle diejenigen herunter, welche nicht in richtiger Weise an dem Werke arbeiten. In der Nacht macht er die Runde um den Dom und sorgt, daß niemand nach ihm das Werk vollenden kann.

32. Die Erbauung von Rheingrafenstein.

Der Rheingaugrafen einer, die aus ihrer Stammburg Rheinberg bei Lorch öfter, um auf ihren Besitzungen zu jagen, ins Nahetal kamen, hatte sich von seinen Begleitern verloren und stand auf einmal am Rande der Gans. Wie er da die beiden Felszacken stolz und kühn aus der Nahe aufragen sah, kam ihm der Gedanke: „Dort oben müßte eine Burg stehen, aber die kann nur der Teufel bauen." Kaum hatte er dies leise gesagt, da trat auch schon aus einer Hecke der Teufel auf ihn zu, als Jäger verkleidet, und sprach: „Euren Wunsch will ich erfüllen. In einer Nacht soll auf dem Felsen eine Burg stehen, aber ich fordere als Lohn die Seele dessen, der zuerst aus einem Fenster der Burg herausschaut." Dem Grafen, der aus der Rede und an dem hinkenden Gang den Teufel erkannte, lief es eiskalt über den Rücken. Er wagte nicht zu widersprechen und erklärte daher sein Einverständnis. Die Nacht brachte der Rheingraf in einer Waldhütte zu, aber als er am anderen Morgen das Schloß fix und fertig dastehen sah mit Türmen, Mauern und Zugbrücken, selbst die Schloßkapelle hatte der Teufel nicht vergessen, da wurde es dem Rheingrafen doch sehr beklommen zumute. Er kehrte heim nach Rheinberg, aß und trank nichts, schlief nicht und ging immer so trübselig und verschlossen umher, daß man ihm ansah, daß irgendein geheimer Kummer an ihm zehrte. Nun hatte er eine kluge, listige Frau, und nachdem sie aus dem Betrübten herausgebracht,



was ihm Sorge machte, munterte sie ihn auf und sprach: „Laß mich nur machen, ich werde auch mit dem Teufel fertig."

Der Einzug ins neue Schloß wurde vorbereitet. Zuerst ritt sie auf einem weißen Zelter, dann kam der Burgkaplan auf einem Esel, und darauf folgten der Graf mit den Mannen zu Roß und das Gesinde zu Fuß. Der Teufel, der als ein großer Vogel auf dem Dache der Burg saß, grinste hämisch in sich hinein, als er den Burgkaplan sah, denn der, dachte er, wird gewiß aus Neugierde zu allererst aus dem Fenster hinab in die Tiefe schauen. Aber das hatte gerade die schlaue Gräfin gewollt, den Teufel vertrauensselig machen. Denn als sie in das Schloß eingezogen waren, ließ sie rasch den Esel in den Rittersaal führen, band ihm ein Kräglein um und setzte ihm das Barett des Burgkaplans auf die langen Ohren und ließ ihn dann den Kopf aus dem Fenster strecken. Der Teufel, außer sich vor Freude, stürzte vom Dache auf den Esel herab, griff ihn und wollte mit ihm über die Nahe nach dem Rotenfels fliegen. Aber da fing der Esel erbärmlich an zu schreien, und jetzt schaute der Teufel sich erst seine Beute an. Da merkte er, daß er wieder einmal der Dumme gewesen war. Wütend ließ er den Esel fallen, und die Stelle, wo er aufgefallen ist, ist jetzt noch am Felsen das Rheingrafensteins zu sehen. Sie zeigt genau den Abdruck des Kopfes mit den langen Ohren.

33. Ritter Heinrich und der Schlafstein.

Ein gewisser Ritter aus Bonn, namens Heinrich, machte einmal während der Fastenzeit bei uns geistliche Übungen. Nachdem er dieselben beendigt und heimgekehrt war, begegnete er eines Tages unserm Abte Gevard und sagte zu diesem: „Herr Abt, verkauft mir jenen Stein, welcher neben einer bestimmten Säule Eurer Kirche liegt, und ich zahle dafür, was Ihr fordern werdet." Als der Abt erwiderte: „Was wollt Ihr denn mit dem Stein machen?" entgegnete der Ritter: „Ich will ihn an meinem Bett anbringen, denn er besitzt die Eigenschaft, daß, wer nicht schlafen kann, sofort einschläft, wenn er seinen Kopf auf diesen Stein legt." Es hatte aber während jener Bußübungen der Teufel es dem Ritter angetan, daß derselbe, so oft er in der Kirche sich an den genannten Stein lehnte, um zu beten, alsbald von Schlaf befallen wurde.



34. Das Teufelsschloß an der Teufelslei.

Vor langen Jahren, als die Bewohner der Gegend noch Heiden waren, wohnte hoch auf dem Felsen ein frommer Klausner. Er wollte die Bewohner des Tales zum Christentum bekehren. Dieses Werk suchte der böse Feind dadurch zu hemmen, daß er den Einsiedler vom Pfade der Tugend abwendig machte.

Als der Klausner eines Abends von einem Ausfluge in sein Heim zurückkehrte, fand er eine schöne Dirne vor. Sie gab an, sich verirrt zu haben, und bat um ein Nachtlager. Der fromme Mann willigte notgedrungen ein. In der Nacht suchte ihn die Dirne zur Sünde zu verführen; der Klausner aber rief den Namen des Höchsten an und plötzlich stand der Böse winselnd vor ihm. Um aus der Nähe des Gottesmannes zu kommen, drängte er sich durch die mächtige Felsenwand, so daß die Felsen donnernd ins Tal rollten.

Das Volk erzählt auch, der Teufel habe seine Großmutter durch die Felsen getrieben.

Nach einer weitern Sage soll hier einst der Teufel Felsen aufeinander getürmt haben, um sich ein Schloß in Himmelshöhe zu erbauen; Gott aber zerstörte durch einen Blitz das Werk Luzifers, und die Teufelslei mit ihren Felsblöcken steht noch als Beweis für jene Kämpfe des Bösen gegen Gott.

Das Teufelsloch in dem Altenahr gegenüberliegenden Felsenriff ist dadurch entstanden, daß der Teufel, der sich dort in einer Höhle verborgen hatte, vor einem ihm durch einen Einsiedler vorgehaltenen Kruzifix nicht anders als durch die Felsen zu entweichen wußte.

35. Der Teufelsstein bei Kirn.

In der Nähe von Burscheid bei Kirn liegt ein großer Felsblock, welcher in der ganzen Umgegend unter dem Namen „Teufelsstein“ bekannt ist. Weit schaut man von dem Block ins Land hinaus. An dieser Stelle, so erzählt das Volk, habe der Teufel den Sohn Gottes versucht, indem er ihm die nächsten Dörfer Burscheid, Schneppenbach und Bundenbach anbot, wenn er ihn anbete. Der Heiland ging auf diesen Vorschlag nicht ein. Dann bot ihm der Satan alle Orte an, die man von der Stelle aus sehen konnte, ausgenommen Rhaunen. („Diesen Ort wollte der Teufel behalten; er ist eben bei den Burscheidern



nicht beliebt.“) Der Heiland erwiderte: „Wenn Du mir noch diesen Ort dazu gibst, so bete ich Dich an.“ Darauf ging der Teufel nicht ein und der Herr wies ihn ab.

36. Die Hohensteine in Barmen.

Die gewaltigen Felsblöcke, welche sich an der Hohensteiner Straße in Barmen auftürmen, sind ein versteinertes Brautpaar. Eine Felsmasse, welche sich zwischen den beiden höchsten Spitzen erhebt, ist der Tisch, an welchem sie Karten spielen. Der Felsblock, welcher auf der einen Spitze liegt, ist der Hut oder Kopf des Bräutigams, welcher sich alle hundert Jahre einmal herumdreht.

Auch wird erzählt, daß der eine Fels des Teufels Schreibpult gewesen sei; an demselben ist auch des Teufels Tintenfaß zu erkennen. Ein schwarzer Fleck wird als des Teufels Tinte gedeutet. Ein anderer Felsvorsprung führt den Namen Teufelskanzel.

37. Der Teufelstritt bei Nideggen.

Die jetzige Pfarrkirche zu Nideggen (Kr. Düren) war früher die Schloßkapelle der Grafen von Jülich. Die Bewohner Nideggens besuchten immer die kleine Kapelle, die zu dem Kloster gehörte, das vor dem Städtchen lag. Jedoch war die Kapelle nicht groß genug, um die Menge der Gläubigen zu fassen, wenn ein Pater, der ein großer Redner war, predigen wollte. Er begab sich deshalb zur Kanzelley, um dem Volke zu predigen.

Eines Tages, als die Menge der Zuhörer noch größer wie zuvor war, hatte sich der Pater um eine halbe Stunde verspätet. Wie erstaunte er, als er einen andern Pater in seiner eigenen Gestalt predigen hörte, dessen Stimme genau der seinigen glich. Den Bösen ahnend, vertrieb er diesen durch das Zeichen des heiligen Kreuzes. Der Teufel, der sich jetzt dem Volke in seiner wahren Gestalt zeigte, flüchtete sich schleunigst und lief zum Kühlenbusch, wo ihm aber eine große Schlucht entgegengähnte. Er wollte hinüberspringen, aber den Sprung hatte er nicht weit genug genommen. Er kam unten auf einem Felsen an, in den er seine Fußstapfen in Form eines Pferdefußes eindrückte und der noch heute „Düvelstrett“ genannt wird.



58. Wie ein Leineweber zu Gelde kam.

In der Nähe von Grefrath wohnte ein Leineweber, der darüber nachsann, wie er ohne Arbeit zu Geld kommen könne. Als er darüber grübelte, klopfte es an seine Tür und herein trat ein feiner Herr, der ihm Geld genug anbot, wenn er ihm seine Seele verschreibe. Sie kamen überein, daß dem Teufel des Webers Seele verfallen sei, wenn das Stück, an dem er aber täglich arbeiten müsse, fertig sei. Der Teufel hielt sein Versprechen; der Leineweber aber webte jeden Tag nur zwei Schuß. Dem Teufel wurde die Zeit lang. Endlich nahte sich das Stück dem Ende. Da wurde der Weber immer trauriger. Da trat eines Tages der Teufel herein und sagte: „So, Weber, jetzt käme bald die Zeit, wo Deine Seele mir gehört." Der Weber entgegnete: „O nein, jetzt werden erst die Längenkordeln angemacht." Aber auch dieser Ausweg nahm ein Ende. Der Teufel freute sich, aber wieder zu früh, denn eines Tages sprang der „Tempel" (Sperrholz), und der Teufel mußte sich wohl oder übel dazu verstehen, zwei Teufel aus der Hölle zu schicken, welche mit ihren Zähnen das Gewebe auseinanderspannten. Aber als der Weber die Lade fest anschlug, schlug er den Teufeln die Zähne aus, so daß sie heulend davonliefen. Wiederholt kamen neue Teufel; aber es erging ihnen keineswegs besser. Als keiner mehr zu dem Leineweber wollte, sagte der Teufel: „Lauf mit Deiner Seele! Wenn ich Dir alle Teufel aus der Hölle schicke und Du schlägst ihnen alle die Zähne aus, dann ist in der Hölle wohl Heulen, aber kein Zähneknirschen mehr." Da war der Weber erlöst. Er hatte soviel erspart, daß er hinfort nicht mehr zu arbeiten brauchte.

59. Der geprellte Teufel.

Eine reiche Frau hing so sehr an ihrem Gelde, daß sie nicht sterben konnte. Endlich bat sie die im Zimmer anwesenden Verwandten und Bekannten, hinauszugehen. Als das geschehen war, setzte sie sich auf ihren Geldtopf und sagte: „So, deiwel (Teufel), nou (nun) behal dat geld, bis de sdembel (Stempel) wire drufgedrigt werd." Darnach legte sie sich wieder zu Bett und starb bald. Die Verwandten hatten aber alles beobachtet, setzten die Tote noch einmal auf den Geldtopf, und nun hatte der Teufel keine Gewalt mehr über das Geld.



40. Wie ein Bauer einen Hof erwarb.

In der Nähe von Hinsbeck lebte vorzeiten ein Bauer in drückenden Verhältnissen. Als er eines Tages bekümmert über die Felder dahinschritt und darüber grübelte, wie er zu einem neuen Hof kommen möchte, stand plötzlich ein feiner Herr vor ihm und sagte: „Ei, warum so schlechten Mutes?“ Der Bauer klagte nun seine Not. Der Herr entgegnete: „Ich kann Dir wohl helfen. Ich gebe Dir Geld genug, daß Du einen schönen, neuen Hof kaufen kannst; nur mußt Du mir Deine Seele dafür verschreiben. Du kannst dann noch vierzehn Jahre leben. In dieser Zeit teilen wir die Ernte so, daß ich ein Jahr bekomme, was über der Erde wächst, und Du alles, was unter der Erde gedeiht. Und das wechselt jedes Jahr ab.“ Der Bauer ging auf des Teufels Vorschlag ein. Wenn nun das Jahr kam, wo der Teufel seine Ernte über der Erde haben sollte, pflanzte der Bauer alles, was in der Erde wuchs; dann erhielt der Teufel nichts und der Bauer alles. Und im folgenden Jahre ging es umgekehrt. Nach einigen Jahren sprach der Teufel zum Bäuerlein: „So geht es nicht weiter, denn ich bekomme gar nichts. Wir wollen lieber einen Wettkampf eingehen. Wer am weitesten einen Stein werfen kann, soll Sieger sein.“ Der Bauer ging darauf ein. Der Teufel nahm einen gewaltigen Stein und schleuderte ihn auf den Buschberg. Nun kam die Reihe an den Bauer. Er nahm einen kleinen Stein und sagte: „Nun weiß ich nicht, wo jetzt mein Bruder weilt; der ist in Frankreich, England oder Spanien; den darf ich doch nicht totwerfen.“ Da entsetzte sich der Teufel und sagte: „Wenn Du so weit werfen kannst, dann fang lieber nicht an; das kann ich nicht.“ Der Teufel ging alsdann seinen Weg und der Bauer behielt seinen schönen Hof.

41. Der betrogene Teufel.

Einst machte ein Mann aus Meisenbach (Kreis Sieg) einen Schein mit dem Teufel, wodurch sich derselbe verpflichtete, alle Wünsche des Mannes zu erfüllen. Der Teufel hielt sein Wort, und unser Mann lebte in Saus und Braus. Endlich aber nahte der Zeitpunkt, an welchem der Vertrag abgelaufen war, und unser Teufelsbündler geriet in nicht geringe Bekümmernis. Eines Tages sagte er zu seiner Frau: „Frau, Du kannst mir aus aller Verlegenheit helfen, wenn Du willst.“ Die Frau ver-



sicherte, zu allem bereit zu sein; er möge nur sagen, was sie bei der Sache zu tun habe. Der Mann erklärte nun, er werde sämtliche Hühner schlachten und die Federn auf der Scheunentenne ausbreiten; sie müsse sich dann nackt ausziehen; er wolle sie mit Teer bestreichen und durch die Federn wälzen, daß sie ganz mit Federn bedeckt würde. Wenn das geschehen sei, solle sie sich auf das Querholz über dem Scheunentor setzen und alles weitere ihm überlassen. Der Mann führte nun sein Vorhaben aus. Mittlerweile kam der Augenblick herbei, wo der Teufel seine Seele in Empfang nehmen sollte. Pünktlich erschien der Satan. Der Mann aber sagte, er habe noch einen Wunsch, den er ihm erfüllen müsse, ehe er ihm folgen könne; er solle ihm nur sagen, was für ein Vogel auf dem Querholz seines Scheunentores sitze. Der Teufel schaute das seltsame Wesen von allen Seiten an und erwiderte, es sei ein Allefats-Küchel. Da lachte der Mann laut auf vor Freude und rief dem Teufel zu: „Du hast Deinen Pakt verloren; es ist meine Frau."

Ingrimmig zog da der Böse ab.

42. Wie der Teufel Tabak rauchte.

Es geschah vor vielen Jahren, daß ein Förster durch den großen Wildenburger Forst ging. Er trug die geladene Flinte auf der Achsel und ein mächtiger Dampf ging von ihm auf, denn er rauchte seinen Tabak aus einem großen Pfeifenkopfe mit einer langen Röhre.

Da gesellte sich plötzlich ein verdächtig aussehender Mann zu ihm in einem Mantel mit einem feuerroten Gesichte und einem Klumpfuße. Den Förster überlief es mit einer Gänsehaut, doch gab er herzhaft zur Antwort, als der Fremde ihn fragte, was er da mache, er rauche Tabak. Da den Fremden die Lust anwandelte, auch einmal den Tabak zu probieren, gab ihm der Förster den Lauf der Flinte in den Mund, ihn ermahnend, tüchtig zu ziehen, griff dann aber schnell nach dem Schloß und drückte los. „Donnerwetter," sagte der Fremde und spuckte die Kugel aus, „was rauchst Du für starken Tabak!" Damit verschwand der Fremde; aber der zurückgebliebene deutliche Geruch von Pech und Schwefel überzeugte den Förster, daß es eine vergebliche Mühe sei, den Teufel totschießen zu wollen.



43. Der kluge Schneider in Schlebusch.

Ein Schneider in Schlebusch (Kr. Solingen) hatte einst im Wirtshause dem Teufel, der als Jäger verkleidet mit ihm gezecht hatte, seine Seele verschrieben. Er führte nun ein Leben in Üppigkeit, denn der Teufel mußte jeden seiner Wünsche befriedigen.

Als der Vertrag zu Ende ging und der Teufel die fällige Seele bald holen sollte, stand unser Schneider traurig am Kleuelsweiher. Da hier eine Menge Frösche vorhanden war, faßte er einen guten Gedanken. Er sprach zu dem herannahenden Teufel: „Noch hast Du mir eine halbe Stunde zu dienen; nimm daher alle Frösche dieses Teiches und setze sie auf den gebogenen Weidenstamm.“ Der Teufel stürzte sich sofort wie ein wohlabgerichteter Pudel in den Teich und holte mit jeder Hand einige Frösche herauf, setzte sie auf den Weidenstamm und fuhr nach andern in die Tiefe. Immer schneller wurde der Teufel, immer behender fing er die Frösche; aber dieselben verdoppelten auch ihre Sprünge. Zuletzt zischte und dampfte der Weiher, als ob sein Wasser zum Kochen käme. Aber den Auftrag des Schneiders konnte der Teufel nicht ausführen. Die Stunde schlug, ohne daß er dem Vertrage genügt hatte: er fuhr durch den Kleuelsweiher allein zur Hölle. Der Schneider war erlöst und ist durch die Angst ein besserer Mensch geworden.

44. Die Fahrt mit dem Nothaken.

Einst fuhr ein Mann eine Karre Holz von Herrenstrunden nach Deutz. Es war mittlerweile Abend geworden, und in Deutz zündete man schon die Lichter an. Da trat ein Bekannter zu ihm, gegen welchen er äußerte, daß er nun anspannen wolle, um noch zum Essen zu Hause zu sein. Der andre bemerkte darauf, daß das bei der großen Entfernung unmöglich sei. Der Fuhrmann aber sagte: „Wohl ist das möglich, und wenn Du es nicht glauben willst, so setze Dich auf meinen Karren; dann wirst Du es sehen. Du darfst aber kein Wort sprechen, bis die Pferde im Stalle stehen.“ Von Neugierde getrieben versprach jener, diesen Vorschriften aufs pünktlichste nachzukommen. Jener spannte nun seine Pferde an, und dieser setzte sich zu ihm auf das Fuhrwerk. Im Nu waren sie daheim auf dem



Hofe. Nur einen Ruck verspürte der Mann unterwegs. Der Fuhrmann spannte nun seine Pferde aus und führte sie in den Stall. Dann trat sein Begleiter zu ihm und fragte ihn, was das unterwegs für ein Ruck gewesen sei. „Ja," sagte jener, „da stieß die Nabe unseres Fuhrwerks am Kirchturm zu Merheim an." Jener aber hatte dabei seinen Absatz vom Schuh verloren. Diese Fahrt hoch durch die Luft war durch den Nothaken, welchen der Fuhrmann besaß, ermöglicht worden.

45. Der schwarze Hildebrand.

In einem weiten Umkreis an der Ruhr erzählt man wunderbare Dinge von der Schreckensgestalt des schwarzen Hildebrand. Ehemals war er ein gräflicher Vogt, der seine Seele dem Teufel verschrieben und dafür von diesem mancherlei Gaben empfangen hatte. Er war von allen wegen seines rohen Wesens und seiner Mißhandlungen gehaßt und gefürchtet.

Grauen befiel die Knechte, die er zum Mähen der Felder sandte; denn einem solchen Vormäher war niemand gewachsen. Vor dem Beginn einer solchen Arbeit erbaten sie darum seine Nachsicht und suchten ihn milder zu stimmen, indem sie ihm Linnenhemden schenkten. Diesem alten Brauche wollte einst ein junger, kräftiger Bursche nicht entsprechen. Nun mußte er zum ersten Male mit den Schnittern zum Mähen hinaus. Rache brütend stellte ihn der schwarze Hildebrand gleich neben sich und nun begann das schreckliche Mähen. Aber immer weiter blieben alle Knechte hinter Hildebrand und dem jungen Knechte zurück. Beim dritten Gange war der Junge gar dem Alten voraus. Da kannte die Wut des Vogtes keine Grenzen; er stürzte zur nahen Quelle und trank so lange, bis schäumendes Blut seinem Munde entströmte und er tot zusammenbrach. Voll Schrecken nahten die Knechte nun dem Toten und dankten innig dem jungen Knechte, der sie und die ganze Umgegend mit Gottes Hilfe von dem Schrecklichen erlöst hatte.

46. Der Teufel und Ritter Everhard.

Als König Philipp und König Otto zum erstenmal gegeneinander zu Felde lagen, war ein ehrbarer Ritter aus dem Dorfe Amel (Kr. Malmedy), namens Everhard, schwer erkrankt. Da erschien ihm der Teufel und sprach zu ihm: „Willst Du Dich von Deiner Frau scheiden lassen?" Als Everhard



einwilligte, bestieg der Teufel mit ihm ein Roß und brachte ihn nach Rom zum Papst, welcher die Scheidung aussprach. Seit der Stunde, da der Teufel den Ritter verführt hatte, lag dessen Körper fast blutlos, so daß nur an der Brust etwas Wärme verspürt wurde. Darum schob man die Beerdigung noch auf. Dann führte der Teufel den Ritter nach Jerusalem, ins Lager des Christenfeindes Sephadin und dann nach der Lombardei, wo er einem Manne aus seinem Orte das Leben rettete. Nun ging die Fahrt nach Frankfurt, wo unser Ritter Walram, den Sohn des Herzogs von Limburg, traf. Dann brachte der Teufel den Geist Everhards ohne jede Verletzung in seinen im Bette liegenden Leib zurück. Bald atmete er wieder und fing an zu genesen. Seine Frau liebte er wieder wie in früherer Zeit. Dann erzählte er zum Erstaunen aller von seinen Erlebnissen. Inzwischen kam auch der Bauer aus der Lombardei zurück und bezeugte vor vielen Personen, daß er den Ritter dort gesehen, und durch ihn der Gefahr, in die Hände von Räubern zu fallen, entgangen sei.

47. Hopsa und der Teufel.

Vor mehr als einem Jahrhundert lebte an der unteren Dhün der Räuber Hopsa. Dieser hatte mit dem Teufel einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge er sich auf der Flucht durch Zauberspruch in einen Strauch verwandeln konnte, so daß es seinen Verfolgern nie gelang, seiner habhaft zu werden.

Einst wurde Hopsa von den Förstern des Königsforstes verfolgt und verwandelte sich in einen Strauch. So entkam er ihnen zwar, aber die Hunde hatten den Dieb erkannt, bellten den Strauch an, und da sie ihn wegen der stacheligen Blätter — er hatte sich vorsichtigerweise in einen solchen verwandelt, — nicht fassen konnten, so ließen sie ihr Wasser gegen ihn. Als Hopsa der Gefahr entwischt war, kränkte ihn die von den Hunden erlittene Beschimpfung derart, daß er den Teufel heraufbeschwor, mit ihm zu rechten. Lange stritten beide miteinander wegen der Vertragsbestimmung; aber keiner wollte dem andern weichen. Zuletzt kamen sie überein, der Teufel solle nach Bensberg eilen und den Schultheiß aus seiner Wohnung auf den Kreuzweg holen, damit er in diesem Streite sein Urteil fälle. Rasch fuhr nun der Teufel nach Bensberg und kam herunter mit dem Schultheiß, der eben zu Bett wollte.



Der Schultheiß war anfangs etwas schlaftrunken, faßte sich aber, setzte sich unter einen Eichbaum und ließ die beiden Streitenden nacheinander vortreten und ihre Sache führen. Der Teufel hatte sich verpflichtet, daß niemand dem Hopsa etwas anhaben könne. Hopsa meinte, unter „niemand" seien auch die Hunde zu verstehen. Der Schultheiß fällte aber sein Urteil dahin, daß „niemand" bloß von Menschen gelte, daß sich der Teufel soweit im Recht befinde und Hopsa abgewiesen werde. Damit wurde die Sitzung geschlossen. Der Teufel trug den Schultheiß wieder nach Bensberg in sein Schlafzimmer zurück. Hopsa, der in die Kosten verurteilt wurde, ist diese aber dem Gericht zu Bensberg schuldig geblieben.

48. Der Teufel im Kelterhause zu Mesenich.

In Mesenich stand das Kelterhaus. Dort war es nicht geheuer. Auch als die Franzosen in den Ort einrückten und ihre Pferde in dem Kelterhause unterbrachten, litten sie sehr unter dem nächtlichen Spuk, der „Teufel" genannt. Da entschloß sich ein beherztes Weib, „Schoofts=Wäsche" genannt, die sehr fromm war und jeden Abend vor den Heiligenhäuschen betete, das Gespenst zu bannen. Nachdem sie sich eines Morgens recht von ihren Sünden gereinigt, die hl. Kommunion empfangen und den ganzen Tag mit Fasten und Beten zugebracht hatte, begab sie sich am Abend ganz allein in das Kelterhaus. Genaueres über ihre dortigen Erlebnisse hat niemand erfahren.

Nur der Fährmann erzählte später, daß die „Schoofts=Wäsche" in der Nacht gekommen sei und hätte von ihm verlangt, über die Mosel gesetzt zu werden. Der „Ferge" wollte den Nachen nehmen; aber die Frau habe ausdrücklich verlangt, daß er die Fähre nehme. Diesem Verlangen sei er auch endlich nachgekommen. Aber kaum habe die Frau die Fähre betreten, so sei dieselbe so tief gesunken, daß das Wasser beinahe auf das Fahrzeug gekommen sei. Noch nie habe er eine so schwere Last übergesetzt und nie mit solcher augenscheinlichen Gefahr die Fahrt über die Mosel gemacht. Er sei ganz durchnäßt am jenseitigen Ufer angekommen. Nachdem er sich dreimal bekreuzt und die Frau die Fähre verlassen habe, sei dieselbe sehr hoch aus dem Wasser gestiegen. Da habe er erleichtert aufgeatmet und gesagt: „Das war etwas Übernatürliches."



Die „Schoofts-Wäsche" kehrte erst nach einigen Tagen nach Mesenich zurück. Seit der Zeit war der Teufel aus dem Kelterhaus verschwunden.

49. Die Blutkugeln.

Auf dem alten Schloß in Bensberg wohnten reiche adlige Leute. Sie hatten eine Försterwohnung im Walde. Der Adlige war aber dem Förster nicht gewogen. Als letzterer einst im Walde war, beschloß der Graf, ihn umzubringen. Zu diesem Zweck warf er mit einer Blutkugel. Aber der Förster wußte auf dem Gebiet der Venetischen Kunst auch Bescheid. Er nahm seinen Jägerhut ab und hing ihn an einen Baum, stellte sich aber seitwärts. Als nun der Graf von Bensberg die Blutkugel warf, traf sie gerade auf den Hut. Das gab einen lauten Knall, welchen der Förster wohl vernahm. Als nun der Förster hinzutrat, saß die Blutkugel im Hut. Er nahm sie heraus und schickte sie sofort um. Der Graf aber wußte nicht, daß der Förster mit der Kunst vertraut sei, und war gleich nach vollbrachter Tat ins Schloß geeilt. In dem Augenblick, als die Kugel zurückkam, vernahm der Förster den Knall. Der Graf aber fiel tot zur Erde.

Eine andere Sage: Zwischen Bruck und Bensberg steht ein altes Kreuz am Wege. Dort ist ein Förster vom Schloßherrn zu Bensberg mittels einer Freikugel erschossen worden.

50. Zwei Jünglinge erkranken.

Zwei Jünglinge vornehmen weltlichen Standes, aber noch nicht Ritter — der eine von ihnen war Truchseß des Abts (Cäsarius) von Prüm, welcher mir diese Geschichte erzählt hat — machten einmal an einem Vorabend Johannes des Täufers bald nach Sonnenuntergang einen Spazierritt, und zwar einen kleinen Bach entlang, welcher an der Abtei vorbeifließt. Da erblickten sie auf der anderen Seite des Baches eine weibliche Gestalt in einem Linnenkleid, und da sie glaubten, die Person treibe irgend einen Zauber, wie es in jener Nacht bräuchlich ist, setzten sie über das Wasser, um die Übeltäterin dingfest zu machen. Die Erscheinung entfloh mit aufgehobenem Gewande und die Jünglinge verfolgten sie so schnell, als sie konnten; es gelang ihnen jedoch nicht, sich der Fliehenden, welche sie immer einem Schatten gleich vor sich sahen, zu be-



mächtigen; auch waren die Pferde inzwischen müde geworden. Da sagte der eine von ihnen: „Was sollen wir tun? Es ist sicher der Teufel!“ Sie bekreuzigten sich und die sonderbare Erscheinung war nicht mehr da. Von jener Stunde an wurden sowohl die Jünglinge als ihre Pferde für lange Zeit hinfällig und siech.

51. Der Teufel als Rabe.

In dem bei Frechen (Kreis Köln) gelegenen Dorf Bachem (Bacheim) lebte eine berüchtigte Wucherin. Als sie im Sterben lag, erblickte sie auf dem Felde eine ganze Schar von Raben und Krähen, und die Sterbende schrie laut auf: „Seht, sie kommen, sie kommen! O weh, o weh! Jetzt sind sie auf dem Dach, jetzt im Hause, jetzt zerfleischen sie mir die Brust, jetzt reißen sie mir die Seele aus!“ Mit Geheul hauchte sie den Geist aus, um von den Teufeln in die Hölle gebracht zu werden. Wie viele gesehen, hoben sie bei Nacht den Leichnam vom Schragen, trugen ihn bis zum Dach, stießen ihn gegen einen Balken und ließen ihn dann auf die Schwelle der Haustür herabstürzen. Alle Lichter waren erloschen, die Menschen entflohen — am Morgen fand man die Leiche zerschmettert vor dem Hause liegen und begrub sie auf dem Schindanger.

52. Die Hunde auf Thumbach.

Der letzte Besitzer des Schlosses Thumbach (Kreis Düren) war ein wilder Ritter. Er hatte eine einzige Tochter, welche ihrem Vater nachartete, so daß sie der Schrecken der Menschen wurde. Zuletzt mußten die Eltern selbst von der mißratenen Tochter schwer leiden und brachten sie in ein Kloster. Dann starben sie aus Gram. Als das die Tochter erfuhr, entfloh sie dem Kloster, wohnte im Schloß ihrer Vorfahren und begann ein wüstes Leben. Endlich wurde sie auch von den Genossen ihrer wilden Lust gemieden. Nun zankte sie sich unausgesetzt mit ihrem Gesinde und quälte ihre Bauern. Da fand man sie eines Morgens tot in ihrem Bett. Als man die Tote auf der Bahre ausstellte, vernahm man in der ganzen Umgegend schreckliches Hundegebell. Alle Hunde rissen sich im weiten Umkreise los und eilten nach der Burg von Thumbach. Vor dem Hause ließ sich der Schwarm nicht halten, sondern drang heulend in die Halle, wo die Leiche ausgestellt war, warf die Bahre um, zer=



riß das Totenkleid und zerkratzte den Leichnam. Alle Bewohner des Schlosses wurden bei diesem Treiben von Grausen erfüllt. Mit Hilfe der Nachbarn wurden endlich die Tiere vertrieben und die Tote bestattet. Da aber versammelten sich die Hunde auf dem Grabe und trieben dort ihr Wesen. Drei Tage lang mußte man das Grab bewachen, um es vor den Hunden zu schützen. Dann erst legte sich der Spuk.

53. Vom Teufel, der einen Weinberg hütete.

Im verflossenen Jahre, zur Zeit der Weinlese, übertrug der Kellner von Laach zweien Knechten die Hut eines zu einem Klosterhof gehörigen Weinberges. Eines Nachts spürt der eine der Knechte Lust, sich an der Wache vorbeizumachen, und rief scherzweise den Teufel an: „Komm, Teufel, und bewache heute nacht diesen Wingert; ich gebe Dir auch Deinen Lohn dafür." Kaum hatte er dies gesagt, so war auch der Teufel schon da und sprach: „Hier bin ich; was gibst Du mir zu Lohn, wenn ich die Wache übernehme?" Worauf jener: „Ich gebe Dir einen Korb voll Trauben, jedoch unter der Bedingung, daß, wenn von der Stunde an, da Tag und Nacht sich scheiden, bis zu Tagesanbruch jemand in den Wingert geht, Du ihm ohne Ansehen der Person den Hals umdrehst." Als der Teufel das versprochen, ging der Knecht, beruhigt in betreff des Weinberges, nach Hause. Hier frug ihn der Kellner: „Warum bist Du nicht im Wingert?" — „Ich habe meinen Gesellen dort gelassen," erwiderte der Knecht, unter dem Gesellen aber verstand er den Teufel. Der Kellner, welcher glaubte, der andere Knecht sei gemeint, geriet in Zorn und sagte: „Willst Du gleich wieder hin — e i n Hüter reicht nicht aus." Der Knecht ging und als er mit seinem eigentlichen Gesellen die Warte außerhalb des Weinberges bestiegen, da kam es ihnen um Mitternacht vor, als hörten sie einen Menschen, der zwischen den Rebstöcken hin und her gehe. Da sagte der Knecht, welcher von der Verabredung mit dem Teufel nichts wußte: „Es ist jemand im Wingert." — „So bleibe ruhig hier sitzen," erwiderte der andere, „ich will hinunter und nachsehen." Er stieg hinab und indem er außen um den Weinberg ging und in der Umhegung desselben keine Spur entdeckte, daß ein Mensch eingebrochen, war er überzeugt, daß sein Wächter zugegen sei. Als er am Morgen seinem Mitknecht die Sache eröffnet, schüttete



er den Korb voll Trauben, welchen er dem Teufel als Lohn versprochen hatte, neben einem Weinstock aus, und als er kurze Zeit nachher nebst dem andern Knecht an die Stelle zurückkehrte, waren die Trauben bis auf die letzte Beere verschwunden.

54. Die Eggen als Schutz gegen Höllenhunde.

Die Eggen durften über Nacht nicht auf der Erde liegen bleiben, sondern mußten am Abend mit Hilfe eines Stockes aufgerichtet werden, damit die armen Seelen, wenn sie zur Stunde der Geister von den Höllenhunden verfolgt wurden, sich unter dieselben flüchten und retten konnten. Wegen der vielen Kreuze, welche die Latten und Zähne der Egge bilden, mußten die Höllenhunde vor denselben zurückweichen.

55. Die Kartenspieler.

Einst saßen drei Kartenspieler zusammen und erwarteten mit Schmerzen den vierten Mann. „Der Kohnert hat uns angeführt, möge ihn der Teufel holen!“ riefen sie zuletzt. Nach kurzer Zeit kam ein Fremder hinzu; da er den vierten Mann abgeben wollte, wurde er freudig willkommen geheißen. Nach einiger Zeit fiel einem der Spieler eine Karte zur Erde; als er sich danach bückte, sah er, daß dieser einen Pferdefuß hatte, also der Teufel war. Da sprang er in heller Verzweiflung auf, rannte zur Tür und in jagendem Laufe seinem Heim zu. Aber hinter ihm kam der Böse, immer näher, immer drohender. Da kam er zu einem Wegkreuz, klammerte sich an dasselbe und rief den Heiland um Hilfe an. Nur einige Schritte davon stand der Satan. Da schlug es zwölf und der Teufel stob zur Hölle; unser Mann aber war gerettet. Zitternd eilte er zum Wirtshaus zurück und wanderte dann mit seinen Genossen heimwärts. Nie nahmen sie mehr ein Kartenspiel zur Hand. Aber von dem fürchterlichen Laufen hatte der eine von den Dreien zeitlebens einen Schaden.

56. Der Teufelskreis im Losheimer Walde.

Im Losheimer Walde (Kreis Merzig) ist eine Stelle als „Teufelskreis“ bekannt. Man glaubt, daß dort für ewige Zeiten kein Gras wachse. Als Ursache wird folgendes angegeben.



Eines Sonntags gingen drei Kartenspieler in den Wald, um ungestört dort während der Messe Karten spielen zu können. Sie setzten sich an einen Tisch und das Spiel begann. Damit keiner vorzeitig aufstehen möchte, fluchten sie, daß denjenigen der Teufel holen solle, der zuerst aufstehen würde. Das Spiel ging weiter, doch wurde ihnen die Sache allmählich unheimlich. Schließlich legten alle drei die Karten hin, doch getraute sich keiner aufzustehen. Da hörten sie auch schon das Gebrüll des Teufels.

Die Angehörigen waren verwundert über das lange Ausbleiben der drei Männer. Man machte sich auf, sie zu suchen, und fand sie endlich in ihrer Not. Man ließ nun den Pfarrer bitten, mit dem Allerheiligsten zu kommen, um den Bann des Teufels zu brechen; sie waren auch des guten Glaubens, unter dem Schutze des Allerheiligsten werde sich der Teufel ihrer nicht bemächtigen.

Nach einer anderen Mitteilung ließ man die bösen Weiber der drei Spieler herbeiholen, welche schon ihre Lösung bewirken würden.

Von der Befreiung der Männer aus ihrer bösen Lage wird nichts berichtet.

57. Von dem besessenen Mädchen.

Eine Frau in Breisig (Kreis Ahrweiler) wurde in entsetzlichster Weise durch einen Teufel gequält, der in sie gefahren, als sie fünf Jahre alt war. Als die Kleine eines Tages Milch genoß, sagte ihr Vater im Zorn zu ihr: „Fahr Dir der Teufel in den Bauch hinein!" Bald fühlte sie, der Teufel sei in sie gefahren, und bis in ihr reiferes Alter wurde sie von demselben gequält; erst in diesem Jahre ist sie durch die Verdienste der Apostel Petrus und Paulus, zu denen sie gewallfahrtet, befreit worden. Als der Dämon von ihr wich, sagte er: „Nun ich fort bin, wird sie nach diesem Leben kein anderes Fegfeuer zu erdulden haben."

58. Das Teufelsbild in M.-Gladbach.

In der Gruftkirche unter dem Münster in M.-Gladbach befand sich vordem ein aus Holz geschnitztes Teufelsbild; dasselbe war durch eine Kette an einem der Pfeiler befestigt,



welche das Gewölbe tragen. Vor dieses Teufelsbild führte man früher Irre, damit sie vor dem Bilde erschraken und dadurch von ihrem Übel befreit wurden.

59. Der schwarze Hügel.

Im 7. Jahrhundert kam der hl. Remaclus, der Apostel der Ardennen, in das Tal der Warche. Es gefiel ihm dort so gut, daß er 648 ein Kloster bauen ließ. Die Söhne des hl. Benediktus bezogen das neue Heim und begannen das Bekehrungswerk. Das Volk lauschte ihrer frohen Botschaft, sagte sich vom Heidentum los und bekannte sich zum Christusglauben. Voll Wut und Schrecken hörte der Teufel von dem Werke der Benediktiner. Er schwor ihnen Tod und Verderben. Da suchte er am Rhein den schwersten Stein, den er tragen konnte. Mit diesem wanderte er auf Malmedy zu. Den Stein gedachte er auf das Kloster zu schleudern und so die Benediktiner und ihr Kloster zu vernichten.

Die Mönche ahnten das drohende Unheil. Sie beteten und erflehten Gottes Schutz. Endlich fragte ein junger Mönch den Abt, ob er etwas gegen den Teufel unternehmen dürfe. Der Abt sagte zu. Nun sammelte der junge Priester alle abgetragenen Schuhe, steckte sie in einen Sack und wanderte zur Stadt hinaus. Bald begegnete ihm der Höllenfürst, keuchend unter dem schweren Stein, und rief dem Mönch zu: „Wie lange muß ich noch bis Malmedy gehen?" Dieser entgegnete: „Ich komme selbst von dort; aber es liegt so weit, daß ich alle diese Schuhe unterwegs abgetragen habe." Da ergrimmte der Teufel und warf den Stein so heftig zu Boden, daß er in drei Stücke zersprang. Davon flog ein Stück auf Esperance, ein zweites nach Robertville und ein drittes nach Kalterherberg bei Montjoie. Die drei Steine liegen dort noch heute und werden Noirthier, auf deutsch schwarzer Hügel, genannt. Sie haben alle das gleiche Aussehen und die gleichen Bruchstellen.

60. Satan und das Salz.

Ein Hexenbekenntnis aus dem Jahre 1594 meldet, daß ein Mann aus Mehr (Kreis Rees) beim Gerichte zu Arnheim gemeldet habe, er stehe mit dem Satan im Bunde. Derselbe sei in der Gestalt eines Menschen zu ihm gekommen, habe aber



oft sein Äußeres gewechselt; zuweilen habe er nur eine Hand, dann ein Ohr oder sonstige Mängel gehabt. Einst habe ein gewisser Bruentgen, der am Deiche in der Clunder arbeitete, den Teufel zu Gaste geladen. Da sei Satan in der Gestalt eines alten Männchens erschienen, habe an der Tafel vor einer Trappgans gesessen und davon gegessen. Es habe ihn aber bedünkt, daß die Gans nicht genügend gesalzen gewesen sei. Da habe er gesagt: „Es ist doch schade, daß die Gans nicht genug gesalzen ist," sei darauf aus dem Hause fortgeflogen und durch einen nahen Weidenbusch gerauscht.

61. Die „Häfer Jungfrau".

Auf dem Häferhof (Jülich) spukte es, denn eine Jungfrau, welche hier einst gewohnt hatte, hatte sich dem Teufel verschrieben und war eine Hexe geworden. Als sie einst zum Hexentanze eilen wollte, stürzte sie in den Wurmbach und ertrank. Aber nach dem Tode fand sie keine Ruhe im Grabe, sondern sie ist unausgesetzt bemüht, Menschen in dasselbe Wasser zu stürzen.

Einst ging ein schlichter Bauer von Geilenkirchen nach Tevern. Er hatte viel Geld in der Tasche. Darum zog er heiteren Mutes seine Straße dahin. Als er den sogenannten Knieberg hinaufgestiegen war, bekam er Lust, auf der glatten Straße einen Tanz zu machen. Da er trunken war, rief er in seinem Übermut dem Teufel zu, ihm eine Tänzerin zu schaffen. Da schlug gerade die benachbarte Kirchenuhr die Mitternachtsstunde. In dem plötzlich eintretenden Windesbrausen erschien eine alte, häßliche Jungfrau, umfaßte den Bauer und tanzte mit ihm in tollen Sprüngen über Feld und Flur den Berg hinab auf Hommerschen zu. Im Nu befand sich das Paar am Rande des brausenden Wurmbaches. Da packte den Mann das kalte Entsetzen und er kam zur Besinnung. Er rief Jesus um Hilfe an. In demselben Augenblick riß sich seine Tänzerin aus seinen Armen und er lag am Ufer des Baches. Später wurde an der Stelle, wo er den Bösen angerufen hatte, ein Kreuz errichtet.

Noch heute schrecken die Mütter ihre Kinder mit der „Häfer-Juffer".



62. Grasteufel holen einen fliehenden Mann.

Ein Einwohner von Bierenbach war niemals ein großer Freund der Arbeit gewesen. Um nun seinen dürftigen Vermögensverhältnissen aufzuhelfen, ließ er alle Arten von Teufel auf sein Gut kommen und trug ihnen die verschiedensten Arbeiten auf. Dagegen hatte er sich mit Leib und Seele den Teufeln verschrieben.

Als seine Zeit ungefähr abgelaufen war, trug er ihnen auf, einen Sack ausgestreuten Rübensamen aufzulesen. Die Teufel begaben sich auch an die Arbeit. Unser Mann floh mittlerweile nach Nümbrecht, um den dortigen Pfarrer zu ersuchen, ihn durch kräftige Zaubersprüche von der höllischen Gesellschaft zu erlösen. Als die Teufel mit ihrer Arbeit zu Ende gekommen waren, eilten sie dem Flüchtlinge nach und fast wäre es den Grasteufeln, den schnellsten unter ihnen, gelungen, den Fliehenden einzuholen. Doch wurde der Bauer mit knapper Not gerettet.

63. Der Wasserteufel und Kloster Altenberg.

Herrlich prangte die neue Klosterkirche zu Altenberg. Von weit her pilgerten die Gläubigen nach Altenberg. Das gefiel dem Bösen keineswegs. Er beschloß daher, die neue Kirche dem Erdboden gleichzumachen. Zunächst legte er Feuer an dieselbe. Allein die Mönche erstickten mit Hilfe der herbeigeeilten Nachbarn die Flammen.

Nun versuchte es der Teufel auf andere Weise. Er ließ am Vortage von Christi Himmelfahrt, den 23. Mai 1324, sich oberhalb des Klosters einen ungeheuren Sturm mit Blitz, Donner und schweren Regengüssen erheben. Bald war der Dhünbach zu einem tobenden Bergstrom geworden, alles mit sich reißend, was ihm im Wege stand. Damit aber die Gewässer in dem sich erweiternden Tale nicht zu sehr verteilt würden, begab sich der Böse auf die Dhünbrücke, hielt die Wassermengen auf und trieb die Wogen mit Gewalt gegen das Kloster. Hier richteten sie große Verwüstungen an; die Kirche und Klostergebäude waren fußhoch mit Schlamm bedeckt, schwere Bäume lagerten überall und wurden gegen die Bauwerke geschleudert. Viele Menschen und Tiere fanden in den Fluten ihr Ende. Die Klosterkirche schien bereits dem unvermeidlichen Untergange



verfallen und dem Anprall der wild anstürmenden Wogen nicht mehr gewachsen zu sein, als der fromme Abt Reinhard den Bösen an der Dhünbrücke bei seinem grausen Zerstörungswerke gewahrte. Sofort beschrieb er ein großes Kreuz über der Gestalt Satans und bannte ihn mit geweihtem Fluch. Da befiel den Erreger alles Bösen eine solche Schwäche, daß er gegen die Wogen nicht mehr standhalten konnte und von denselben hinweggeführt wurde. Das Gewässer beruhigte sich und die Kirche war gerettet.

64. Ritter Heinrich und der Teufel.

Ritter Heinrich von Falkenstein war Schenk des Abtes Cäsarius von Prüm. Er glaubte an keinen Teufel. Eines Tages bat er einen Geistlichen, er möge ihn den Teufel sehen lassen. Nach langem Widerstreben war dieser dazu bereit. Um die Mittagszeit, weil dann der Mittagsdämon seine höchste Kraft besitzt, führte der Geistliche Philipp den Ritter an einen Kreuzweg, beschrieb mit dem Schwert einen Kreis um ihn und ermahnte ihn dringend, diesen nicht zu verlassen, bis er zurückkehre. Ferner ermahnte er ihn, nichts herzugeben oder zu versprechen, auch sich nicht zu bekreuzen. Dann ging der Geistliche. Plötzlich flutete das Wasser brausend um unsern Ritter, dann hörte er heftige Windstöße und Schweinegrunzen. Dann kam aus dem nahen Wald ein schwarzer Schatten wie ein Mensch, der aber die Wipfel der Bäume überragte. Vor dem Kreise machte der Teufel Halt. Es entspann sich ein längeres Gespräch. Endlich fragte der Ritter: „Wo bist Du gewesen, als ich Dich rief?“ — „Jenseits des Meeres,“ war die Antwort. Der Teufel forderte nun des Ritters Mantel, seinen Gürtel, ein Schaf aus seiner Herde und endlich den Haushahn. Alles schlug der Ritter ab. Dann fragte der Ritter: „Wie kommst Du zu Deinem großen Wissen?“ Der Teufel erwiderte: „Nichts Böses geschieht in der Welt, das mir verborgen bliebe“ und bewies dies durch einige Ereignisse aus des Ritters Vergangenheit. Dann griff der Teufel nach dem Ritter und wollte ihn mit Gewalt aus dem Kreise ziehen. Da erschrak der Ritter so, daß er rückwärts fiel und laut aufschrie. Auf diesen Schrei kam Philipp eiligst hinzu und sofort war die Erscheinung verschwunden.



Von jener Stunde an ist der Ritter bleich geblieben und hat seine natürliche Gesichtsfarbe nie wieder erlangt. Doch führte er von da an einen bessern Lebenswandel und glaubte an Teufel.

65. Der Teufel mißhandelt einen Priester.

Ein Priester bat den Beschwörer Philipp, ihm gegen eine Belohnung Dämonen zu zeigen. Als er von diesem in einen Kreis gestellt und unterwiesen worden war, ist er vom Teufel durch Schrecken überrascht und aus dem Kreise gezogen worden; bevor ihm Philipp zu Hilfe eilen konnte, hatte der Böse ihn so mißhandelt, daß er am dritten Tage nachher gestorben ist. Graf Waleram von Luxemburg hat das Haus des Geistlichen eingezogen. Den Teufelsbanner Philipp habe ich selbst gesehen; er ist vor einigen Jahren, wie man glaubt, auf Anstiften seines Herrn und Freundes, des Teufels, ermordet worden.

III. Riesen.

66. Die hohe Acht.

Ein Aufgang zur hohen Acht weist eine Schlucht auf, welche ganz mit Dornen und Gestrüpp bewachsen ist; an einer Stelle gewahrt man starke Mauerreste. Das ist der Spionengang.

Als in den Tagen der Vorzeit auf dem Gipfel des Berges eine Burg stand, drangen durch den Spionengang die Feinde vor, eroberten und zerstörten die Burg.

Unbestimmte Sagen über frühere riesenmäßige Bewohner, wie zu Burg Niedeck im Elsaß, über ein zertrümmertes Schloß, unterirdische Gänge, geheimnisvollen Geisterspuk finden sich auch hier im Munde des Volkes.

67. Der Teufelsstein im Hülserbruch.

Einst schritt ein Riese mit seinem Sohne durch das Hülserbruch hin. Nach einiger Zeit kamen sie zu dem sandigen Hülserberg. Da sprach der Sohn zum Vater: „Vater, ich habe Sand in meinem Holzschuh." Der Vater sprach: „Schütte ihn heraus!" Der Sohn tat es, aber ein riesiger Stein kam zum Vorschein. Dieser liegt noch heute auf dem Hülserberg. Die Leute



haben ihn den Teufelsstein genannt, denn vielfach wird behauptet, der Teufel habe ihn dorthin gebracht.

Eine andere Sage berichtet, daß zur Zeit der Völkerwanderung ein Riesenvolk bis zu den Niepkuhlen kam, die dazumal das Bett des Rheinstromes bildeten. Die Riesen gingen durch den Strom und schütteten am Ufer den Sand und die Erde von ihren Schuhen; dadurch entstand der Hülserberg, den sie alsdann hinanstiegen. Oben angekommen verspürte einer von ihnen noch ein Sandkorn im Schuh. Er warf es heraus: es ist der Teufelsstein. Sein Name soll daher kommen, daß er vom Teufel behext sein soll. Einst war er den Berg hinabgerollt, aber am nächsten Morgen lag er wieder an seinem alten Platze oben auf dem Berge.

68. Der Riese von Treis.

Zu der Zeit, als die Hunnen über den Hunsrück zogen, lebte in dem Treiserschock ein ungeheurer Riese. Eine tiefe, dunkle Felsenhöhle diente ihm zur Wohnung. Große Steinblöcke hatte er zu einem schützenden Wall vor derselben aufgetürmt. Oft spielte er zu seiner Unterhaltung mit schweren Felsblöcken, welche er zuweilen ins Tal hinabwarf. Besonders unternahm er dies gefährliche Spiel, wenn die Menschen unten in Feld und Wald beschäftigt waren. Sie wurden dann zur Flucht gezwungen. Der Riese ging fast jeden Tag in den großen Wäldern auf die Jagd. Jedes Wild, das ihm begegnete, erlegte er mit Pfeil oder Speer. Wenn er auf seinen Jagdzügen Menschen antraf, mußten sie ihn begleiten; da half kein Bitten und Sträuben. Es ging dann über Stock und Stein vom Morgen bis zum Abend. Wenn aber die armen Menschen am Abend bis auf den Tod abgehetzt waren, dann jagte sie das Scheusal mit fürchterlichem Gebrüll und heftigen Drohungen von sich fort. Daher war er in der ganzen Umgegend gefürchtet und verhaßt und jeder wich einer Begegnung mit ihm scheu aus.

Am Südende des Waldes wohnte ein frommer Einsiedler, welcher 13 Steinchen mit wunderbarem Glanze besaß. Wenn man ein solches Steinchen dem Riesen vor die Augen hielt, so wurde er von dem Glanze so geblendet, daß man ungehindert seinen Weg fortsetzen konnte. Mußte nun jemand über den Schock zur Mosel gehen, so lieh er sich von dem frommen Manne



ein Steinchen. Eines Tages kamen nun 12 Männer und jeder erhielt ein Steinchen, so daß dem Klausner nur noch ein einziges Steinchen übrigblieb. Da kam noch ein Knabe und bat um ein Steinchen. Gerne gab der fromme Mann dasselbe nicht her; als aber der Knabe in seiner Not bitterlich weinte, ließ er sich erbitten und gab ihm das Steinchen. Der Knabe machte sich auf den Weg und kam an die Höhle des Riesen. Da stürzte dieser mit Gebrüll hervor und wollte ihn zur Jagd zwingen. Heute schien der Riese ganz besonders gereizt zu sein, da er die 12 Männer unbehelligt hatte ziehen lassen müssen. Bei dem Gebrüll des Gewaltigen erschrak der Knabe so sehr, daß ihm das Steinchen entfiel. Er suchte emsig danach, fand es aber nicht. Doch der Riese verstummte und zog sich rasch in die Höhle zurück. Froh und unbelästigt setzte der Knabe seinen Weg fort. Am Abend kamen die 12 Männer zurück; aber zu ihrem freudigen Schrecken ließ sich der Riese nicht blicken. Verwundert teilten sie das dem Einsiedler mit. Währenddessen kam auch der Knabe an und erzählte unter Schluchzen und Tränen vom Verlust des Steinchens. Da erkannten alle, daß der Riese nunmehr in seine Höhle gebannt sei und das Steinchen ihm den Ausgang verwehre. Voll Dank gegen Gott erbaute der Einsiedler mit den Bewohnern der Umgegend neben seiner Klause eine Kapelle. Später entstand hier ein Hof, „Gotteshausen“ genannt. An der andern Seite des Schocks entstand aber auch ein Hof, der nach dem Riesen oder Hünen der „Hohnshäuserhof“ genannt wird. Das Steinchen liegt noch heute vor der Höhle des Riesen. Wer es findet und aufhebt, ohne seine Wunderkraft zu kennen, erlöst den Riesen aus seiner Verbannung und er treibt dann wieder sein Wesen wie zuvor.

69. Die Entstehung des Siebengebirges.

Wo nun die Berge Drachenfels und Rolandseck aufragen, war einst das Rheintal abgeschlossen; ein gewaltiger See breitete sich oberhalb Königswinter aus. Die Leute, welche damals die Eifel und den Westerwald bewohnten, faßten den Plan, den See abzuleiten und zu diesem Zweck das Gebirge zu durchstechen. Da sie sich aber der gewaltigen Arbeit nicht gewachsen fühlten, sandten sie zu den Riesen und verhießen ihnen großen Lohn.



Sieben Riesen waren sofort bereit, solcher verlockenden Botschaft zu folgen. Jeder nahm einen gewaltigen Spaten auf die Schulter und bald waren sie emsig an der Arbeit. In wenigen Tagen hatten sie eine tiefe Lücke ins Gebirge gegraben; das Wasser drang in diese ein und vergrößerte sie zusehends, so daß der See bald abfloß. Die Leute freuten sich des errungenen Vorteils, dankten den Helfern und schleppten die Gaben herbei, welche sie verheißen hatten.

Die Riesen teilten den Hort brüderlich und jeder schob seinen Anteil in seinen Reisesack. Dann schickten sie sich zur Heimkehr an. Vorher jedoch klopften sie ihre Spaten ab, daß das Felsgebröckel und der anhaftende Grund zu Boden falle. Davon entstanden die sieben Berge, welche noch bis auf den heutigen Tag am Rhein zu sehen sind.

70. Der Riese in der Burglay.

In der Burglay bei Greimersburg (Kr. Kochem) geht oft zur Nachtzeit ein riesengroßer Mann mit langem Kamisol, dreieckigem Hute und großen, silbernen Schuhschnallen umher. An einem Stahl schlägt er mit einem Stein gewaltig sprühende Funken; jeder Funken ist so groß, daß er die ganze Umgegend erleuchtet. Der Mann raucht nicht. Der Hut sitzt ihm fest auf der ernsten Stirn und er schreitet bedächtig mit sehr großen Schritten auf dem östlichen Abhange der Burglay einher, wobei ihn Hecken und Gebüsch nicht hindern. Auch kümmert er sich um keinen Menschen, sondern schlägt nur fortwährend Feuer. Doch sieht man nie, daß er Feuer anzündet.

71. Die wilden Frauen bei Bleialf.

Wie man in Bleialf (Kr. Prüm) und der Umgegend erzählt, wohnten die wilden Frauen in grauer Vorzeit in Felsenhöhlen und boten jedem ihre Brüste, welche sie über die Schultern warfen, zum Trinken dar.

Solche Frauen wohnten auch im Fleringer Hinterstenbüsch, nahe bei Niederhersdorf; in der Himmelsgebinnerlei und am sogenannten „Meilstein“ in der Schneifel; im Wildfrauenhaus bei Immerath (Kr. Daun).



IV. Hexen, Zauber, Mar, Werwolf.

72. Die beiden Stadtmusikanten.

Einst schritten zwei Kölner Stadtmusikanten von dem Tanze heimwärts. Ihre reiche Einnahme hatten sie in einem Wirtshause daraufgehen lassen. Darum schlichen sie trübselig durch die Nacht nach Hause. Plötzlich hörten sie den Hufschlag eines jagenden Pferdes und da sahen sie auch schon einen riesenhaften Reiter neben sich. Die Augen von Roß und Reiter glänzten wunderbar. Da faßte sie lähmendes Entsetzen. Der Reiter redete sie jedoch an und sprach: „Ich sehe, daß Ihr fahrende Musikanten seid. Ihr könnt Euch ein schönes Stück Geld verdienen, wenn Ihr mir eins aufspielen wollt.“ Nach kurzem Zögern waren sie bereit. Der Reiter nahm beide zu sich aufs Pferd und fort ging es wie im Sturm. Endlich langten sie auf einer Höhe an. Dort stand ein großes, hellerleuchtetes Gebäude in der Form eines großen Dreiecks; weite Tore luden von allen Seiten zum Eintritt. In dem Saale war eine große Anzahl von Männern und Frauen aus längst dahingeschwundenen Zeiten versammelt. Auf allen Gesichtern lag Leichenblässe; kalt waren die Züge aller; gläsern die Blicke. Die Musikanten wurden zum Spiele aufgefordert und bald wirbelte alles im tollen Tanze. Immer wurden sie, namentlich von ihrem schwarzen Begleiter, zu lebhaftem Spiel angefeuert, wofür er ihnen eine reiche Belohnung in glitzernden Goldstücken gab. Endlich zerstoben die Kleider der zu scheußlichen Fratzen gewordenen Tänzer und entsetzt bekreuzten sich die beiden Musikanten. Da erwachten sie — sie befanden sich unter dem Galgen zu Melaten, ohne Fiedeln neben sich und die Mützen voll Pferdemist.

Von diesem Tage an mieden beide Tanz und Spiel; sie wurden gottesfürchtige Männer.

73. Das Hexenplätzchen zu Glöbusch bei Altenberg.

Burg Strauweiler (Kreis Mülheim) gegenüber auf dem Höhenrücken liegt zwischen Erberich und Glöbusch das „Hexenplätzchen“.

Zwischen 12 und 1 Uhr in einer stockdunklen Nacht kam einst in altersgrauer Zeit der Ackerer Feinhals von Heiderhof



des Weges und geriet auf dem Hexenplätzchen in eine Schar tanzender Hexen. Diese legten ihm ein großes Buch vor mit der Aufforderung, seinen Namen in das Hexenregister einzutragen und sich am Hexentanz zu beteiligen. Nur ein glücklicher Zufall rettete ihn aus der Gefahr: Statt seinen Namen einzutragen schrieb er in das Buch: „Jesus von Nazarth, König der Juden!“ In demselben Augenblick stob die Hexenschar auseinander und Feinhals konnte unbehelligt seines Weges weiter ziehen.

74. Der Hexenmeister Buttermann.

Sehr bekannt war früher der Hexenmeister Buttermann aus Witten. Als er einst nach Steele kam, stand dort ein Wagen mit einem Stückfaß Wein, der trotz aller Anstrengungen nicht von der Stelle zu bringen war. Statt der Pferde spannte Buttermann sieben schwarze Katzen vor, und diese zogen im flotten Trabe den Wagen den Steeler Berg hinauf.

„Heiße“ Tage, d. h. schwere Tage der Arbeit, kannte er nicht, denn jede Arbeit verrichtete er mit seiner Hexenkunst spielend. Aber ein „heißer“ Tag kam für ihn, als er als Zauberer lebendig verbrannt wurde.

75. Die „Hexentaufe“ bei Steele an der Ruhr.

Um Steele herum sollen sich einst viele Hexen aufgehalten haben. Die Bucht, welche die Ruhr nahe der Wirtschaft „am schwarzen Horn“ am Fuße des Schellenbergs bildet, heißt noch heute im Volksmunde „Hexentaufe“. Die der Hexerei verdächtigen Frauen wurden, nachdem man ihnen den rechten Daumen mit der großen linken Zehe und ebenso die rechte große Zehe mit dem linken Daumen zusammengebunden hatte, an einem Strick befestigt und ins Wasser geworfen; sanken sie unter, so wurden sie für unschuldig erklärt.

76. Die Hexe von Garzweiler.

Der Besitzer eines Landgutes bei Garzweiler (Kr. Grevenbroich) konnte lange Zeit die Erstknechte nicht halten. Einer nach dem andern fing an zu kränkeln und mußte entlassen werden. Trat ein solcher Knecht in einen andern Dienst, so war er bald wieder hergestellt.



Da warb einst der Gutsbesitzer einen Burschen, der so stark war, daß er Hufeisen zerbrach. Dieser fühlte sich eines Morgens ermüdet, machte sich allerhand Gedanken und meinte, es müsse ihm während der Nacht angetan worden sein. Er beschloß nun, in der folgenden Nacht zu wachen, um der Sache auf den Grund zu kommen. Er kämpfte mit aller Macht gegen den Schlaf. Da hörte er gegen Mitternacht ein Geräusch: auf den Zehen schritt jemand an sein Lager, bückte sich über den scheinbar Schlafenden und lauschte auf dessen Atemzüge. Der Knecht erkannte seine Herrin. Als sie überzeugt schien, daß er schliefe, legte sie ihm etwas in den Mund. Sofort war er in ein stattliches Pferd verwandelt. In demselben Augenblick fühlte er auch schon eine Last auf dem Rücken: die Hausfrau saß auf ihm, lenkte ihn zum Fenster hinaus und fort ging's über Tal und Berg, weit hinaus bis zu dem Ort, wo sich die Hexen versammelten. Zu ihnen gehörte auch die Hausfrau. Nahe bei dem Platze war eine alte Scheune; in dieser wurde das Pferd angebunden. Wenn er geschlafen hätte, würde er die Verwandlung nicht gewahr geworden sein. Er trachtete nun darnach, das Gebiß aus dem Munde zu bekommen. Nach vielen Anstrengungen gelang es ihm und er stand in demselben Augenblick als Mensch zwischen den übrigen Pferden. Da er sich im Hemd befand, kroch er in einen Heuhaufen. Das Gebiß ließ er aber nicht aus der Hand. Nach längerer Zeit vernahm er die Stimme seiner Herrin; sie nahm Abschied von andern Frauen, trat dann in die Scheune und tastete nach ihrem Pferde. Da schlüpfte der Knecht aus seinem Versteck, umfaßte plötzlich das Weib und drückte ihr, als sie anfing zu schreien, das Gebiß in den Mund. Da stieß sie ein Gewieher aus. Er aber zäumte das Roß auf, setzte sich auf seinen Rücken und suchte den Heimweg. Da er sich oft irrte, kam er erst am Morgen heim. Er setzte das Pferd in den Stall, kleidete sich schnell an und suchte seinen Herrn auf. Diesen führte er in den Stall und zeigte ihm das prächtige Pferd, welches er in der Frühe eingefangen haben wollte. Der Herr bewunderte das Tier und befahl dem Knecht, ihm das Gebiß aus dem Maul zu nehmen, daß es fressen könne. Kaum war das geschehen, als die Herrin an der Krippe stand. Dem Knecht wurde Schweigen auferlegt. Er wurde aber fortan nie mehr zu einem nächtlichen Ritte verwandt.



77. Das Hexendorf Nattenheim.

Nattenheim (Kr. Bitburg) soll den entferntesten Völkern, und namentlich den Türken als eine große Stadt und uneinnehmbare Festung bekannt sein. Die Bewohner aber sollen ein eigentümliches Militärwesen kennen und deshalb bei allen Angriffen der Feinde den Sieg davon tragen. Bei dem Anzuge eines Feindes machen sie keine Vorbereitung zu dessen Empfang; sie pflanzen keine Kanonen auf, auch senden sie keine bewaffnete Mannschaft aus. Sobald sich der Feind dem Dorfe naht, eilt alles mit Strohbündeln auf die Flur und streut das Stroh um das Dorf herum. Augenblicklich wird jeder Strohhalm in einen wohlgerüsteten Krieger verwandelt und in kürzester Zeit steht ein schlagfertiges Heer der verschiedensten Waffengattungen zur Verteidigung des Ortes bereit. Durchbricht der Feind die Reihen dieses Heeres, so wird die Lücke im Augenblick geschlossen und dem Feinde bleibt nur die schleunigste Flucht übrig.

78. Die Hexe auf dem Jaberg.

Nach einer oft wiederholten Erzählung meines Großvaters, welcher seit dem Jahre 1816 in Hilden (Kr. Düsseldorf) auf dem Pfütsch wohnte, ist im vorigen (18.) Jahrhundert auf dem Jaberg eine alte Frau als Hexe verbrannt worden. Sie soll auf einem Wagen durch Hilden gefahren worden sein. Am oberen Ende des Ortes, damals „an der Kullen" genannt, hatten sich viele Menschen angesammelt, welche die Hexe sehen wollten. In der Menge befand sich auch ein kleiner Knabe, ein Nachbarkind der armen Hexe. Diesen gewahrte die Frau, erkannte ihn und rief ihm zu: „Johännchen, Johännchen, um Goddes Willen, wie gont se met mie armen Frau üm!"

Als die Eltern von dieser Beschreiung der Hexe erfuhren, lebten sie in der größten Furcht, ihr Kind möchte ebenfalls der Hexerei verdächtigt werden.

79. Die Hexe und das Buttersieb.

Es war einmal ein Mann (bei Angermund, Kr. Düsseldorf) beim Mähen, der fand ein Buttersieb. Er legte dasselbe unter einen Gast (Garbe) und fuhr in seiner Arbeit fort. Als er wieder einige Schoppen gemäht hatte, kam eine alte Hexe



murrend heran. Sie fragte den Mann, ob er kein Buttersieb gefunden habe. Der Mann verneinte es. Da ergrimmte die Hexe und drohte ihm, daß er keinen Schlag mehr arbeiten solle, wenn er nicht angebe, wo das Sieb sei. Der Mäher achtete jedoch nicht auf die Worte der Alten. Als er nun seinen Arm erhob, um weiter zu mähen, war derselbe erstarrt. Nun sagte er der Hexe, wo er das Buttersieb versteckt hatte. Sie eilte hin und juchhe flog sie damit durch die Luft. Nun konnte der Mann ungestört weiter arbeiten.

80. Die Hexe von Neuerburg in der Eifel.

Die fürstliche Familie von Leuchtenberg war nahe verwandt mit den Grafen von Manderscheid. Darum befand sich im Winter des Jahres 1613 Kornelia von Leuchtenberg im Schlosse zu Neuerburg (Kreis Neuwied). Plötzlich starb die Dame. In der Sterbenacht herrschte ein gewaltiger Sturm, so daß sich mehrmals die Türe zu dem Sterbegemach geheimnisvoll öffnete. Dazu sagte der Ortsbader aus, in dem Leichnam befinde sich Gift. Infolgedessen entstand das Gerücht, eine in der Nähe wohnende Frau, welche im Geruche der Hexerei stand, habe den Tod des Edelfräuleins verschuldet. Sie wurde vor Gericht beschieden und bekundete, daß sie schon vier Jahre der Hexerei ergeben sei. In der Nacht zum 23. Januar hätte sie mit ihren Genossen beraten, das Edelfräulein zu töten. Sie hätten zu dem Zwecke auf dem St. Louis-Kirchhofe ein frisch geborenes und ungetauftes Kind ausgegraben und davon einen Trank bereitet. Dann sei die ganze Gesellschaft auf schwarzen Böcken zum Schlosse gefahren. Ein Teil des Schwarmes sei auf dem Gange vor dem Schlafgemach der Gräfin verblieben; andere seien in das Zimmer gegangen und hätten dem Fräulein den Trank aus einem großen schwarzen Becher eingegeben.

Die Frau wurde dem Scheiterhaufen überliefert.

81. Der Ring der Fastrada.

Karl der Große liebte seine Gemahlin, die schöne Fastrada, ungemein. Da erkrankte sie, als der Hof zu Frankfurt a. Main weilte. Des Kaisers Betrübnis kannte keine Grenzen; sie steigerte sich zur Verzweiflung, als die Erkrankte starb. Er wich nicht aus dem Gemach, wo sie lag. Ein unerklärlicher Zauber



schien sich seiner bemächtigt zu haben; es schien ihm, als wenn sie nur schliefe. Darum widersetzte er sich dem Begräbnis der Geliebten. Da sah der fromme Erzbischof Turpinus von Reims, des Kaisers treuester Ratgeber, ein Traumgesicht, das ihm das Rätsel löste. Er sah nämlich einen Ring, welcher in das Haar der Kaiserin geflochten war. Dieser fesselte den Kaiser an die Abgeschiedene. Am folgenden Morgen trat der Erzbischof heimlich in das Gemach, wo die Tote lag, und nahm den Ring fort.

Kaum war dies geschehen, so warf sich Karl dem treuen Rat in die Arme. Willig ließ er sich von ihm aus dem Gemach führen und eilte nach Ingelheim, um sich den Geschäften des Reiches mit Eifer zu widmen. Nun gab er auch seine Zustimmung zum Begräbnis der Toten in St. Alban zu Mainz.

Der Kaiser wollte fortab den Kirchenfürsten immer um sich haben; nichts tat er ohne seinen Rat. Zwar verwandte der Erzbischof seinen Einfluß nur zum Besten des Reiches, doch nahm sein frommer Sinn Anstoß an dem Zauber. Er begleitete bald darauf den Kaiser nach Aachen und warf dort eines Tages den Ring in einen kleinen See. Von dieser Zeit an fühlte sich der Kaiser ungemein an Aachen gefesselt. An dem See ließ er eine Burg erbauen; hier saß er oft stundenlang, schaute sinnend auf den Wasserspiegel und dachte der vergangenen Zeiten.

82. Albertus Magnus zu Köln.

Als im Jahre 1248 der zum deutschen König gewählte Graf Wilhelm von Holland in Köln das Weihnachtsfest beging, lud er Albertus Magnus zum Abendessen ein. Auf des Königs Begehr zeigte er einige seiner Künste.

Zuerst nahm er einen Humpen Rheinwein, murmelte einige Worte: da sprühten aus dem Humpen bläuliche Flämmchen. Dann goß er den Wein gegen die Decke, so daß die Feuertropfen herniederrieselten, sich aber alsbald in buntgefiederte Vögel verwandelten, die lieblich singend durchs Zimmer schwirrten. Als man die Becher aber zum Trunk ansetzte, sprühten allen Gästen Flammen entgegen.

Dann schritt Albertus einigemale um den Tisch, der sehr spärlich bestellt war. Plötzlich lachten allen Anwesenden die köstlichsten Gerichte entgegen. Doch im nächsten Augenblick war Albertus verschwunden und mit ihm die köstlichen Speisen.



Es war aber gar wunderlich anzusehen, wie sich die Herren bei den Nasen hielten, die Finger in den Mund steckten oder an den Zipfeln der Mäntel kauten. Des Königs Narr saß aber unter dem Tisch und hatte einen Rinderschweif im Munde.

Am andern Tag besuchte der König mit seinem Gefolge Albertus Magnus im Kloster. Da zeigte er ihnen trotz grimmiger Winterkälte seinen Blumengarten. Er führte seine Gäste durch ein Pförtlein in denselben. Sie wagten kaum, vorwärts zu gehen, und meinten, im Traume zu sein. Herrlich an Gestalt und Farbe blühten fremde Blumen und füllten die Luft mit süßem Duft. Seltsame Vögel mit buntem Gefieder zwitscherten; klare Springbrunnen ließen ihre Gewässer in den Farben des Regenbogens spielen.

Plötzlich war alles wieder verschwunden.

83. Abt Tritheim als Zauberer.

Es wird von ihm erzählt, er habe einen Teufel in seinem Solde gehabt. Einst reiste er mit einem kaiserlichen Rat durchs Frankenland. Sie trafen eine Herberge, in der es mit Speise und Trank schlecht bestellt war. Da klopfte der Abt ans Fenster und sagte: „Adfer!“, d. h. Bring her! Da kam eine Schüssel mit einem gekochten Hecht zum Fenster herein und dann eine Flasche Wein. Nur der Abt sprach allein zu; die andern waren von Abscheu erfüllt.

Einst hatte er in Sponheim (Kreis Kreuznach) einen gelehrten Doktor zu Gast. Er setzte ihm Wein vor, aber kein einziger Tropfen lief aus der Kanne, obwohl der Doktor mit seinem Messer hineinstieß. Am andern Tag war es dem Gaste unheimlich. Er stand früh auf, um ohne Imbiß fortzukommen. Aber sein Fuhrmann war nicht imstande, den Wagen auf die Straße zu bringen; die Pferde sprangen wie unsinnig und liefen um das Kloster herum. Da sprang der Doktor vom Wagen und ging zu Fuß nach Kreuznach. Der Abt aber lag im Fenster und lachte.

Eines Tages beschwor er die verstorbene Gemahlin Kaiser Maximilians, Maria von Burgund. Nur war dem Kaiser tiefstes Stillschweigen auferlegt. Kaiser und Abt traten in ein besonderes Gemach; da kam Maria, ging vor dem Kaiser auf und ab, liebäugelte und lächelte ihn an. Da erinnerte sich der Kaiser eines kleinen schwarzen Fleckens hinten am Halse



der Verstorbenen. Als er auch diesen bemerkte, kam ihn ein Grausen an. Dann sprach er: „Mönch, mache mir der Possen keine mehr!“ Es war ein großes Glück, daß er erst sprach, nachdem die Erscheinung verschwunden war, denn es war darauf abgesehen, ihn vorher dazu zu bringen.

84. Dr. Faust in Kreuznach.

Über den Schwarzkünstler Doktor Georg Sabellicus Faust schreibt der gelehrte Abt Trithemius im Jahre 1507 an einen Freund: „Der Mensch, von dem Du mir gemeldet, ist ein prahlerischer Vagabund und Jude, den man durchpeitschen sollte, damit er sich künftig hütet, so verruchte, kirchenschänderische Dinge öffentlich zu treiben. Denn was können die Titel, die er sich beilegt, anders als seine Verrücktheit bezeugen? So legte er sich den Namen bei: Magister Georg Sabellicus Faustus jun., Zauberer, Sterndeuter, zweiter Magier und Wahrsager in jeglicher Gattung.“ Aber er sei ohne Bildung. In Gelnhausen habe er sich rasch, als er von Trithemius' Anwesenheit erfuhr, aus dem Staube gemacht. Er habe sich dort gerühmt, alle Werke des Aristoteles und Plato aus seinem Gedächtnis niederschreiben und Wunder wie Christus verrichten zu können. 1507 sei er nach Kreuznach gekommen, und da gerade die Rektorstelle am Gymnasium frei gewesen wäre, so hätte man sie ihm auf Empfehlung Franz von Sickingens gegeben. Aber er hätte so schändliche Greuel verübt, daß er bei Nacht und Nebel hätte der wohlverdienten Strafe entfliehen müssen.

85. Der Zauberring.

Im Jahre 1548 wurde im Herzogtum Geldern ein Zauberer aufgegriffen, dessen Name Jakob Jodokus van der Rozen und der von Cortryk gebürtig war. Dieser hatte einen Ring, in welchem ein Geist eingeschlossen saß, und der Geist war ihm willig zu allen Dingen und mochte fünfmal an jedem Tage zu Hilfe gerufen werden.

86. Der Königssohn und die Sterngucker.

Einem Könige am Rhein wurde in grauer Vorzeit ein Sohn geboren. Er freute sich sehr über den Erben und befahl den Sternsehern, zu erkunden, ob dem Sohne keine Gefahr



drohe. Die weisen Männer folgten dem Gebot und sagten endlich, wenn der Knabe das siebente Jahr überlebe, würde er ein hohes Alter erreichen, berühmt und mächtig werden. Aber im siebenten Jahre müsse man das Kind sehr hüten.

Der Knabe wuchs und gedieh. Da ließ der König einen starken und festen Turm auf einem Berge am Ufer des Rheins aufführen. In diesen wurde der Prinz eingeschlossen, als das siebente Jahr anbrach. Nahrungsmittel, Spiele usw. waren vorsorglich in den Turm gebracht worden, daß dem Knaben nichts fehle. So gingen auch sieben Monate und sieben Tage hin und der König dachte schon daran, die Gefahr sei bald überstanden und er könne demnächst den Sohn aus dem Turm holen lassen.

Da zog eines Tages ein furchtbares Gewitter herauf. Als sich das Unwetter verzogen hatte, war der Turm in einen wüsten Steinhaufen verwandelt. Der Königssohn mit seinen Dienern lag aber unter dem Schutt begraben.

87. Begaukeln des Auges.

Ein Zaubermeister zog einst durch das Rheintal und ließ einen gewöhnlichen Haushahn sehen, der aber imstande war, einen schweren Balken im Schnabel fortzuschleppen. Alle Welt staunte darüber. Als der Meister eines Tages seinen Hahn bei Benrath (Kr. Düsseldorf) zeigte, kam ein junges Mädchen mit einem Bündel Klee auf dem Kopfe vorbei. In dieser Kleebürde befand sich ein vierblättriges Kleeblatt, welches jeden Zauber zerstört. Daher sah das Mädchen, daß der Hahn in Wirklichkeit nur einen Strohhalm trug. Da rief sie den Zuschauern zu: „Nun, was ist das Großes, daß ein Hahn einen Strohhalm schleppen kann!“ Da schwand der Zauber und alle Leute sahen, daß der Hahn nur einen Strohhalm schleppte. Alles lachte nun den Meister aus.

Der wollte aber nicht weiter ziehen, bis er sich an dem Mädchen gerächt hatte. Diese Gelegenheit bot sich ihm am nächsten Tage bereits. Unweit des Ortes lag ein großes, blühendes Flachsfeld. Da kam die Jungfer durch den Flachsacker und wollte auf das Feld gehen. Da begaukelte ihr der Zauberer die Augen, daß sie das Flachsfeld für ein großes Wasser hielt. Sie hob die Röcke empor, um barfuß das Wasser zu durchschreiten. Aber die Fluten schienen zu wachsen und



höher und höher hob sie ihre Kleider auf. Da brachen die Leute auf den benachbarten Feldern in lautes Gelächter aus. In dem Augenblick war der Zauber gebrochen. Das Mädchen ließ die Röcke fallen und eilte voll Scham davon. „Denk an den Hahnenbalken!“ rief ihr der Zauberer nach und zog seine Straße weiter.

88. Die Lederhose mit den Heckpfennigen.

Einst schritt ein Bauer, vom Kummer niedergedrückt, auf der Landstraße dahin, als sich ein Zwerg aus dem Wolsberg bei Siegburg zu ihm gesellte. Der Bauer trug eine schlechte Lederhose und der Zwerg sagte zu ihm: „Komm, ich gebe Dir eine neue Lederhose, wirf Deine alte fort.“ Der Bauer ging darauf ein. Da sprach der Zwerg nach einer Weile: „Hast Du kein Geld mehr?“ Der Bauer erwiderte: „Noch drei Albus!“ „Zeig sie!“ sagte das Männchen. Als der Bauer das Geld hervorzog, waren es sechs Albus. Der Zwerg belehrte nun den Bauer, daß das Geld in dieser Hosentasche die Kraft bekäme, Heckpfennige zu werden, d. h. sich zu verdoppeln; doch dürfe man es nicht zu weit treiben, sonst platzten die Nähte und damit wäre der Zauber zu Ende.

Mit Dank verabschiedete sich der Bauer und ging heim; er war von nun an ein wohlhabender Mann.

Nach einiger Zeit sah die Hose schäbig aus. Die Bäuerin wusch sie deshalb und hing sie zum Trocknen; aber ein Windstoß nahm sie fort und sie ward nicht mehr gesehen.

Einst erzählte der Bauer sein Abenteuer mit der Hose einem Nachbarn. Der hatte nichts Eiligeres zu tun, als jene Stelle aufzusuchen. Da gesellte sich das Männlein auch zu ihm und ihm erging es, wie jenem. Aber als er die Hose wechseln wollte, riß ihm ein Windstoß seine Hose fort und mit nackten Beinen kam er zu Hause an, verspottet von der Dorfjugend.

89. Das Zauberbuch.

Ein alter kinderloser Förster hatte aus Christenpflicht einen elternlosen Enkel zu sich genommen. An einem schönen Sonntage geht der Alte zur Kirche und befiehlt jenem, zu Hause zu bleiben, auf alles wohl zu achten und namentlich



dem auf dem Herd brodelnden Essen seine ganz besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Junge versprach alles, und der Alte ging mit seiner Frau zur Kirche.

Als nun der Junge allein war, stöberte er überall herum und fand zuletzt ein seltsames Buch. Er fing an, in demselben zu lesen; und siehe, da war plötzlich die ganze Stube von schwarzen Männern erfüllt. Voller Grausen wirft der Knabe das Buch zur Erde und rennt zur Kirche. Er winkt der Großmutter heimlich, und diese eilt mit ihm heim. Da standen aber noch die schwarzen Männer. Aber die Großmutter wußte auch keinen Rat, und der Knabe eilte abermals zur Kirche und holte den Großvater. Als der Alte in die Stube trat, fiel sein erster Blick auf das an der Erde liegende Buch. Er ergriff es und las in demselben; und nun waren in kurzer Zeit die Männer verschwunden.

Von nun an verwahrte der Mann das Buch sorgsamer.

90. Junker Möcher.

1. Junker Möcher, welcher auf Burg Ravenstein bei Uckerath (Kreis Sieg) hauste, war einst mit dem Pfarrer zu Geistingen in Zwist geraten. Eines Tages machte nun Junker Möcher einen Ausflug. Als er, wie gewöhnlich, auf seinem Pferde durch die Luft zurückflog, nahm er seinen Weg gerade über den Kirchturm von Geistingen. Dabei schlug er das Kreuz mit dem Hahn ab, dem Pfarrer zum rechten Schabernack.

2. Einst soll Junker Möcher in einem Schlitten gefahren sein. Nun lag der Schnee so tief, daß nur die Spitze des Kirchturms von Geistingen hervorschaute. Da fuhr Junker Möcher über den Kirchturm weg, daß das Kreuz mit dem Hahn abbrach.

3. Junker Möcher verstand gar mancherlei Künste. Er fuhr oft hoch durch die Luft dahin. Dann mußte der Teufel, mit dem er im Bunde war, den Weg mit Stecknadeln abstecken und gleich hinter ihm abbrechen und vorne wieder aufbauen.

Einst fuhr er wieder mit sausender Geschwindigkeit hoch durch die Luft. Als er in die Nähe von Kircheip gekommen war, fragte er seinen Diener: „Johann, weißt Du, wo wir hier sind?“ Der Diener verneinte es. Der Junker aber bemerkte: „Wir sind in Kircheip.“ In demselben Augenblick klinkerten die Pferde mit ihren Hufen an das Kreuz des Kirchturms.



91. Festsetzender Kegelspieler getötet.

Eines Tages waren einige junge Burschen in der Böhle bei Elberfeld mit Kegelschieben beschäftigt. Lustig rollten die Kugeln über die Bahn, und muntere Zurufe lohnten den, der gut traf. Da nahte ein Fuhrwerk. Lauter Peitschenknall kündete es den Spielern. Als der Fuhrmann ins Haus getreten war, teilte einer der Spieler seinen Kameraden mit, daß er das Fuhrwerk bannen werde; man solle nur auf das bestürzte Gesicht achten, was der ahnungslose Fuhrmann nachher machen werde. Bei diesen Worten blieb es nicht, und bald hatte jener sein Zaubersprüchlein gesprochen.

Nach einer Weile trat der Fuhrmann auf die Straße und trieb seine Pferde an. Aber diese, obgleich sie alle möglichen Anstrengungen machten, konnten das Gefährt nicht von der Stelle bewegen. Da ging dem Manne ein Licht auf. Er ergriff seine schwere Hacke und zerschlug eine Speiche im Rade. Kaum war dies geschehen, als er seine Fahrt ungehindert fortsetzen konnte. Aber in demselben Augenblick stürzte auch der Bursche, welcher den Bannspruch ausgesprochen hatte, entseelt zur Erde, zum größten Entsetzen seiner Genossen.

92. Mädchen erscheint in der Matthiasnacht.

Einst lebte in Müllenbach (Kr. Gummersbach) ein alter Lehrer, welcher eine bildschöne Tochter hatte. Von nah und fern fanden sich darum die Freier ein. Vor allen Dingen bemühte sich ein junger Lehrer aus der Nachbarschaft um die Liebe des Mädchens. Da er fürchtete, ein anderer möchte ihn aus dem Herzen desselben verdrängen, so geriet er schier in helle Verzweiflung. Er wandte sich an erfahrene Leute und klagte ihnen seine Not. Man lehrte ihn nun, in der Matthiasnacht eine Schüssel mit Wasser auf sein Schlafzimmer zu stellen und ein Handtuch daneben zu legen. Um 12 Uhr werde dann das Mädchen erscheinen, sich waschen, abtrocknen und wieder verschwinden. Der junge Mann befolgte genau die empfangenen Vorschriften, und es ereignete sich alles genau so, wie man es ihm gesagt hatte. Er führte später wirklich dieses Mädchen heim.



93. Seele als Maus.

In alten Zeiten diente einmal ein Bäckergeselle einem Meister in einer großen Stadt. Jeden Morgen mußte der Geselle, ein munterer, hübscher Bursche, Brot durch die Stadt tragen. Zu seinen Kunden gehörte auch ein reicher Kaufmann, der eine einzige, bildschöne Tochter hatte. Nun wurde unser Geselle jeden Morgen von der Mar geritten, so daß er von Tag zu Tag hinfälliger wurde. Das fiel zuletzt dem Meister auf, und er sprach mit dem Gesellen darüber. Dieser merkte sofort, daß eine Mar im Spiele sein müßte, und er verwies den Burschen an den Geistlichen, dem er bei der nächsten Beichte alles anvertrauen solle. Diesem Rat folgte der Bursche. Der Geistliche gab ihm nun ein Tüchlein, mit welchem der Abendmahlskelch bedeckt gewesen, und wies ihn an, sich am Abend genau wie sonst zu Bett zu legen, und zwar auf den Rücken. Dann solle er das Tüchlein auf der Brust ausspreiten. Würde er nun etwas auf der Brust verspüren, so solle er schnell alle vier Zipfel des Tuches zusammenfassen und das Tuch sorgfältig in einer Truhe verschließen, sich aber wohl hüten, aus Neugierde nachzusehen, was darinnen sei. Am nächsten Tage aber solle er ihm den ganzen Hergang genau berichten. Der Bursche versprach, alles zu befolgen, und ging seines Weges. Am Abend verfuhr er genau nach den Vorschriften des Pfarrers. Es währte nicht lange, so fühlte er deutlich, daß etwas auf dem Tüchlein umhertanzte. Sofort schlug er die Zipfel desselben zusammen, knotete zu und fühlte deutlich, daß ein winziger Gegenstand in dem Tuche sei. Dann schloß er das Tuch in seine Truhe. Am nächsten Morgen ging er seiner gewohnten Beschäftigung nach und vergaß sein Tüchlein und die Mahnung des Pfarrers. Erst am zweiten Tage erinnerte er sich der Sache, nahm eiligst das Tuch und machte sich auf den Weg zum Geistlichen. Unterwegs aber übermannte ihn doch die Neugier; er öffnete behutsam einen Zipfel des Tuches und bemerkte ein weißes Mäuslein, welches auf ihn zulaufen wollte. Er verschloß das Tuch schnell wieder. Aber er konnte dem Drange, das Tierchen noch einmal zu sehen, zuletzt nicht widerstehen und öffnete abermals das Tüchlein. Aber nun war das Tierchen im Nu entschlüpft und eilte über die Straßen dahin. Der Geselle rannte wie besessen hinter ihm drein. Endlich huschte das Mäuschen durch eine Spalte der



Türe an dem Hause jenes Kaufmanns, wo alles in größter Trauer war, weil plötzlich zwei Tage zuvor die blühende Tochter des Hausherrn verstorben war. Das Mäuschen huschte ins Sterbezimmer, lief an dem Bettpfosten in die Höhe und schlüpfte in den Mund der Toten. Diese erhob sich sofort und wunderte sich nicht wenig, daß sie sich in Totenkleidern befand.

Der Geselle eilte nun zum Geistlichen und beichtete alles, wurde aber böse angefahren, daß er seinen Vorwitz nicht zu bändigen vermocht hatte.

94. Mädchen von der Mar befreit.

Ein Mädchen wurde von der Mar hart gequält. Jede Nacht wurde es so entsetzlich gedrückt, daß es die Schmerzen kaum auszuhalten vermochte. Man schob die Schuld daran einer Frau zu, die immer wußte, was das Mädchen mit seinem Freier gesprochen hatte. Da riet man ihm, sich einen benedizierten Osterknopf zu verschaffen, ein kleines Loch darein zu bohren und von diesem etwas auf die Schwelle und die Fensterbank des Schlafzimmers zu legen. Das half, und von der Zeit an wurde es nicht mehr von dem Plagegeist gequält.

95. Die Mar in Leienkaul.

Ein Bursche in Leienkaul (Kr. Bernkastel) wurde fast jede Nacht von einer Mar gequält. Er bat einen Anverwandten, die Nacht bei ihm zuzubringen, zu wachen und die Mar zu fangen. Dieser war bereit, legte sich zu Bett, ohne jedoch zu schlafen. Plötzlich nahm er wahr, daß sein Freund schon von der Mar heimgesucht war. Geschwind sprang er an die Türe, verstopfte das Schlüsselloch und warf ein Kissen auf den Boden des Zimmers. Dann legte er sich wieder zu Bett und schlief bis zum Morgen. Als die beiden Freunde erwachten, bemerkten sie auf dem Kissen eine schöne Frauengestalt. Der Bursche heiratete sie später. Der Ehe entsproß ein Kind.

Stets hatte der junge Mann darauf geachtet, daß das Schlüsselloch verstopft blieb. Später hielt er diese Vorsicht nicht mehr für nötig. Da war seine Gattin am folgenden Morgen verschwunden und kehrte niemals zurück.



96. Die Mar wird geheiratet.

Einst lebte in Horn (Kr. Simmern) ein junger Bursche, der sehr oft von einer Mar heimgesucht und gequält wurde. Das Unwesen sog an ihm, so daß er schließlich Brüste bekam wie Frauenbrüste. In einer Nacht verstopfte er das Schlüsselloch seines Schlafzimmers. Am andern Morgen fand er eine wunderschöne Frau, die er nach kurzer Zeit heiratete. Jahrelang lebten sie zusammen, doch bat sie ihn immer, er möchte doch das Schlüsselloch öffnen. Endlich kam er ihrem Wunsche nach. Da rief sie: „Wie läuten die Glocken in England so schön!" Darauf verschwand sie.

97. Frau als Werwolf.

Auf der Boicher Heide (Kr. Düren) hütete eine Frau mit ihrem Kinde die Kühe. In der Nähe war der Schnüren- oder Lausbusch. Die Mutter sagte zum Kinde: „Ich gehe einmal in den Wald. Wenn ein Tier herauskommt, dann wirf ihm Deine Schürze oder ein Tuch hin, dann hast Du nichts zu fürchten." Kaum hatte sich die Frau eine Weile entfernt, als aus dem Walde ein grimmiger Wolf kam und auf das Kind losstürzte. Das Kind aber, der Mutter Worte eingedenk, warf dem Tiere schnell sein rotes Schürzchen hin, das das Tier zerriß und sich dann zum Walde begab. Wenn das Kind nicht seine Schürze dem Tiere hingeworfen hätte, so wäre es selbst zerrissen worden. Später kam die Mutter zu dem Kinde zurück, und als sie es „lauste", sagte das Kind verwundert: „Mutter, du hast ja rote Fäden in den Zähnen." Die Frau wurde nicht lange nachher auf der Boicher Heide verbrannt.

98. Mann als Fuchs.

Auf einem Hofe bei Kürten (Kr. Wipperfürth) wohnte einst ein alter Mann, welcher in seinen jüngeren Jahren folgendes erlebte.

Eines Tages wollte er zu einem Stück Land, welches an einem Walde in der Nähe lag, gehen. Er nahm eine Egge und ein Handbeil mit. Als er an den Wald kam, lehnte er die Egge an einen Baum und nahm das kleine Beil zur Hand. Da gewahrte er an einem alten Stock (Buchenstamm) einen Fuchs. Der Bauer warf mit voller Wucht sein Handbeil nach



dem Tiere. Er traf es auch; aber urplötzlich verwandelte sich der Fuchs in einen großen Mann, der viel stärker als unser Bauer war. Im nächsten Augenblick stürzte sich der Fuchsmann auf unsern Bauern, und ein heftiges Ringen begann. Lange konnte der Bauer seines Gegners nicht Meister werden. Da gelobte er in seiner Todesangst, an seinem Hofe ein Kreuz zu setzen, wenn er von dem Untier frei werde. Im nächsten Augenblick war er los. Da sagte der Fuchsmann zu ihm: „Sprichst Du je ein Wort von dem, was hier geschehen ist, so breche ich Dir den Hals." Dann ging er seines Weges. Es war aber ein unserm Bauern wohlbekannter Mann aus dem Orte.

Einst kam der Bauer aus der Kirche und sah den Leichenzug jenes Mannes. Da sprach er: „Der Fuchs ist zwar tot, aber ich erzähle doch nichts."

99. Der Werwolf von Dahlem.

Im Orte Dahlem (Kreis Bitburg oder Wittlich) wohnte einst ein Mann, welcher sich mit Hilfe eines Gürtels in einen Werwolf verwandeln konnte.

In dem Hause, das dieser Mann bewohnte, wurde einst eine Hochzeit gefeiert, und einer der Hochzeitsgäste fand zufälligerweise den Gürtel. Er legte sich denselben um, ohne seine Wirkung zu ahnen. Kaum war das geschehen, als er zu einem Werwolf wurde, zu dem gerade offen stehenden Fenster hinaussprang und in den nahen Wald eilte. In dem Walde war ein Holzhauer mit dem Fällen von Bäumen beschäftigt. Sobald der Werwolf diesen erblickte, sprang er auf ihn zu, um ihn zu verschlingen. Der Holzhauer aber setzte sich mit seiner Axt kräftig zur Wehr und traf mit einem Streiche glücklicherweise den Gürtel. Dieser fiel zur Erde und im selben Augenblick stand der Werwolf in seiner ursprünglichen Menschengestalt vor dem Holzhauer.

100. Der Ritt mit dem Toten.

Einer Frau war der über alles geliebte Mann gestorben. Darüber trug sie tiefes Leid und ihr einziger Wunsch war, ihren Mann nur noch einmal wiederzusehen.

In einer Nacht kam der Verstorbene auf einem weißen Schimmel ans Fenster der Frau geritten. Auf einen Wink



des stummen Reiters setzte sich die Witwe zu ihm hinten aufs Pferd, und der Schimmel jagte mit seiner doppelten Bürde davon. Aber keinen Laut sprach der Mann. Heller Mondschein lag über der Gegend, durch welche sie dahinstürmten. Da sprach die Frau: „Wie scheint der Mond so helle!" Der Mann blieb jedoch stumm. Allmählich rötete sich der Himmel im Osten und endlich brach die Sonne durch. Da sprach der Mann: „Ach, was reitet der Tod so schnell!" Alsbald waren Roß und Reiter versunken. Die Frau aber stand in einer ihr gänzlich unbekannten Gegend und jahrelang mußte sie wandern, bis sie wieder in ihre Heimat gelangte.

„Darum soll man nicht zu viel über Gestorbene klagen," fügte der alte Erzähler hinzu.

101. Das Nichterstarren einer Leiche.

Will die Leiche nicht erstarren, so holt nach weitverbreitetem, früherem Volksglauben der Tote noch andere Familienglieder mit sich im Tode nach.

So lag in Lucherberg (Kreis Düren) in einem Hause die Leiche einer Tochter mehr wie schlafend als tot auf dem „Schof". Ihr Körper fühlte sich weich an und war auch selbst dann nicht erstarrt, als man sie in den Sarg legte. Es herrschte daher große Furcht und bange Erwartung unter den Familienmitgliedern, wer der Toten ins Grab nachfolgen müsse. Das Gefürchtete trat bald ein, und ein Sohn des Hauses starb.

V. Gespenstische Tiere.

102. Das Mittagsgespenst.

Während der „Ennongderzitt" (Mittagszeit) darf sich keiner im Felde aufhalten, besonders nicht in der Stunde von 12 bis 1 Uhr, weil um diese Zeit das Mittagsgespenst, nach einigen ein altes Weib, nach andern ein unförmliches Tier, sein Wesen im Felde treibt. Das Mittagsgespenst hielt sich besonders am Krüllsgraben auf, einer Schlucht auf Abenden (Kr. Düren) zu. So geschah es, daß der Pflug eines Mannes, der dort über die Zeit geblieben war, plötzlich auf der Dornhecke lag, ohne daß er wußte, wie er dahingekommen, denn ringsum sah er keinen.



103. Drei Elstern künden den Tod an.

Ein Mann, namens Bruck, stand eines Morgens in seinem Hofe, als er drei Elstern bemerkte, welche sich so näherten, daß er sie mit den Händen hätte greifen können. Er jagte sie aber fort; doch ließen sich die sonst scheuen Vögel nicht verscheuchen, sondern kehrten immer wieder zurück. Da fühlte der Mann ein Unwohlsein; er legte sich zu Bett und war am Abend eine Leiche.

104. Gespenstiger Hund.

Ein Einwohner von Leienkaul (Kr. Kochem) wanderte einst am Abend von Kochem nach Hause. Er mußte durch den „Tinnesbosch". Infolge der Dunkelheit kam er vom richtigen Wege ab und irrte einige Zeit umher. Da sah er in geringer Entfernung zwei feurige Augen und erkannte, als er näher kam, einen großen Hund. Da packte ihn eine gewaltige Furcht. Auf dem schmalen Wege konnte er unmöglich an dem unheimlichen Tiere vorbeikommen. Da schlug er über sich und den Hund ein Kreuz. In demselben Augenblick züngelte vor ihm eine hohe Flamme auf; ein entsetzlicher Schrei ließ sich hören und das Tier war verschwunden. Fast ohnmächtig vor Angst stand er noch einige Zeit an derselben Stelle. Dann eilte er vorwärts und kam endlich zu den Seinen. Er erzählte den ganzen Hergang. Sein Haar war von der Stunde an weiß und niemals ging er diesen Weg mehr zur Nachtzeit.

105. Der unglückbringende Hase.

In dem Tale zwischen Rennfuß und Beuren (Kr. Kochem) lag in vergangenen Tagen die Moltermühle. Manche Greueltat soll sich dort zugetragen haben. Darum ruhte ein Fluch auf der Mühle und es ging in derselben nicht mit rechten Dingen zu. Gepolter und Geschrei schreckten die Einwohner zur Nachtzeit; das Vieh fiel; die Mühlsteine zersprangen. Bettelarm mußte ein Müller nach dem andern die Mühle verlassen.

Jedesmal ließ sich in der einem Unglück vorangehenden Nacht ein großer Hase sehen, der auf drei Beinen einherhumpelte, die Mühle umkreiste, ohne ihr zu nahen. Dieser mußte daher der Unheilbringer sein. Der letzte Pächter ent-



schloß sich darum, ihn zu erschießen. Vom Fenster über dem Mühlenrade hatte er schon manche Nacht den Hasen erwartet. Eines Abends kam er geradeswegs zur Mühle herangehumpelt. Rasch legte der Müller an und drückte ab. Doch die Kugel prallte vom Hasen zurück und in demselben Augenblick stürzte der Mann tödlich getroffen zu Boden. Der Hase verschwand mit höhnischem Gelächter.

Niemand zog fortan mehr in die Mühle. Sie verfiel bald und verschwand dann vom Erdboden.

106. Ein schwarzer Vogel zeigt den Tod an.

Ein Müller kam mit seinem beladenen Esel am späten Abend durchs Martertal (Kr. Kochem). Auf einem schmalen Fußpfad zog er durch den dichten Wald und erreichte endlich die Höhe, von der sich der Weg steil hinab zur Mühle zog. Plötzlich flog ein ungeheuer großer, kohlschwarzer Vogel auf ihn zu. Oft näherte sich das Tier sehr, dann entfernte es sich wieder einige Schritte. Alles Scheuchen half nicht. Auch durch Schlagen war der unheimliche Vogel nicht zu vertreiben. Die Sache schien dem Müller nicht geheuer; er fing darum an, zu beten, in der Hoffnung, dadurch von der Gesellschaft befreit zu werden. Aber auch das half nicht; der Vogel umkreiste ihn fortwährend, sich nur vorübergehend entfernend. Fast hatte der Müller seine Mühle erreicht, als er einen kläglichen Schrei vernahm, wie er einen solchen noch niemals gehört hatte. In demselben Augenblick war der Vogel verschwunden. Als er ins Haus trat, fiel ihm die dort herrschende Stille auf. Dazu brannte kein Licht. Als er zur Schlafstube kam, fand er seinen Vater tot im Bett liegend.

107. Die Krone der Unke.

Bei Kochem fließt die Endert in die Mosel. Das Tal ist wild zerklüftet und reich an Mühlen.

Einst wanderte der Sohn eines Müllers an einem heißen Sommertag durch das Tal hinab. Schon hatte er den „Enderts-hals" hinter sich gelassen, als er eine kleine Lichtung bemerkte, die mit Gras bewachsen war. Da sah er im Grase eine funkelnde Goldkrone. Er mutmaßte, daß sie einer Unke gehörte, die im nahen Bach badete. Hastig nahm er die Krone vom Rasen und



eilte schnell nach Hause. Ehe er aber die Türe seines Elternhauses erreicht hatte, gewahrte er die Unke, die in Wut dem Räuber ihrer Krone folgte. Er riß die Tür auf und warf sie schmetternd hinter sich ins Schloß. Die Unke aber fiel vor derselben tot zu Boden.

Die steile Bergwand, an welcher der Bursche die Krone fand, heißt noch heute im Volksmunde „Unkenberg".

108. Schlange heilt Wunden.

Heinrich von Forst, ein ehrbarer und wahrheitsliebender Ritter, erzählte uns eine sehr wunderbare Geschichte von einer Schlange. „Ein Soldat aus unserer Nachbarschaft," sagte er, „der im vorigen Jahre an der Seite verwundet und schlecht geheilt wurde, erlitt viele Schmerzen durch den ausbrechenden Eiter. Eines Tages, als er sich mit entblößter Seite über den Stumpf eines abgehauenen Baumes hingestreckt hatte, damit der Eiter ausflösse, schlief er ein. Inzwischen kam eine Schlange und sog die Wunde aus. Erwacht trieb jener die Schlange fort. Und wenn er auch wegen des Giftes erschrocken war, so fühlte er doch bald eine große Erleichterung. Es wurde ihm geraten, sich nochmals in derselben Weise an den nämlichen Ort zu legen und der Schlange Gelegenheit zum Saugen zu geben, vielleicht erlange er dann seine vollständige Gesundheit wieder. Das ist dann auch so geschehen. Gänzlich gesund geworden, gewann ihn die Schlange dermaßen lieb, daß er kaum an einem Orte schlafen konnte, ohne daß diese zu seinem Bette kam. Der Mann, der eine solche Gesellschaft verabscheute, ging in eine andere Gegend; inzwischen sah er sie fast ein halbes Jahr nicht. Wieder nach Hause zurückgekehrt, folgte ihm die Schlange; wenn sie nicht eindringen konnte, wo jener ruhte, fand man sie früh morgens vor der Tür. Man riet ihm, das häßliche Tier zu töten. Darauf antwortete er: „Ich will meine Lebensretterin nicht töten;" aber endlich, durch die Zudringlichkeit der Schlange zur Verzweiflung gebracht, erschlug er sie. So wurde er von ihr befreit."

109. Drache bewirkt den Tod.

„Der Drache wird als ein schreckliches Tier mit Flügeln, feurigen Augen, glühender Zunge und feuerspeiend gedacht. Durch die Luft ziehend, nimmt er alle sieben Jahre den näm-



lichen Weg. Wehe dem Wanderer, der von ihm ereilt wird; er muß sich platt zur Erde legen, damit er von dem Feueratem nicht verbrannt wird. Gewöhnlich hält er seinen Durchzug im Herbste."

Ein Bursche aus Sesterbach (Kr. Kochem) war auf Reise gewesen. Auf dem Heimweg hatte er bereits die Höhe „Jorsch-heck" erreicht und war so nahe bei der Heimat angekommen, als er in der Abenddämmerung ein feuriges Ungetüm durch die Luft auf sich zukommen sah. Ein Ausweichen oder Entfliehen war nicht möglich. Da fuhr ihm ein brennender Schmerz durch die Glieder, denn der vorbeirauschende Drache hatte ihm schreckliche Brandwunden zugefügt. An diesen starb der Bursche nach kurzer Zeit.

110. Das Baakauh.

Nicht selten wird in Aachen der späte Wanderer von dem Baakauh (Bakalb oder Badekalb?) in Angst und Furcht versetzt. Es ist ein sehr großes Kalb mit langem Zottelhaar, feurigen Augen, großen scharfen Zähnen und Tatzen, welche denen des Bären gleichen. Das Tier hat einen schuppigen, lang nachschleppenden Schwanz. An Hals und Bein trägt das Tier Ketten, mit welchen es beim Hin- und Herrennen großen Lärm verursacht. Das Baakauh soll in einer tiefen Erdkluft wohnen, dort, wo die heißen Quellen ihren geheimnisvollen Ursprung nehmen. Es geht auch bei seinen nächtlichen Wanderungen nicht weit über den Bereich der berühmten Heilquellen hinaus.

111. Die Schwanenkirche.

Ein Herr von Pyrmont nahm an den Kreuzzügen teil; dabei geriet er in die Gefangenschaft der Sarazenen. In dieser Not legte er das Gelübde ab, nach seiner Rückkehr in die Heimat in der Nähe seines Schlosses eine Kirche zu erbauen. Wirklich befand er sich eines Morgens ganz wunderbarerweise in der Nähe seines Schlosses. Als er die Augen öffnete, erkannte er dasselbe; er ging hinein und gab sich zu erkennen. Eben feierte man dort eine Hochzeit, an welcher er teilnahm. So vergaß er die Erfüllung seines Gelübdes. Nach längerer Zeit ließ sich ein Schwan vernehmen, welcher laut rief:



„Schwanenkirch! Schwanenkirch!“ Da erinnerte sich der Ritter seines Gelübdes und beeilte sich, demselben nachzukommen. So entstand die Schwanenkirche.

Andere erzählen, ein Schwan habe den Ritter aus der Gefangenschaft auf seinen Flügeln in seine Heimat getragen. An der Stelle, wo ihn der Schwan niedergelassen habe, sei dann von dem Ritter die Kirche erbaut und „Schwanenkirche“ genannt worden.

112. Der Fuchs führt den Wolf an.

Einst kam ein Wolf zu einem Fuchs. „Guten Tag, Fuchs!“ sagte der Wolf. „Guten Tag, Wolf!“ entgegnete der Fuchs. Der Wolf fuhr fort: „Ich muß Dich fressen, Fuchs, ich bin so hungrig, daß ich schier umfalle.“ Der Fuchs sprach: „Lieber Wolf, laß mich leben; ich gehe mit Dir zu einer alten Weide; dort liegen immer alte Pferde und Du kannst Dich satt fressen. Nur mußt Du nicht viel Lärm machen, damit der Bauer nicht kommt.“ Der Wolf war es zufrieden und die Beiden machten sich auf den Weg. Bald kamen sie an die bezeichnete Weide, auf der auch, wie der Fuchs gesagt hatte, verschiedene alte Pferde grasten. Eines derselben lag dicht an der Hecke und hatte sein Hinterteil dieser zugekehrt. Gierig wollte der Wolf über das Tier herfallen. Der Fuchs aber sprach: „Hüte Dich wohl, daß Dich der Bauer nicht erwischt. Am besten wird es sein, wenn ich Deinen Schwanz an den des Pferdes binde. Dann ziehst Du es sachte in den Wald hinein und kannst nach Herzenslust in aller Ruhe Deinen Hunger stillen.“

Das leuchtete dem Wolf ein, und bald hatte der Fuchs sein Werk vollbracht. Als aber der Wolf sich bemühen wollte, das Pferd in den Wald zu schleifen, rief der Fuchs plötzlich: „Hopp, hopp, hopp!“ Da erwachte das Pferd, sprang auf und jagte in rasendem Lauf in die Heide hinein. Der Wolf wurde mitgezerrt und empfing manchen Schlag vom Huf des Rosses, das immer wilder dahinstürmte. Der Wolf schrie in tausend Ängsten: „Hilfe, Hilfe! Ich sehe nicht mehr Himmel und Erde!“ Um so eifriger spornte der Fuchs das Pferd an und weidete sich an den Qualen des Wolfes.



VI. Elfen, Zwerge.

113. Der Lichtelfe.

Ein Teufel nahm die Gestalt eines anmutigen Jünglings an, dann erbot er sich einem Ritter zum Dienst. In letzterem war er so fleißig, ehrerbietig, fromm und freundlich, daß sich der Ritter sehr wunderte.

Eines Tages kamen Herr und Knecht an einen großen Fluß. Plötzlich sprach der Ritter: „Wir sind des Todes! Sieh, meine Feinde eilen mir nach; vor uns ist der Fluß und es bietet sich kein Zufluchtsort dar!“ Der Diener beruhigte ihn, führte ihn durch eine Furt und rettete ihm das Leben. Da kamen auch die Feinde an den Fluß und sprachen: „Wer hat je von einer Furt in diesem Flusse gehört? Kein anderer als der Teufel kann ihn herüber gebracht haben.“ Und sie wandten sich scheu zurück.

Später erkrankte des Ritters Gemahlin zu Tode. Alle Kunst der Ärzte richtete nichts aus. Da sprach der Teufel zu seinem Herrn: „Wenn man meine Herrin mit Löwenmilch einriebe, so würde sie genesen.“ Darauf entfernte er sich und kehrte nach einer Stunde mit der Milch zurück, welche er in den Gebirgen Arabiens geholt hatte. Wirklich genas die Dame. Der Ritter aber nötigte den Diener, zu bekennen, wer er sei. Dieser entgegnete: „Ich bin Euer Diener. Ich bin ein Teufel, einer von denen, die mit Luzifer gefallen sind.“ Den Ritter schauderte und er frug weiter: „Wenn Du von Natur ein Teufel bist, weshalb dienst Du denn so treu einem Menschen?“ Jener sprach: „Es ist mir ein großer Trost, bei Menschen zu sein; niemals wird Euch von mir ein Leid zugefügt werden.“ Doch der Ritter gab ihm den Abschied und bat ihn, selbst seinen Lohn zu bestimmen, voll Dankbarkeit für die geleisteten Dienste. „Weil ich nun einmal nicht mehr bei Euch bleiben kann,“ versetzte der Teufel, „so verlange ich als Lohn nur fünf Gulden.“ Nachdem er diese empfangen hatte, gab er sie dem Ritter zurück und sagte: „Ich bitte Euch, kauft dafür eine Glocke und hänget sie auf über dem Dache jener armen Kirche, damit durch sie wenigstens an Sonntagen die Gläubigen zum Gottesdienst zusammen gerufen werden.“ Dann verschwand er vor des Ritters Augen.



114. Der Elf.

Der Weltgeistliche der Hauptpfarre in Bonn hatte eine schöne Tochter, die der Vater vor den Jünglingen sehr zu hüten hatte. Wenn er das Haus verlassen mußte, pflegte er sie darum auf dem Söller einzuschließen.

Eines Tages kam zu diesem Mädchen ein Geist in der Gestalt eines jungen Mannes, sprach ihr so rührend von Liebe und wußte ihr derartig zu schmeicheln, daß er ihr Herz gewann. Der liebliche Elf besuchte von der Zeit an das Mädchen öfter.

Als der Geistliche eines Tages den Söller bestieg, fand er seine Tochter händeringend und weinend. Sie war dermaßen aufgeregt, daß er lange nicht den Grund ihres Schmerzes erfahren konnte. Endlich gestand sie ihm, daß sie von einem Geiste getäuscht und zu Fall gekommen sei, darum ihr Leid wohl verdiene. Der Vater schickte deshalb seine Tochter über den Rhein auf das Land, damit sie durch den Wechsel der Umgebung ihre Ruhe wieder gewinne und sich tröste. Als das Mädchen fort war, erschien dem Geistlichen der Geist und sprach zürnend zu ihm: „Was hast Du böser Pfaffe mir meine Gattin entführt? Du sollst es bereuen!" Dabei stieß er ihn so heftig an die Brust, daß er Blut ausspie und am dritten Tage starb.

115. Der bucklige Musikant von Honnef.

Einst rannte ein buckliger Musikant zur Mitternacht einen Waldpfad hinab, der vom Siebengebirge sich talwärts zum Rheine zog. Er hatte irgendwo zur Kirchweih aufgegeigt und noch immer glaubte er den tollen Reigen in seinen Ohren schwirren zu hören. Voller Angst vor gespenstischem Spuk eilte er beflügelten Laufes dahin, sich sehnend nach dem trauten Heim. Als er über eine hellbeschienene Wiesenfläche eilte, verfehlte er den richtigen Weg. Allmählich verdichteten sich auch die Nebel und plötzlich erblickte er einen Elfenchor, welcher ihn im Nu tanzend und singend umringte. Sie führten den willenlosen Geiger zu einem hochragenden Block und forderten ihn auf, muntere Tanzweisen zu spielen. Immer wieder wirbelte der Tanz hin in den seltsamsten Linien und Formen. Als der Jubel den Höhepunkt erreicht hatte, hielt plötzlich



der Kreis der Tänzerinnen, und hellwallend schwebte die Königin herbei, welche dem Spielmann ihren Dank zurief. Dann berührte sie ihn mit einem Stabe, worauf alles verschwand und Grabesstille den Platz erfüllte. Im hellen Mondenschein erreichte nun der Musikant bald den bekannten Weg und schritt leichten Herzens der Heimat zu. Als er beim anbrechendne Tag an seine Hütte klopfte, wurde er von seinem Weibe mit lautem Freudengeschrei empfangen, denn der häßliche Höcker war verschwunden. Das hatte die Elfenkönigin getan.

116. König Goldemar.

Ein Hausgeist hielt sich um das Jahr 1382 bei dem Edeln Nibelung von Hardenberg (Kr. Mettmann) auf, dem er sehr zugetan war und oft die nützlichsten Ratschläge gab. Er teilte nicht selten mit ihm das Bett, trank Wein, spielte sehr lieblich die Harfe, verschmähte selbst das Würfelspiel nicht, ließ sich aber nie sehen, höchstens seine Hand betasten, die sehr zart und weich anzufühlen war.

Nibelung von Hardenberg hatte eine schöne Schwester, der eigentlich der dreijährige Aufenthalt König Goldemars, so hieß der Elfe, auf den Schlössern Hardenberg, Hardenstein und Rauental galt. Nach dieser Zeit ist er, ohne daß ihn jemand verletzt hätte, nicht wieder erschienen; so erzält Gobelinus. Die Volkssage versichert hingegen, die Neugier der Hausgenossen habe ihn vertrieben. Sie streuten nämlich Erbsen und Asche auf den Boden, und als er ausglitt und hinfiel, drückte sich in der Asche seine Gestalt ab. Nach einem verlorenen Liede, das die Vorrede des Heldenbuchs bringt, endigte König Goldemars Liebesabenteuer mit einer Entführung. Die Entführte war aber eine Königstochter und hieß Hertlin. Die alte Königin starb vor Leiden über den Verlust der Tochter. Dietrich von Bern befreite diese mit großer Mühe aus der Gewalt des Elfenkönigs, vor dem sie Magd geblieben war, worauf er sie selber zum Weibe nahm. Aus einer Stelle Reinfrieds von Braunschweig geht hervor, daß ihr Besitz ihm nicht unangefochten blieb, denn Goldemar, „das reiche, kaiserliche Gezwerg“, verwüstete den Wülfingen mit Hilfe der Riesen Berg und Wald.



117. Heinzelmännchen in Schelsen.

Auf dem Grobberberg bei Schelsen (Kr. Gladbach) hielten sich früher Heinzelmännchen auf. Auf dem nahegelegenen Schwulenhof liehen sie allerlei Töpfe, Schüsseln, Teller. Jedesmal am Morgen brachten sie die Sachen gut geputzt zurück. Dem Eigentümer des Hofes erwiesen sie sich sehr dankbar. Sie besorgten Feld- und Hausarbeit für ihn. Getreide, das am Abend heimgefahren wurde, war regelmäßig am nächsten Morgen abgeladen. Auch die Wäsche wurde von ihnen besorgt, die Leinwand gebügelt, das Vieh gefüttert und alle Stallarbeiten verrichtet. Eine Magd auf dem Hofe konnte ihre Neugierde nicht befriedigen. Sie belauerte einst des Nachts die Heinzelmännchen bei ihrem Tun durch ein Schlüsselloch. Als die Kleinen den Vorwitz merkten, griffen sie nach einem Nagel und stachen der Magd ein Auge aus. Infolgedessen wollten sich die andern Hofbewohner an ihnen rächen, aber der Hausherr wollte ihnen für die treuen Dienste rote Röcklein verehren. Doch diese wollten sie nicht tragen. Da zogen sie eiligst nach Köln, gingen dort über den Rhein und sind seitdem verschwunden.

118. Das Heinzelmännchen am Wasserfall.

In einer Felsenspalte des Sirzenicher Waldes (Kr. Trier) hauste einst ein Heinzelmännlein. Vor den Menschen entfloh der Kleine in seine unterirdische Felsenwohnung. Kühner war's aber zur Nachtzeit. Dann schreckte es wohl die suchenden Kinder.

Einst, vor vielen, vielen Jahren, kam ein Mädchen in den Wald. Das gefiel dem kleinen Mann. Er lockte es durch Gold- und Silbergeschenke an sich. Als nun das Mädchen im hellen Mondschein in den Wald kam, lockte es der Heinzelmann schmeichelnd in den Fels. Seitdem sitzt das Mädchen bei dem Zwerg und weint die Äuglein trübe. Es möchte gern hinaus, aber der Zwerg hält es fest, da er es lieb hat wie sein Weiblein.

119. Kaboutermanneken gekleidet.

Ein Müller im Kempnerlande fand jeglichen Morgen seine Arbeit in der Mühle verrichtet, wenn es noch so viel war; aber nur, wenn er etwas von seinem Butterbrot liegen ließ,



welches dann verzehrt und verschwunden war. Das wunderte den Mann und eines Abends steckte er sich hinter einige Mehlsäcke, und sah ein nacktes Kaboutermännchen kommen und das Butterbrot essen und in der Mühle arbeiten. Es tat dem Müller leid, daß das Männchen nackt war; darum ging er zu einem Schneider und ließ ihm ein Höschen und ein Jäckchen machen, und legte das am andern Abende zu dem Butterbrote. Das Kaboutermännchen kam und sprang vor Freuden, als es den schönen Anzug sah; schnell aß es das Butterbrot, zog die Kleider an, stolzierte in der Mühle auf und ab und war weg, ohne daß der Müller sah, wo es hingekommen wäre. Es kam aber auch nicht wieder.

Da dachte der Müller: „Wart, ich will Dich schon kriegen!“ und ging an einen Steg am Bache sitzen, wo die Kaboutermännchen jeglichen Abend herüber kommen. Es dauerte auch nicht lange und sie erschienen. Als das erste auf den Steg trat, fragte es den Müller: „Wer bist Du, Mann?“ Aber der Müller antwortete nicht; denn er wartete nur auf das angekleidete Kaboutermännchen, und die er sah, waren nackt. Das zweite fragte auch: „Wer bist Du, Mann?“ Aber er schwieg still, und so ging das fort, bis das letzte kam, und das trug die Kleider, welche der Müller in die Mühle gelegt hatte. „Haha,“ rief der Müller, „habe ich Dich?“ und wollte das Männchen packen; aber da schrie plötzlich eine Stimme, wie die seiner Frau, aus dem Bache um Hilfe, und der Müller sah sich um und plumpste ins Wasser. Die Kaboutermännchen waren aber weg.

120. Der Nerother Kopf.

Johann Hunz, der einzige Sohn einer Witwe aus Neroth (Kreis Daun), war als Krieger in ferne Länder gekommen und endlich in Gefangenschaft geraten. Er floh und kam in der Nacht in einen großen Wald, in welchem er lange umherirrte. Zuletzt kam er zu einer Hütte, in welcher ein Greis wohnte. Dieser fragte ihn nach seiner Heimat. Als er bemerkte, daß er aus dem Trierschen Lande sei, entgegnete der Greis, das Land kenne er nicht einmal dem Namen nach. Sie gingen daher zu einer anderen Hütte, wo der Vater des Greises wohnte. Allein auch dieser kannte das Land nicht einmal dem Namen nach und nahm den Krieger wieder mit zu seinem Vater, der in geringer Entfernung in der dritten Hütte wohnte. Als



dieser erfuhr, daß des Kriegers Heimat in Neroth sei, sagte er: „Ha, ha, da bin ich wohl bekannt; auf dem Nerother Kopf bin ich oft gewesen, und wenn Du mir versprichst, alles zu befolgen, was ich sage, dann sollst Du noch vor dem Frühstück in Deiner Heimat sein!“ Hunz versprach alles. Der Uralte setzte nun dem Fremden und seinem Sohne Essen vor, dann brachte er drei Böcke heran, auf welche sie sich setzten, und schon um halb elf Uhr nachts waren sie auf dem Nerother Kopf. Bei einer Pfütze stiegen die drei Reiter ab. Dann band der Uralte dem Hunz einen seidenen Faden um den Leib und steckte ihm einen Ring an den Finger. Hierauf wurde Hunz eröffnet, daß er an dem Faden in die Erde hinabgelassen werden würde. Wenn er auf dem Boden anlange, müsse er eine dort befindliche Tür mit dem Ring berühren und dann eintreten. Alsdann werde er in einen langen Gang kommen und am Ende desselben in ein Zimmer gelangen, in dem mehrere Herren an einem Tisch schwelgend und Karten spielend säßen. In einer Ecke des Zimmers stände eine Kiste, worauf ein großer, zottiger Hund mit glühenden Augen liege. Diesen Hund müsse er mit dem Ringe berühren, worauf derselbe sich in eine Ecke verkriechen würde. Dann solle er aus der Kiste einen goldenen Becher und so viele Kostbarkeiten nehmen, als er tragen könne. Dazu wurde Hunz bedeutet, sich bei allen diesen Verrichtungen zu beeilen, da nur eine Stunde Zeit vorhanden sei. Alles geschah so, wie der Uralte es Hunz gesagt hatte. Die Stunde war aber eben verflossen, als er den einen Fuß über die Schwelle der eisernen Tür hob; sie schlug zu und traf Hunz an der Ferse, daß er sein Leben lang hinken mußte. Dann wurde Hunz an dem seidenen Faden heraufgezogen. Der Uralte nahm den goldenen Becher, heilte die verwundete Ferse, ließ aber Hunz beim Abschied die übrigen Schätze. Letzterer eilte dann nach Neroth und fand seine Mutter am Feuerherd; sie war beschäftigt, Hafermehl zu rühren, um ein Frühstück zu bereiten. Hunz fing nun einen Handel an und wurde ein reicher Mann.

121. Der Teufelsweg auf Falkenstein.

Siegfried von Sezin kam eines Tages zu dem Herrn von Falkenstein (Kr. Bitburg) und bat ihn um die Hand seiner Tochter Hildegard. Der Herr von Falkenstein, ein finsterer



Mann, hörte den Ritter schweigend an und entgegnete dann: „Es ist bei Euch jungen Rittern Sitte, Eure Bräute mit Roß und Wagen und einem zahlreichen Gefolge abzuholen; da aber der Weg zu meiner Burg kaum für einen Menschen zu ersteigen, geschweige fahrbar ist, so könnt Ihr meine Tochter nur unter der Bedingung zur Frau erhalten, daß Ihr in der folgenden Nacht einen fahrbaren Weg auf meine Burg bauen laßt."

Betrübt verließ der junge Ritter die Burg, denn er wußte, daß es unmöglich sei, die Aufgabe zu lösen. Er kam zu einem seiner Bergwerke und fragte den Aufseher, ob es wohl möglich sei, jenes Werk auszuführen und in welcher Zeit er es sich getraue. Dieser erwiderte, daß er sich mit all seiner Mannschaft kaum zutraue, ein Drittel des Weges in einem Jahre zustande zu bringen. Dann wandte sich der Aufseher wieder seinen Grubenarbeiten zu.

Als Siegfried noch in sich gekehrt und traurig dastand, kam ein kleines Männchen in grünem Gewande aus dem Gebüsch auf ihn zu und sprach zu ihm: „Ich kenne die Ursache Deines Kummers und will ihn in Freude verwandeln, wenn Du mir dagegen einen Wunsch erfüllen willst." Siegfried sagte das zu, und das Männlein fuhr fort: „Der Schacht, worin jetzt Deine Bergleute arbeiten, ist nahe bei unserer Werkstätte und wird dieselbe zerstören und uns verdrängen, wenn darin fortgearbeitet wird. Befiehl daher den Bergleuten, augenblicklich die Verlängerung des Schachtes einzustellen und denselben in nördlicher Richtung fortzusetzen." Siegfried sagte die Erfüllung der Bitte zu und das grüne Männlein verschwand im Walde.

Es währte nicht lange, da kam das Männlein, der Oberste der Berggeister, mit einer unzählbaren Schar von Gesellen daher, von welchen ein jeder ein scharfes eisernes Werkzeug und eine Schaufel in der Hand trug. Auch waren alle mit Berglichtern versehen und schritten munter auf den Falkenstein zu. Hier begann nun sofort ein mächtiges Hämmern; im Augenblick waren gewaltige Felsen gesprengt und Bäume gefällt; dabei war es in der finstern Nacht heller als bei Tag. Als es ein Uhr in der Nacht schlug, war alles totenstill.

Am Morgen meldete der Burgwart dem Herrn von Falkenstein, daß vor dem Tore ein prachtvoller Zug mit Rossen und Wagen halte und Einlaß begehre. Der Falkensteiner erstaunte

nicht wenig, als er Siegfried an der Spitze des Zuges gewahrte. Sein Erstaunen aber wuchs noch, als er den breiten Weg erblickte, der zu seiner Burg heraufführte. Er gab nun seine Zustimmung zur Vermählung seiner Tochter mit Siegfried. Der Weg aber wurde „Teufelsweg“ genannt.

122. Der Wechselbalg von Scheel.

Eine Sage meldet, daß in Neuenburg bei Scheel, Bürgermeisterei Lindlar, Zwerge hausten, die öfter das Unrecht rächten.

In einem Hause in Scheel, genannt in den steinernen Mauern, wohnte zur Zeit ein junges Ehepaar, welches die Zwerge einmal erzürnt hatte. Die Zwerge rächten sich hierfür; sie nahmen das Kind, einen Knaben, in Abwesenheit der Eltern fort und legten an seine Stelle einen Zwerg in die Wiege. Da die Verwechslung kurz nach der Geburt geschehen war, merkten die Eltern lange Zeit nichts. Trotz bester Pflege gedieh und wuchs das Kind nicht. Da gelobten die Eltern mit ihm eine Wallfahrt nach Marienheide zu unternehmen. Ihre Reise führte an der Zwergenhöhle des Neuenberges vorbei. Als sie hier ankamen, sprang der Zwerg schnell vom Arme der Mutter und sagte zu den erstaunten Eltern:

„Ich bin so alt wie der Duisburger Wald,
Siebenmal gemollt und siebenmal gekollt
Und doch wieder bewachsen mit Mühlenachsen.
Ihr wollt mich tragen nach Marienhagen,
Daß ich einen bessern Deiß soll haben?“

Hierauf lief er zu der Höhle und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Die Sage meldet nicht, ob die Eltern ihr rechtes Kind wieder erhalten haben.

123. Die Zwerge im Siebengebirge.

Die Zwerge, welche vordem am „Quergbrunnen“ zwischen Drachenfels und Rhöndorf hausten, waren den Menschen freundlich gesonnen. Arbeitete jemand nach dem Abendläuten in der Nähe des Brunnens, so wurde er durch Steinwürfe von unsichtbarer Hand heimgetrieben. Sie liehen den Einwohnern von Rhöndorf ihre Geräte, bis sie einst beschmutzt



zurückgeliefert wurden. Da ließen sie sich nur einmal noch sehen oder vielmehr hören. Ein Honnefer, namens Weiß, arbeitete einst im Walde. Da hörte er im Gebüsch ein Stimmchen rufen, das sagte: „Weiß, Weiß, wenn Du das Hibbelche siehst, dann sag dem Hibbelche, das Häbbelche wäre gestorben."

Auch an der Schmerbach bei Honnef hausten einst Zwerge. Sie hatten einmal ein Kind aus der Wiege gestohlen und einen Zwerg dafür hineingelegt. Die Eltern wunderten sich über ihr altes, häßliches und runzliges Kind; aber sie hielten es für ihr Kind und zogen den Wechselbalg groß. Als aber fortwährend Rahm und Milch vom Herd verschwand, wurden sie argwöhnisch und legten eines Tages Eierschalen, die mit Spülwasser gefüllt waren, in die Asche des Herdfeuers. Da hörten sie eine Stimme, die sprach:

„Ich bin so alt wie der Böhmerwald,
Der ist dreimal abgehauen und dreimal abgebrannt,
Aber noch nie hab' ich geschaut,
Daß in Eiertöpfchen Bier wird gebraut."

Sie machten nun mit dem Kinde eine Bittfahrt auf den Petersberg.

Da begegnete ihnen ein Zwerg, der sagte: „Thymiänchen, wo gehst Du hin?" Das Kind antwortete: „Nach Stromberg zu Gebitt." Darauf erwiderte die Stimme: „Dann geh hin und besser Dich nit!" — Thymiänchen sprach: „Geh Du heim und sorg dafür nit!" Dabei klang seine Stimme wie die eines alten Männchens. Nun merkten die Leute, daß es nicht ihr Kind war, sondern ein Wechselbalg. Sie warfen ihn in eine Dornenhecke. Da hörten sie aber, wie er sich aufrappelte und mit Hohnlachen durch die Büsche davonlief.

124. Die Erdmännchen.

Vor langer Zeit lebten im Hülser Berge die Erdmännchen.

Einst ging ein Hülser Bürger in aller Frühe auf Reisen. Als er am Hülser Berg vorüberkam, hörte er eine Stimme, welche rief: „Kopmann, Copmann, wenn Do na Huus köms, dann segg: Hippken on Höppken send duut." Diese Worte hörte er dreimal. Er sah aber niemanden. Da kam ihm die ganze Sache unheimlich vor und er kehrte nach seinem Hause zurück, um den Seinen den ganzen Vorfall zu erzählen. Kaum hatte



er die Worte wiederholt, als er vom Keller her lautes Weinen vernahm und der Ruf laut wurde: „Dat es min lief Vader! Dat es min lief Muder!“ Sogleich stürzte die ganze Familie in den Keller, aber die Erdmännchen waren bereits durch das Kellerloch verschwunden, hatten aber zwei Krüge, die sie aus einem Ölfasse vollgezapft hatten, zurückgelassen.

Diese Krüge wurden lange in dem Hause aufbewahrt, gingen aber bei einem Brande zugrunde.

125. Die Erdmännchen zu Wachtendonk.

Erdmännchen oder Herdmännchen hausten in früheren Zeiten zu Wachtendonk (Geldern) unter dem Rathause. In ihrem Besitz war ein großer Kupferkessel, den sie tagsüber den Bürgern zur Benutzung überließen. Als Gegenleistung mußten diese am Abend den blank gescheuerten Kessel vor dem Rathause niederstellen und dazu ein kleines Geschenk (Weißbrot oder dergl.) machen. Einst unterließ es der Eigentümer eines benachbarten Hauses, ein Geschenk zu machen, ja er gab sogar den Kessel in beschmutztem Zustande zurück. Da wurden die Erdmännchen zornig und trugen in der folgenden Nacht dem boshaften Menschen alles Getreide aus dem Hause. Dieser wollte sich nun wiederum rächen und streute Erbsen auf die Treppe, damit die Erdmännchen in der Dunkelheit ausglitten und die Treppe hinunterpurzelten. Das erregte den heftigsten Zorn der Kleinen und sie stahlen dem Manne sein ganzes Eigentum, so daß er völlig verarmte.

Später wurde das Morgen-, Mittag- und Abendläuten in Wachtendonk eingeführt. Das konnten die Erdmännchen aber nicht vertragen; sie verließen die Stadt und zogen nach dem Hülser Berge.

Diese Erdmännchen pflegten ihre Speisen gewöhnlich in einer Scheune zu kochen, unmittelbar neben dem aufgehäuften Stroh, ohne daß dieses in Brand geriet.

126. Der „Bloctekamp“.

Am „Bloctekamp“ (Kreis Geldern) wohnten früher die Zwerge in der Erde. Sie taten für die Leute alles, was sie konnten, aber ganz heimlich. Anfänglich wohnten sie auf dem



Wolfsberg und auf dem Mühlenberg. Sie holten sich jeden Tag bei einem Schmiede in der Nähe Pfannen und Töpfe, auch Lebensmittel, um sich ihr Essen zu bereiten. Dafür hatte es der Schmied und die Seinen auch gut. Die Zwerge waren ihr Glück. Aber sie wußten ihr Glück nicht zu schätzen. Eines Tages verbot der Schmied ihnen, noch länger das Kochgeschirr zu holen. Aber bereits am andern Tag konnte er neues Geschirr kaufen, alles Geschirr war zerbrochen oder beschmutzt. Die Zwerge (= Bloete) ließen sich aber auf dem Bloetekamp nieder.

Die Zwerge auf dem Mühlenberg haben gelebt, bis man in Tönisberg eine Kirchenglocke beschaffte. Das Läuten vertrieb sie und sie kamen nicht wieder. Als die andern Zwerge vom Wolfsberg nach dem Bloetekamp zogen, wurden sie ganz anders gegen die Menschen. Kam jemand in ihre Nähe, so bliesen sie ihm ins Gesicht, daß er krank wurde oder häßliche Geschwüre bekam. Aber auch auf dem Bloetekamp blieben sie nicht lange. Sie zogen vor und nach zum „Höllschem“ Berg. Als sie eben dort waren, starb ihr König: Prinz Waldbeersträuchlein. Das konnten die Männlein nicht überleben. Den Tag nach dem Begräbnis ihres Königs sprangen sie alle in die Torfkuhle. Ihr Geschlecht war damit zu Ende, aber auch der Segen und das Glück der benachbarten Menschen.

127. Der Zwergenkönig im Hülser Berg.

Dem jungen Zwergenkönig wurde einmal von der schönen Tochter des Grafen von Krakauen bei Krefeld erzählt. Als er an den Schloßteich kam, rief er, wie ihm eine alte Frau geraten hatte:

„Feeschke, Feeschke, Timpatee,
Hol' mech rasch wohl öwer de See!“

Da erschien ein Fisch am Ufer; er trug den König über das Wasser, um mit der Grafentochter im Schloßgarten glückliche Stunden zu verleben.

Einst überraschte der Graf den König, als er im Begriff stand, Abschied zu nehmen. Schnell entfloh er auf dem Rücken des Fisches. Da griff der erzürnte Graf zu seinem Bogen und tötete mit einem Geschoß den König.



Im Berge wurde man sehr unruhig, als der König so lange auf sich warten ließ. Bei den angestellten Nachforschungen fand man seine Leiche im Schloßgraben vor Krakauen. Die Zwerge begruben ihn und sangen:

„Op de See es groote Not,
Es een Feschke bleven doot,
Wä neit möt der Liek well gohn,
Kann die Koos betahlen.
Anner Hammer
Rotterdammer.
Tein, twentig, dörtig, värzig, fiffzig, fässig,
sewenzig, achzig, negenzig, hongert."

So oft der Vers gesungen wurde, sprang ein Erdmännchen ins Wasser, um den König nicht länger zu überleben. So kamen sie alle um.

128. Der Bauer und das Schahölleken.

Ein Bauer aus Börlinghausen (Kr. Wipperfürth) ist auf eine Zeit allabendlich fortgegangen und oft die ganze Nacht über fortgeblieben. Das hat seiner Frau übel gefallen und sie hat beschlossen, alles zu versuchen, um einmal hinter seine Gänge zu kommen. Da hat sie ihm dann auch eines Abends einen Faden an seinem Rock befestigt, hat aber das Knäuel, als er fortgegangen ist, abgewickelt, und ist ihm dann in der Nacht nachgefolgt. So ist sie in das Hüll-Lock gekommen und tief, tief hineingegangen, bis sie endlich in eine Kammer gelangt ist, wo sie den Bauer mit einem Schahölleken in einem Bett liegend gefunden hat; die Zwergin hat aber so lange Haare gehabt, daß sie aus dem Bett herausgehangen und bis auf die Erde gereicht haben; als sie das gesehen, hat sie dieselben behutsam aufgenommen und in das Bett gelegt. Da hat die Zwergin gesagt: „Das war Dein Glück; hättest Du das nicht getan, so hätte ich Dir den Hals umgedreht."

129. Amme entführt.

Eine alte Frau aus dem Kempnerlande erzählte folgendes von ihrer Mutter:

In ihrer Jugend ernährte diese sich mit Spinnen und verkaufte ihre fertige Arbeit in der Stadt, wo sie viele Kunden



hatte. Eines Wintermorgens ging sie vor Tagesanbruch von Hause weg; halbwegs ungefähr, an der Eierecke, traf sie einen Reiter, der dieselbe Straße ritt. Es lag hoher Schnee und sie fror sehr und ihr Garnbündel deuchte ihr immer schwerer. Der Reiter bemerkte das und bot ihr seine Branntweinflasche zum Trinken an und lud sie endlich ein, hinter ihm aufzusitzen; sie war des zufrieden, und beide ritten ruhig weiter. Nach einigen Minuten hörte sie ein durchdringendes Pfeifen und fragte erschrocken den Reiter, was das sei; er antwortete aber kurz, das tue der Wind und es sei nichts; sie ritten nur ein bißchen schnell, und da sei das leicht zu erklären. Das letzte war in der Tat wahr, denn das schwarze Pferd schien ihr zu fliegen. An einem Kreuzweg angekommen, drang ihr ein so fürchterlicher Schrei in die Ohren, daß sie die Augen fest zudrückte, um nichts zu sehen; sie war vor Schrecken ganz außer sich. Als sie aber wieder zur Besinnung kam, war es hell Tag und sie fand sich auf der Mitte einer grünen Wiese und vor einem prachtvollen Hause, aber nicht auf dem Pferde, sondern unter einer hohen Linde. Es dauerte nicht lange, und eine schöne Frau trat aus dem Hause und gab ihr ein mageres und bleiches Kind, damit sie dasselbe säuge. Das tat sie mit vieler Freude und blieb wohl acht Tage dort, und das Kind wuchs mit jeder Stunde mehr und mehr, und am achten Tage war es dick und frisch.

Am Abende desselben hatte sie es in seine Wiege schlafen gelegt und war unter dem Schaukeln selbst langsam eingeschlummert. Beim Erwachen fand sie aber nichts mehr von dem schönen Hause, sondern sie lag in ihrer Hütte und neben ihrem Manne im Bette und hatte ihre Taschen voll kleiner Silbermünzen. Ihr Mann fragte sie, wo sie gewesen sei, und sie erzählte ihm alles und zeigte ihm auch die Münze, worüber er sehr zufrieden war. Er hat es später dem Pfarrer und auch andern Leuten noch erzählt, und so ist die Geschichte langsam rundgekommen.

130. Frau säugt junge Schweine bei den Zwergen.

Zu Richrath bei Langenberg wurden noch vor kurzem in einem Steinbruch Höhlen gezeigt, in welchen in grauer Vorzeit Zwerge hausten. Einmal stahlen diese Zwerge eine Frau



in der Nähe des Deilbaches und schleppten sie mit in ihre Höhle. Dort zwangen sie das arme Weib, ihre Schweine zu säugen.

Lange Jahre weilte die Frau bei den Zwergen, welche im allgemeinen gut und liebreich gegen sie waren. Aber die Sehnsucht nach dem hellen Sonnenlicht und ihrer lieben Heimat wuchs täglich bei der Frau, bis es ihr einmal gelang, aus der Höhle zu entfliehen. Sie gelangte bald auf den Hof, wo sie einst gewohnt hatte; aber niemand kannte sie mehr, und auch sie fand keinen der alten Bekannten wieder. Traurig setzte sie sich auf einen Stein im Hof und begann bitterlich zu weinen. Einige Kinder drängten sich neugierig um das seltsame, fremde Weib. Der Anblick der lebensfrohen Kinder vermehrte ihren Schmerz, und mit doppelter Bitterkeit dachte sie an ihr Los in der finstern Höhle bei den mißgestalteten Zwergen. Als einige der Kinder zudringlich wurden, rief sie ihnen zu: „Stört meine Ruhe nicht, denn ich habe keins von Euch unter meinem Herzen getragen!"

Dann ging sie fort und wurde nie wieder gesehen.

131. Der Strunderbach.

Oberhalb Herrenstrunden (Kreis Mülheim), auf der höchsten Höhe in der Gegend, liegt das Gehöft Spitze. Dort haben in früheren Jahren die Zwerge gehaust. Sie sorgten für alles, für Wasser, Holzmaterial und den Lebensunterhalt. Sie hatten ihren eigenen Haushalt tief unter der Erde. Durch einen Bergspalt krochen sie hinab zu ihrer unterirdischen Wohnung. Auch kleine Kühe hatten sie, welche sie auf die Weiden der Menschen trieben. Eine derselben kam einst einem hartherzigen Nachbar zu nahe und dieser schlug sie mit seinem Stock. Da rief die Zwergin, welcher das Kühlein gehörte:

Schlägst Du ming Kuh schwarz on brung,
So sollst Du das Wasser holen zu Strung.

Dann trieb das kleine Weib sein Kühlein hinunter zu den Ihrigen. Dort versammelten sich bald alle kleinen Leute, welche dort wohnten, um sie und erfuhren, was ihr widerfahren sei. Voller Zorn vernahmen sie, was der Mann getan. Sie beschlossen, in der folgenden Nacht schon auszuwandern und führten ihren Vorsatz auch aus. Als der Brückenmeister



am Rhein am nächsten Morgen sein Geld zählte, fand er zwei Schiebkarren voll Welmcher (Belgische 2=Centsstücke), welche von den kleinen Leuten herrührten.

Aber das Wasser auf der Spitze versiegte zur selben Zeit und sprudelt seitdem unten im Tal, unweit des deutschen Ordenshauses Herrenstrunden gar wunderbar wieder hervor. Zwar grub man auf der Spitze einen Brunnen von 180 Fuß Tiefe. Aber alle Mühe war vergebens. Der Zorn der Unterirdischen hat für alle Zeiten das Wasser von dem Orte verbannt.

132. Der Zwerge Abschied.

Unweit der alten Burgruine Biberstein im Bergischen liegt die sogenannte Hammerwiese. Wenn auf dieser Wiese Heu gemacht wurde, so kamen die Zwerge herbei und sahen den fleißigen Landleuten bei ihrer Arbeit zu. Sie saßen dabei auf einem langen, starken Eichenaste. Die Arbeiter ließen sich durch das kleine Volk nicht stören.

In einer Sommernacht sägte ein Arbeiter den Eichenast, auf welchem die Männchen zu sitzen pflegten, an. Als sich nun die Zwerge am andern Tage nach gewohnter Weise setzen wollten, brach der Ast und sie stürzten unter dem Gelächter der Arbeiter zur Erde. Da beschlossen die Kleinen, auszuwandern. Sie packten ihre Schätze ein. Als alles fertig war, backten sie ihr Brot. Zu dieser Arbeit liehen sie in Remperg gewöhnlich den Backtrog. So geschah es auch diesmal. Statt daß sie aber wie sonst ein Brot zum Dank zurückließen, legten sie nun einen Stein in den Trog.

Wohin sie gezogen sind, weiß man nicht.

133. Die Ueberfahrt der Zwerge.

Ein Schiffer zu Erpel am Rhein wurde einst in der Nacht durch ein Pochen an seiner Tür geweckt und laut aufgefordert, überzufahren. Doch sah er niemand. Wie er nun aufstand und seinen Nachen zum überfahren bereit machte, sank derselbe immer tiefer ins Wasser hinein, ohne daß er jemand einsteigen sah. Als der Kahn endlich kaum noch einen Finger breit aus dem Wasser hervorragte, ward dem Manne zugerufen, nun vom Lande abzustoßen. Wie er glücklich drüben



in Remagen ankam, hob sich der Nachen allmählich wieder, woraus er merkte, daß die Unsichtbaren ausstiegen.

Das waren die Zwerge, die ihren alten Wohnsitz zu Ohlenberg bei Linz, weil man sie dort beleidigt hatte, verließen und über den Rhein zogen.

134. Die Heinzelmännchen.

„Am Hof" in Köln steht seit dem Jahre 1900 ein Laufbrunnen, welcher die Sage von den Heinzelmännchen verkörpert.

Die Heinzelmännchen waren fleißige, unsichtbare Hausgeister, welche den faulen Menschen alle Arbeit verrichteten. Der Bäcker, der Metzger, der Wirt, der Zimmermann und der Schneider: sie alle feierten am Tage, und doch war's gut um sie bestellt. Ganz merkwürdige Gesellen waren die Heinzelmännchen; sie erzeigten den Menschen gern Gutes, doch wollten sie nicht bei ihrer Arbeit gestört sein. Sie verlangten für ihr Mühen keinen Dank, keine Anerkennung; sobald letzteres geschah, waren sie verschwunden; dasselbe geschah, wenn sie bei ihrem Tun von Menschenaugen belauscht wurden. So war's in Köln geschehen.

Des Schneiders Weib hätte gar zu gern die Männchen gesehen; darum streute sie Erbsen auf die Treppe, um die kleinen Männchen zu Fall zu bringen und dann zu belauschen. Die Männlein fielen auch, als sie eben des Schneiders Arbeit verrichten wollten, die Treppe hinab in die Kufen, welche das arglistige Weib unten aufgestellt hatte. Als dieses das Lärmen und Schreien hörte, eilte es mit Licht herzu. Aber — husch — husch — waren alle fort und das böse Weib hat sie doch nicht bemerkt. Von da an stellten sie die nächtlichen Arbeiten für die Menschen in Köln ein, zogen fort und kamen nie wieder.

135. Das Wichterloch bei Speicher.

Bei Speicher an der Kyll befindet sich ein Loch, welches durch eine Felsspalte gebildet wird. Dasselbe soll bis zu der etwa tausend Schritte entfernten Kyll und unterirdisch bis zu dem Roeler Wald geführt haben und dort zutage gekommen sein.

Hier wohnten die Wichterchen, kleine Leute, die 1½ Fuß groß waren. Bei Tage ließen sie sich nicht sehen, sondern



gingen nur zur Nachtzeit aus; das zeigten die Fußstapfen vor der Höhle an.

Einst war eine Hochzeit mit Musik in Speicher. Die Wichterchen wurden von der Musik angezogen und näherten sich dem Hochzeitshause. Da aber der Mond hell schien, wurden sie von der Hochzeitsgesellschaft bemerkt und von einigen Gästen verfolgt. Doch konnte niemand die Fliehenden einholen. Ein Wichterchen jedoch verlor auf der Flucht einen Schuh, welcher von lauterem Silber verfertigt war.

Von dieser Zeit an hörte man nichts mehr von den Wichterchen. Die Nachkommen jener Hochzeitsleute sind aber so klein geblieben, daß man sie noch heute als „Strünkelcher“ bezeichnet.

VII. Legenden.

136. Das Miserābelchen.

Jesus kam mit seinen Jüngern einst an die Mosel; es war hoher Sommer und sie hatten sehr unter der Hitze zu leiden. Da wurde denn Sankt Peter mit einem hölzernen Becher in das Tal gesandt, um Wein zu holen. Er ließ sich das Gefäß füllen. Da er aber unterwegs von heftigem Durst gequält wurde, tat er einen kräftigen Schluck und schnitt, um den vollen Becher dem Herrn zu bringen, den Rand ab. Dies wiederholte sich einige Male, und als er zum Herrn und Meister kam, sagte dieser: „Was bringst Du da für ein Miserābelchen!“

So nennt man noch heutigen Tages die kleinen Schoppen.

137. Der Mondmann mit der „dörre Schanzz“.

Ein Mann hatte am Sonntag Nachmittag Holz im Walde gesammelt und kam mit seiner Bürde auf dem Rücken nach Hause. Auf dem Wege begegnete ihm ein Fremder, der ihn mit den Worten anredete: „Warum sammelst Du denn heute Holz? Es ist doch der Tag des Herrn.“ Jener erwiderte: „Ich weiß nicht, was ich sonst anfangen soll, Sonntag her, Sonntag hin.“ Ernst entgegnete der Fremde, der Christus selber war: „Weil Du den Sonntag entheiligt hast, sollst Du zur Strafe ewig mit Deiner Bürde im Monde stehen.“ Er flog darauf wie ein Federball in die Höhe zum Monde, in dem man ihn noch heute sehen kann.



138. Der Mann im Mond.

In Radevormwald (Kreis Lennep) erzählt man: Als der Mann im Mond noch auf Erden lebte, hieß er Erdmännchen. Erdmännchen hat einst am Sonntag Holz gestohlen und ist zur Strafe dafür in den Mond versetzt worden.

Wie in vielen Orten des Landes, erzählt man auch in der Umgegend von Beyenburg manches von einer riesigen Gestalt, welche zur Nachtzeit durch die Luft einherzieht. Das ist der wilde Jäger, welcher in mondhellen Nächten im Monde zu erblicken ist, wie er mit einer Mistgabel eine Welle Dornen auf der Schulter trägt.

Am Deilbach (Kreis Mettmann): Wenn man in den Mond sieht, so erblickt man dort einen Mann, der eine Gabel auf seiner Schulter trägt, an welcher ein Bündel Dornen hängt. Dieser Mann hat einst, als er noch auf Erden lebte, am stillen Feiertag Dornen verbrannt.

In Herkenrath (Kr. Mülheim): Im Monde steht ein Mann, welcher einen Busch Dornen an einer eingesteckten Gabel auf der Schulter trägt. Er hat einst an einem hohen Feiertage Holz gestohlen und ist zur Strafe dafür in den Mond versetzt worden.

139. Der erste Monschäuer.

Unser Herrgott kam mit seinen Aposteln durch die Eifel. Auf dem Wege gelangten sie auch ins Montjoierland, das wie die ganze Eifel noch unbewohnt war. „Warum wohnen denn hier keine Menschen?“ fragten die Apostel den Herrn. Dieser erwiderte: „Hier ist das Land viel zu rauh, es kann hier keiner leben.“ Die Apostel entgegneten: „Dann erschaffe Leute, die zu der rauhen Gegend passen.“ Der Herr schritt mit seinen Jüngern still eine Weile weiter. Da stieß der Heiland in frommem Sinnen auf einmal mit dem Fuß wider einen Erdklumpen, der auf dem Wege lag, und er sprach: „Es werde!“ Und sogleich geschah etwas Wunderbares; es kam Leben in die Masse und gleich stand ein Mensch vor den erstaunten Aposteln. Das war der erste Monschäuer. Petrus wandte sich sogleich an den Neuerschaffenen und sagte zu ihm: „Danke Deinem Schöpfer!“ Jener aber erwiderte in wüsten Worten. Voller Entrüstung sprach Petrus: „Das ist aber ein rauher Mensch.“



140. Petrus mit den Bienen.

Am Tage nach einem schweren Hagelschlag ging Petrus mit seinem Herrn durch die zerstörten Felder. Er bedauerte die armen Bauern und meinte, die hätten viel Sünde getan, daß sie so hart bestraft würden. „Nein," entgegnete der Heiland; „es sind alles brave Leute, nur einer ist unter ihnen, der Böses verübt hat." Da meinte Petrus, den andern wäre unter solchen Umständen großes Unrecht geschehen. Der Heiland überhörte seine Worte und sprach: „Ich habe Durst. Sieh dort das Wirtshaus. Der Wirt hat guten Wein zum Löschen des Durstes. Doch haben wir kein Geld. Aber der Wirt ist ein Bienengeck. Für Bienen zapft er gewiß den besten Wein im Keller. Recke Deinen Arm empor, dann setzt sich daran ein Bienenschwarm und wir können unsern Durst löschen, ohne Geld zu besitzen!" Petrus folgte des Herrn Weisung und bald saß der Bienenschwarm an seinem Arm. Da stach ihn aber eine Biene in die Hand. Petrus schrie und fluchte und schleuderte den ganzen Schwarm ins Wasser. Da sprach der Herr zu Petrus: „Das hast Du nicht gut gemacht. Eine einzige Biene hat Dich gestochen und dafür strafst Du sie alle. Stimmt das zu dem Hagelschlag?" Petrus aber schwieg, kratzte seinen Kopf und schritt weiter.

141. St. Petrus und das Vaterunser.

Einst wanderte St. Petrus an der Seite unsres Herrn. Aber bald wurde ihm der Weg zu weit. Als er einen Esel zur Seite des Weges grasen sah, bat er den Herrn, ihm denselben zu schenken, damit er reiten könne. Jesus antwortete: „Es mag sein, aber vorher mußt Du ein Vaterunser beten, ohne an etwas anderes zu denken." Petrus begann voll Freuden und war fast zum Schluß gekommen, als er zu der Bitte von der Versuchung hinzufügte: „Herr, krieg ich auch den Zaum von Dir?" Da sprach der Herr voll Milde: „Nein, Du kriegst auch den Esel nicht!" Da brach Petrus schreckensbleich vor dem Herrn zusammen und gelobte, von nun an solle all sein Leben frei sein von fremden Gedanken.

142. Frau verschmäht den hl. Andreas.

Die Frauen unseres Landes haben die Gewohnheit, daß sie sich in folgender Weise einen besonderen Apostel wählen.



Sie nehmen zwölf Kerzen und schreiben auf jede einzelne derselben den Namen eines der zwölf Apostel. Diese Kerzen segnet dann der Priester und legt sie auf den Altar; die Frau tritt hinzu und greift eine der Kerzen heraus und demjenigen Apostel, dessen Name sie mit der Kerze zieht, widmet sie von nun an besondere Andacht und Verehrung. Einer Frau, welche sich auf diese Art den hl. Andreas gezogen hatte, war dieser Apostel nicht recht; sie legte die Kerze wieder hin und nahm eine andere; endlich zog sie jedoch einen, welcher ihr gefiel, und diesem widmete sie ihr ganzes Leben hindurch die größte Verehrung. Als jedoch ihr Sterbestündlein kam, erblickte sie nicht diesen, sondern den hl. Andreas als ihren Beistand „Siehe," sprach er, „ich bin jener Andreas, den Du verschmäht hast."

145. Das verwundete Marienbild.

Als im Jahre 1302 König Albrecht Bingen belagerte, flohen die Nonnen des Klosters Rupertsberg. Da kamen zwei Krieger in die leere Klosterkirche und hofften, dort Schätze zu finden. In einer Mauernische des Chors stand ein bemaltes Holzbild der hl. Jungfrau mit dem Christuskinde, eine Krone auf dem Haupte, in welche vier Edelsteine eingelassen waren; ein fünfter, der kostbarste von allen, war auf der Brust der Gottesmutter befestigt. Trotz der mahnenden Worte des Genossen stieg der eine Geselle auf den Altar und riß die Edelsteine aus der Krone. Um den fünften Edelstein zu erlangen, stieß er seinen Dolch in das Heiligenbild. Aber als der Stein herausgerissen war, flossen Blut und Milch aus Marias Brust. Der Frevler schauerte zusammen, sprang vom Altar herab und fegte den Staub in der Kirche zusammen, um damit die Wunde des Bildes zu verschließen; aber diese floß noch reichlicher. Da packte ihn Verzweiflung: er stürzte aus der Kirche und suchte den Tod in der vorbeifließenden Nahe.

Bald darauf kam der Priester, der vor jenem Altar die Messe zu lesen pflegte. Er sah mit Staunen das Wunder und trocknete mit dem Korporale die Wunde.

Fromme Pilger strömten nun in Menge zu dem Wunderbild; selbst Kaiser Albrecht eilte herbei.



Zum Andenken an diese Begebenheit wurde eine Kapelle erbaut, wo noch Tritheim im Jahre 1500 das verwundete Bild und das Tuch gesehen hat.

144. Die Entstehung des Klosters Tönisstein.

Als einige Hirten aus Kell einst ihre Herden im Walde hüteten, erblickten sie in der Ferne ein Licht. Als sie sich demselben näherten, fanden sie an einem mit Dornen bewachsenen Orte ein Bild, welches die schmerzhafte Mutter Gottes, Christus auf dem Schoße haltend, und den heiligen Antonius (den Eremiten) vor ihr kniend, darstellte. Das Bild wurde in die Kirche St. Lubentii zu Kell gebracht, fand sich aber am folgenden Tage an der alten Stelle im Dornengestrüpp wieder. Der Erzbischof Werner ließ deshalb nahe bei dem Orte, wo das Bild gefunden worden war, eine Kapelle bauen und das Bild darin aufstellen. Die vielen Wunder, welche sich an diesem Orte ereigneten, zogen viele Wallfahrer zu demselben und so entstand in der Folge daselbst ein Kloster, welches man St. Antonistein oder Tönisstein nannte.

145. Ein Marienbild rettet ein geraubtes Kind.

Im Schloß Veldenz bei Bernkastel wohnte eine fromme Dame namens Jutta. Sie verehrte besonders ein Marienbild.

Einst wurde ihr dreijähriges Töchterchen in einem benachbarten Dorfe von einem Wolfe geraubt und in den nahen Wald geschleppt. Man stürzte dem Tiere nach, konnte ihm aber seine Beute nicht entreißen. Als man der Mutter Mitteilung machte, eilte sie sofort zur Kapelle, nahm das Bild des Heilandes vom Schoß der Mutter und rief: „Frau, nie werdet Ihr Euer Kind wiederbekommen, wenn Ihr mir mein Kind nicht unverletzt wiederschafft." Da befahl die Himmelskönigin dem Wolf, das Töchterchen fahren zu lassen. Einige Dorfbewohner, welche die Spur des Wolfes verfolgt hatten, trafen das Kind im Gehölz. Auf ihre Frage, woher es komme, antwortete es: „Der Mummart hat mich gebissen." Es zeigten sich auch an der Kehle noch Spuren von den Bissen des Wolfes als Zeugnis für das Wunder. Man brachte das Kind zu seiner Mutter und diese lief, hocherfreut und dankbaren Herzens, zu dem hl. Bilde, um demselben den Knaben zurückzugeben:



„Weil Du mir mein Töchterchen wiedergeschafft hast, gebe ich Dir Deinen Sohn wieder."

146. Seele in Gestalt einer Taube.

In der Stadt Bonn lebte eine Eingeschlossene, eine sehr fromme und andächtige Frau. Als sie einmal bei Nacht durch die Ritzen ihrer Zelle einen Glanz dringen sah und meinte, der Tag sei angebrochen, stand sie erschreckt, weil sie die Horen noch nicht gebetet hatte, eiligst auf und öffnete das Fenster gegen den Kirchhof zu. Sieh da, am Kopfende eines Grabes, in welchem jüngst ein Schüler beerdigt worden war, erblickte sie eine Frau von wunderbarer Schönheit. Das Licht kam von dem Glanze her, welchen der Körper ausstrahlte. Auf dem Grabe jedoch saß eine schneeweiße Taube, die von jener Frau eiligst ergriffen und am Busen geborgen wurde. Obwohl die Klausnerin bereits ahnte, wer die schöne Frau sei, frug sie doch höchst ehrerbietig: „Wer seid Ihr?" — „Ich bin die Mutter Christi," erwiderte die Erscheinung, „und gekommen, um die Seele dieses Schülers zu holen, der in Wahrheit ein Märtyrer gewesen ist."

147. Das Christuskind.

Einst saß ein Pächter bei Spiel und Wein, und er saß so, bis er ein Bettler geworden war. Da stürzte er hinaus, ergriff einen schweren Stein und eilte zur Kirche, wo auf dem Hochaltar im Kerzenglanze Maria mit dem Christuskinde stand. Er schleuderte den Stein auf den Knaben; aber das hölzerne Bild, als sei es lebendig, nahm das Kind schützend auf den linken Arm. Starr und bleich über dieses Wunder stand der Frevler, dann stürzte er reuevoll zu Boden. Bald erhob er sich und ward ein gottesfürchtiger Mann. Tausende pilgerten seit dem Tage zu der Kirche, um das Wunderbild zu schauen.

148. Der Baum zu Kevelar.

Wo heute das Städtchen Kevelar liegt, fällte einst ein Bauer Holz im Walde. Als er einen gefällten Baum spaltete, fand er in der Mitte des Stammes das wundertätige Bildchen der Gottesmutter. Das Bildchen war auf gewöhnliches Papier gedruckt. Das Bild wird noch heute sehr stark verehrt.



149. Der Plan des Kölner Doms von Albertus Magnus.

Eines Abends saß Albertus Magnus, brütend über dem Plan des Domes, wozu ihm Engelbert der Heilige den Auftrag gegeben, im Refektorium des Klosters und hatte des nicht acht, daß sich alle übrigen Mönche bereits entfernt hatten. Der Wachsstock an seinem Pulte war ausgebrannt und völlige Dunkelheit umgab den Grübelnden. Voller Inbrunst betete er um Erleuchtung zu dem schwierigen Werke, das er zu Gottes Ehre schaffen sollte. Da umfloß ihn milder Lichtglanz und vier Männer schritten herein mit goldenen Kronen. Es waren, nach ihren Abzeichen zu schließen, Meister der freien heiligen Baukunst. Ihnen folgte die hl. Jungfrau, wie sie Albertus bereits einmal in seiner Jugend erschienen war. In ihrer Rechten trug sie einen blütenschimmernden Lilienstengel. Nach der Angabe der hl. Jungfrau entwarfen die Meister in größter Schnelligkeit den Plan zu einem wunderbaren Kirchenbau. Als der Plan fertig war, trat ein dienender Bruder mit einem Windlicht in das Refektorium, um Albertus zu suchen. Da war die Erscheinung verschwunden und der Plan verwischt. Aber derselbe hatte sich seiner Seele fest eingeprägt. Mit rastlosem Eifer machte er sich jetzt ans Werk und hatte bald sein Werk vollendet. Aber zur Ausführung kam er nicht sofort, da Engelbert bald ermordet wurde. In silberner Kapsel aber wurde der von Albertus entworfene Plan aufbewahrt und später nach ihm der Bau begonnen.

150. Der Vogt und die Wippe.

Auf dem Bleidenberg nahe bei Burg Thurant stand vordem eine der hl. Jungfrau geweihte Kapelle. Die Erbauung derselben meldet die Sage:

Nach der Einnahme der Burg Thurant wurde von dem Turm der Burg aus nach der Höhe des Bleidenbergs ein Seil gespannt. Daran hing man den Vogt vom Dorf Alken und wippte ihn hin und her, weil er den Belagerern als Spion gedient hatte. Als der Mann zwischen Himmel und Erde in Angst und Not hing, gelobte er, der Muttergottes eine Kirche zu bauen, wenn sie ihn erretten würde. Wunderbarerweise rutschte er nun am Seile langsam vorwärts bis er glücklich auf dem Bleidenberg ankam.



Ein altes Gemälde in Alken stellt die Vogtwippe dar und eine Chronik von Karden aus dem 14. Jahrhundert erzählt die Begebenheit, die auch noch im Volksmunde lebt.

151. Die Marienkrone zu Pünderich.

Bei Pünderich macht die Mosel die seltsamste ihrer vielen Schlingen, in welcher hoch auf dem Berge die Ruine des Klosters Marienburg liegt. An der Fuhrt zu Pünderich stand eine kleine gotische Kapelle aus dem 13. Jahrhundert, die 1841 niedergelegt worden ist. In dieser Kapelle stand ein Marienbild, das ein frommes Gemüt mit einer goldenen Krone geziert hatte. Da kam einst ein Raubritter vom Hunsrück, nahm die Marienkrone fort und setzte sie mit lästerlichen Worten seinem Pferde auf. Das Pferd wurde sofort scheu, lief zur Mosel und stürzte sich hinein. So sind Roß, Reiter und Goldkrone im Strome versunken, nur ein weißer Schaumstreifen zeigt noch heute die Stelle an, wo die Flut den Frevler verschlungen hat.

152. Die Gründung von Heisterbach.

Als die Mönche den hohen, unbequemen und rauhen Stromberg verlassen und sich im Tale an gelegenerer Stelle einen neuen Wohnsitz gründen wollten, gab Maria, die Himmelskönigin, dem Abte im Traume ein, das Kloster dort zu erbauen, wo er einen blühenden Rosenstock fände. Trotz der winterlichen Zeit, in welcher das Tal noch voller Schnee lag, suchte der Abt und fand endlich den blühenden Rosenstock im sogenannten Bertenbusche, am Heisterbache. Dort wurde dann das Kloster erbaut.

153. Das Muttergottesbild zu Köln.

Einst malte ein junger Kölner Maler ein Muttergottesbild. Klar stand ihm das zu malende Bild vor der Seele. Mit ganzem Eifer gab er sich seiner Arbeit hin. Da schlief er eines Tages vor Ermüdung über der Arbeit ein. Ein Engelpaar aber schwebte vom Himmel herab, nahm den Pinsel und vollendete das Bild, wie es dem Maler vorgeschwebt hatte. Dann erwachte der Jüngling. Voller Erstaunen betrachtete er das vollendete Bild in seiner ganzen Schönheit. Da gewahrte er



auch die Engel, welche ihm sagten: „Die Mutter Gottes hat uns gesandt. Das Bild aber ist Dein; wir haben nur vollendet, was Du erdacht hast.“

Dieses Bild befindet sich in der Maria=Ablaß=Kapelle zu Köln.

154. Der Ave=Maria=Ritter.

Ein weltlich gesinnter Ritter (Junker von Nesselrath?) verbrachte seine Zeit ausschließlich mit Saufen, Spielen, Fluchen und Schwören. Nur gewohnheitsmäßig betete er die Worte: „Gegrüßt seist Du, Maria!“

Als er alle Freuden der Welt genossen hatte, erkannte sein Herz, wie eitel alles Irdische ist, wandte sich der hehren Gottesminne mit Inbrunst zu und wurde auf seinen flehentlichen Wunsch im Altenberger Kloster aufgenommen. Zwar gab man ihm einen Lehrer bei; aber aller Unterricht war bei ihm vergeblich. Selbst Bußübungen und Strafen, die ihm auferlegt wurden, schienen ihren Eindruck zu verfehlen. Man hörte ihn nur immer die Worte sprechen: „Gegrüßt seist Du, Maria!“ So trieb er es bis an sein Ende. Beichte und letzte Ölung wies er zurück, und mit seinem Losungsworte auf den Lippen verschied er. Aber kaum hatten ihn die Brüder fromm zur Erde bestattet, als seinem Grabhügel eine blendendweiße Lilie entsprang, auf deren Blütenblättern mit goldenen Buchstaben zu lesen war: „Gegrüßt seist Du, Maria!“ Die Lilie aber entwuchs dem Munde des frommen Bruders.

155. Das Kreuz in der Kirche zu Linn.

In der Kirche zu Linn zieht das Kreuzbild des Erlösers vor allen Dingen die Aufmerksamkeit auf sich. Es wird von nah und fern verehrt. Das Kreuz wurde vor langer Zeit von einem Bauer ausgepflügt. Bald verbreitete sich der Ruf des Wunderbaren um das Kreuz und zog viele Pilgerscharen an. Das Bild zeichnet sich vor allen Dingen durch sein tief herabgesenktes Haupt aus. Das Volk erzählt sich, daß sich der Christuskopf von Jahr zu Jahr tiefer herabneige. Darauf deutet auch eine in der weiten Umgegend verbreitete Redensart hin: „Der läßt den Kopf hängen wie der Linn'sche Christus.“



156. Konstantins Kreuz.

Eine Stunde von Neumagen liegt der Layenberg. Eine Stelle desselben heißt noch heute „auf Kron". Dort soll Konstantin jenes himmlische Zeichen erblickt haben, als er gegen Maxentius auszog. Eusebius berichtet darüber:

Es war am Nachmittage, als die Sonne zu sinken begann, da erhob sich ein Kreuzeszeichen am Himmel, das aus Lichtstrahlen geformt war. Das Zeichen war gegen die Sonne geneigt. Der Kaiser erkannte und las die Inschrift: Hierin wirst Du siegen. Keiner seiner Ratgeber konnte die Erscheinung deuten. Da sah der Kaiser in der Nacht Jesum, der ihm befahl, nach der Erscheinung ein Kreuz anfertigen zu lassen, das fortab seinem Heere voranziehen sollte. Nun ließ der Kaiser eine silberne Lanze anfertigen, sie mit Goldplatten belegen; ein Arm gab ihr die Kreuzform. Eine goldene, mit Edelsteinen besetzte Krone schwebte auf der Spitze und darunter prangte das Monogramm Christi. An den Kreuzesarmen wehte eine Purpurfahne, an der Lanze waren des Kaisers und seiner Söhne Bilder angebracht. In diesem Zeichen, „Labarum" genannt, siegte der Kaiser.

157. Sinzig.

Sinzig, dessen alte herrliche Kirche von der hl. Helena erbaut worden sein soll, spricht die Ehre an, den Sieg des Christentums entschieden zu haben, ja es leitet seinen Namen (Sinzeichen) von dem Zeichen des Kreuzes ab, das der Sohn der hl. Helena, Konstantin, vor der Schlacht gegen Maxentius am Himmel erblickte.

158. Die Verbannung der Nachtigallen.

Die strenge Regel war im Kloster zu Himmerod (Kr. Wittlich) vergessen und die Zucht unter den Mönchen gesunken. Da nahte der heilige Bernhard, Abt von Clairvaux, um der Verderbnis zu wehren und die alte Zucht zurückzuführen. Als nun an einem Maiabend durch das offene Fenster der Zelle des Heiligen der weiche Ton der Nachtigallen an sein Ohr drang und sein Herz in süße Träume einwiegen wollte, da ward seinem Geiste klar, was an der Verweichlichung der Mönche die Schuld trug. Zürnend erhob er seine Hand und beschwor



die Nachtigallen, vom Kloster Himmerod hinwegzufliegen und nicht länger mit dem süßen Laute der Brüder Sinne zu betören. Da flogen die Sängerinnen davon, und zwar zu dem Kloster Stuben an der Mosel und kehrten nie wieder zurück.

159. Der selige Hermann Josef.

Auf dem Waidmarkte zu Köln erhebt sich ein Laufbrunnen. Auf demselben steht die Gottesmutter Maria mit dem Kinde; vor ihr steht ein anmutiges Knäblein, das dem Jesuskinde einen Apfel reicht. Der Knabe ist der selige Hermann; das Standbild aber stellt eine fromme Legende dar:

Um das Jahr 1150 wurde Hermann Josef als Sohn einer vornehmen, aber armen Familie geboren. Not und Kummer herrschten im Elternhause; dennoch gedieh das Kind prächtig und machte seinen Eltern durch Frömmigkeit und Bescheidenheit viele Freude. Hermann hatte wenig Freude an dem Spiel mit seinen Kameraden auf der Straße. Er schlich sich oft aus ihrer Gesellschaft fort und kniete in der Kirche Maria im Kapitol zu andächtigem Gebete nieder. Nahe bei dieser Kirche wohnten auch Hermanns Eltern. Am meisten Eindruck hatte in dieser Kirche ein Bild der heiligen Maria auf den Knaben gemacht, und so saß er nicht selten vor dem Bilde und redete mit der Himmelskönigin und dem Jesulein, als wenn sie lebten. Eines Tages hatte er einen schönen, rotwangigen Apfel von der Mutter zum Geschenk erhalten. Schnell eilte er zur Kirche, reichte den Apfel dem Jesuskindchen dar und bat es gar eindringlich, die Gabe anzunehmen. Und wirklich, das himmlische Kind streckte sein Ärmchen aus und nahm den Apfel, indes die Gottesmutter dazu lächelte.

160. Die Klemenskirche am Rhein.

Der Herr von Rheinstein freite die edle Maid vom Wispertal. Doch sie wollte von einem „Straßenräuber" nichts wissen. Da entführte sie der Rheinsteiner mit Gewalt. Als der Kahn mit der Braut auf dem Rhein war, erhob sich ein Unwetter, daß der Untergang des schwachen Kahnes unvermeidlich schien. In der äußersten Gefahr blickte das Fräulein zum Himmel empor und rief den Schutz des hl. Klemens an. Der Heilige hörte das inbrünstige Flehen, schwebte herab, reichte ihr die



Hand und führte sie trocken durch die Flut. Der Kahn aber mit dem von Rheinstein und seinen Genossen versank in den Wogen des Rheins.

Zur Erinnerung an diese Wundertat wurde die Klemenskirche erbaut.

Nach einer andern Sage geht der Ursprung unsers Kirchleins auf ein Gelübde zurück, das ein Schiffer oder Floßführer zur Zeit großer Gefahr im Binger Loch abgelegt hatte.

161. Die Apollinariskirche bei Remagen.

Der heilige Apollinaris soll in Antiochien geboren worden sein. Er wird als Schüler der Apostel bezeichnet und wirkte als Bischof in Ravenna, wo er unter Vespasian den Märtyrertod erlitt. Sein Haupt sollte mit den Häuptern der hl. drei Könige durch den Erzbischof Reinold von Dassel nach der Zerstörung Mailands durch Barbarossa von dort nach Köln übergeführt werden. Die Legende erzählt, das Schiff habe vor Remagen still gehalten, und alles Bemühen, weiter zu fahren, sei vergebens gewesen. Als man das Haupt des hl. Apollinaris ausgeschifft habe, hätte sich das Schiff wieder in Bewegung gesetzt. So habe der Heilige kundgetan, daß er hier verehrt werden wolle. Darum sei auf der Höhe des Berges eine Wallfahrtskapelle erbaut worden.

162. Das Franziskanerkloster zu Boppard.

Das jetzige Lehrerseminar zu Boppard war ehedem ein Franziskanerkloster. Von der Gründung desselben berichtet die Sage:

Der heilige Bernardin von Siena überstieg mit Johann von Capestran die Alpen, um auch in Deutschland die Klosterzucht zu heben. In Kaub weigerte sich der Fährmann, sie nach Boppard zu fahren, weil sie als wahre Jünger des heiligen Franz von Assisi weder Geld noch Schätze hatten. Da nahm der heilige Bernardin seinen Mantel, breitete ihn auf dem Rheinspiegel aus, bauschte das eine Ende als Segel in die Höhe, gebrauchte den andern Zipfel als Ruder, und so kamen beide in kurzer Zeit nach Boppard. Die dortigen Einwohner knieten nieder, als sie das seltsame Fahrzeug zum Ufer steuern sahen, geleiteten die frommen Brüder nach dem



Hospital und baten, dasselbe zu einem Franziskanerkloster einzurichten. Das geschah.

Bis zum Jahre 1662 zeigte man Bernardins Stuhl und Lagerstatt im Kloster.

163. St. Ritza.

Ritza, eine Tochter von Kaiser Ludwig dem Frommen (der unter anderm auch die Kastorkirche in Koblenz erbaut hat), eine gar fromme und gottesfürchtige Person, hielt sich drüben über dem Rhein, eine halbe Stunde von Koblenz auf, um dort, von aller Welt abgesondert, ein einsames und gottgefälliges Leben zu führen. Jeden Morgen, wenn es zu Kastor zur Frühmesse läutete, ging sie mitten über den Rhein, um nach Kastor in die Kirche zu kommen. Nach beendigter Messe nahm sie denselben Rückweg, ohne daß ihr Fuß naß wurde, denn ihr Herz war voll Glauben und Vertrauen zu Gott.

Eines Morgens, als sie ihren gewohnten Kirchgang machen wollte, erhob sich ein Sturm und Ungewitter auf dem Rhein und auf der Mosel, daß man mit keinem Nachen oder Schiff überfahren konnte. Ritza wollte es auch an diesem Tage nicht wagen, über das Wasser zu gehen. Und doch mußte sie nach Kastor herüber; das stand nun einmal fest. Wie sie nun gedankenvoll am Wasser auf- und abwandelte und überlegte, wie sie auf das andere Ufer gelangte, zog sie schnell einen Pfahl aus einem Weinberg und machte sich nun mit diesem Stecken in der Hand auf den Weg über den Rhein. Kaum aber hatte sie einige Schritte gemacht, da sank sie tiefer und tiefer ins Wasser, welches ihr schon bis unter die Arme reichte. In dieser großen Angst und Todesnot rief sie den Herrn um Hilfe an. Dann warf sie den Weinbergspfahl weit ins Wasser. Und da kam sie klar und trocken wieder zur Höhe und war bald trockenen Fußes über das Wasser und in der Kastorkirche, um Gott zu danken für ihre wunderbare Rettung und um Verzeihung zu bitten, daß sie ihr Zutrauen zu ihm verloren hatte.

164. Der heilige Werner.

Der hl. Werner wurde zu Womrath (Kr. Simmern) geboren. Seine Eltern waren einfache Arbeitersleute. Als Knabe entfloh er seinem hartherzigen Stiefvater und kam Ostern 1287



nach Oberwesel. Dort verdingte er sich als Knecht bei einem Juden. Trotz mehrfacher Warnungen blieb er bei demselben.

Als er Gründonnerstag zum Nachtmahl gegangen war, schickte ihn der Jude in den Keller, um Erde herauszutragen. Dann kamen alle Juden in dem Keller zusammen und marterten den Armen zu Tode. Der Tote wurde in der Nacht in den Rhein geworfen. Wunderbarerweise trieb der Leichnam stromaufwärts und wurde am nächsten Morgen in Bacharach gelandet. Hier trug man ihn in den Gerichtssaal. Aber ehe es Tag wurde, war der Saal von einem hellen Glanze erfüllt und Blumenduft ging von dem Leichnam Werners aus. Dadurch wurde das Volk überzeugt, daß der Tote mehr als ein gewöhnlicher Bube sei. Nun trug man den Toten in die Kapelle unterhalb der Burg Stahleck, legte ihn in eine doppelte Totenlade, band ein rotseidenes Band um sein Haupt, legte ein Kissen mit Veilchen unter dasselbe und begrub ihn dann. An seinem Grabe geschahen viele Wunder. Darum wurde Werner heilig gesprochen. Da sich die Zahl der Wallfahrer sehr mehrte, wurde die große Wernerskirche an der Stelle der Kapelle erbaut. So blieb es bis zum Dreißigjährigen Kriege. Als die Spanier ins Land kamen, nahmen sie die Gebeine des hl. Werner mit und niemand weiß, wohin sie gekommen sind. Heute liegt die schöne Wernerskirche in Trümmern. Auch in Oberwesel erbaute man eine Wernerskirche, und zwar an der Stelle der Stadtmauer, wo der arme Werner gemartert wurde.

165. Der Wolf des hl. Remaculus.

Auf dem Hochaltar der Kirche zu Uersfeld (Kr. Kochem) erblickt man das Bild des hl. Remaculus, der in der linken Hand den Bischofsstab und in der rechten die Kirche von Stablo hält. Zur Seite des Heiligen sieht man einen Wolf, der in zwei geflochtenen Körben Steine trägt. Darüber berichtet die fromme Sage folgendes:

Der hl. Remaculus war mit dem Bau einer Kirche beschäftigt; ein Esel trug ihm die Bausteine herzu. Eines Tages fand er den treuen Gefährten in der nahen Wildnis, von einem wilden Tiere zerrissen. Der Heilige erkannte bald, daß ein Wolf der Übeltäter sei; er machte sich sogleich auf, ihn zu suchen. Bald fand er ihn in der Nähe. Nachdem er ihm kurz und ernst sein Verbrechen vorgehalten hatte, befahl er ihm, zu folgen



und die Arbeit des Esels beim Baue des Gotteshauses zu übernehmen. Willig folgte der Wolf den Anordnungen des Heiligen und trug fortan auf dem Rücken in zwei Körben die benötigten Steine zur Vollendung des Kirchleins herbei.

166. Die elftausend Jungfrauen.

In die Zeit, als die Hunnen in Köln einige Zeit herrschten, fällt die Sage vom Martertod der hl. Ursula mit ihren elftausend Gefährtinnen. Die Chronik berichtet darüber:

„Ein König von den Hunnen hieß Etzelaus oder Etzel, der schrieb sich ein König über alle Könige und war eine Angst und ein Zwinger beinahe von allen. Er schädigte und verdarb die Leute in Städten und Dörfern allüberall. Da nun dieser König Etzel vor Köln lag und die Stadt gewinnen und zerstören wollte wie andere Städte, so kamen die elftausend Jungfrauen von Rom und den Rhein herabgefahren. Und der König meinte, es wäre ein ander Volk von den Römern gesandt gegen ihn und stellte sich zur Wehre und tötete die ganze Schar der Jungfrauen."

Vogt erzählt die Sage mit folgenden Worten:

„In dieser Spannung glaubte der Graf von Kleve bei Nachtzeit eine sonderbare Erscheinung aus seinem Zelte zu erblicken, welche der ganzen Belagerung ein Ende machte. Er sah nämlich, wie die Chronik sagt, eine göttliche Jungfrau in himmlischer Gestalt, mit einer Krone auf dem Haupte, und einem Palmzweige in der Hand um die Stadt schweben. Von ihr strahlte ein Glanz, als wenn die ganze Welt mit Kerzen beleuchtet wäre. Ihr folgten viele Jungfrauen, elftausend an der Zahl, in gleicher Schönheit und Glorie, und sie segneten die Stadt an jeder Zinne. Als der Graf hoffte, daß sie auch das Lager segnen würden, taten sich die Tore von Köln von selbst auf, und die himmlischen Jungfrauen verschwanden."

167. St. Goar.

Oberhalb St. Goar liegt ein Felsen, den man St. Goars Bett oder Kanzel nennt; das darin eingehauene viereckige Loch soll der heilige Goar, ein aquitanischer Mönch, der früher an der Lahn gelebt hatte, anfänglich bewohnt haben, um von hier aus verunglückten Reisenden und Schiffern Hilfe zu leisten und das Evangelium zu verkünden.



Die Gastlichkeit St. Goars war bald weit und breit berühmt. Dem Bischof von Trier wurde aber hinterbracht, St. Goars Klause sei eine Stätte der Völlerei. Da sandte er einen Abgesandten zu St. Goar. Dieser verlangte Essen und Trinken. Der gastfreie Goar setzte ihm einen Lammsbraten mit weißen Rüben und einen Krug klaren Wassers vor. Der Bote sagte: „Wein will ich haben, und wenn Du Wunder tun kannst, wie man berichtet, so verwandele doch dieses Wasser in Wein!" Damit faßte der rohe Mensch den Krug und siehe, aus demselben stieg lieblicher Weinduft empor. Wie er schmunzelnd einen tiefen Zug tat, war es siedendes Pech geworden. Voller Beschämung verließ der so von Gott Gestrafte die Stätte.

König Sigebert wollte Goar zum Bischof von Trier machen, doch zog er es vor, bis an seinen Tod in seiner Zelle zu leben.

168. Der St. Goarsborn bei Hetzerath.

Der hl. Goar war von seinen Feinden bei dem Bischof von Trier verleumdet worden und sollte daher vor diesem erscheinen, um sich zu verantworten. Die Häscher, welche ihn am Rhein ergriffen hatten, waren mit ihm bis zu dem Dorfe Hetzerath im Kreise Wittlich gekommen; da wurden sie von brennendem Durste gequält. Der Heilige hatte Mitleid mit ihnen, und obgleich sie ihn hart behandelt hatten, wollte er ihnen gegenüber doch Böses mit Gutem vergelten. Er stieß seinen Stab in die Erde und auf der Stelle quoll reichlich Wasser hervor, so daß alle ihren Durst löschen konnten. Der Born aber wurde St. Goarsborn genannt; in der jüngsten Zeit aber wurde der Name in „Erbesborn" umgetauft, weil sich das weiche Wasser zum Kochen der Hülsenfrüchte vorzüglich eignet.

Als St. Goar nach Trier kam, hing er seinen Mantel an einem Sonnenstrahl auf und als der Prälat einen Säugling kommen ließ, den man auf der Straße gefunden hatte, und von dem Heiligen forderte, er möge den Vater angeben, da ließ er das Kind zur Beschämung des geistlichen Herrn laut ausrufen: „Mein Vater ist der Bischof Rusticus!"

169. Das St. Annahaupt kommt nach Düren.

Von der Verehrung der hl. Mutter Anna in Düren legt die Annasäule und die schöne Annakirche Zeugnis ab. In der



Annakirche ruht das Haupt der Heiligen. Die Überbringung der Reliquie nach Düren wird von der Sage sehr verschieden erzählt.

Eines Tages brach man an einer Kirche zu Bonn eine Mauer ab und stieß an einer Stelle auf die kostbare Reliquie. Zu einem der jungen Leute, die den Schutt abräumten, sprach das Haupt: „Philipp, trag mich! Ich bin das Haupt der hl. Mutter Anna.“ Der Handlanger nahm eine Kiepe (Rückentragkorb), legte das Haupt hinein und sprach zu dem Meister: „Wohin soll ich gehen?“ Dieser antwortete: „Ich weiß es nicht. Gott wird Dir wohl den Weg noch anweisen.“ Da begab sich der junge Mann auf die Reise und kam nach Düren. Kaum hatte er seinen Fuß in die Stadt gesetzt, da drückte ihn die Last, die ihm bis dahin so leicht gewesen war zu Boden und die Glocken huben an zu läuten. Verwundert eilten die Dürener auf die Straße und fragten den Jüngling, warum er zusammengesunken sei, und was er da trage. Er antwortete: „Ich habe das Haupt der hl. Mutter Anna. Eine Stimme hat mir gesagt, es nach Düren zu bringen.“ In feierlicher Prozession brachte man es in die Martinskirche, und heller Glanz ging vom Haupte aus.

170. Das Bild des hl. Nikolaus.

An der ehemaligen Einmündung des Drohnbaches in die Mosel, zwischen Piesport und Neumagen, an einer für die Schiffahrt gefährlichen Stelle, hat man in eine steile Felsenwand eine kleine Nische gemacht, welche ein dürftiges Steinbild des hl. Nikolaus umschließt. Daran knüpft sich folgende Sage:

Einst fuhr ein Schiffer mit reicher Ladung zu Tal. Die Mosel „ging hoch“. Jener Felsen und die dort drohende Gefahr waren dem Schiffer bekannt. So fuhr er denn mit großer Besorgnis der Stelle zu. Er hielt das rechte Fahrwasser mit aller Kraft. Aber die Strömung der Mosel und der Seitenstoß des hoch angeschwollenen Drohnbaches erfaßten trotz aller Vorsicht sein Fahrzeug und trieben es gegen den Felsen. Als die Gefahr aufs höchste gestiegen war, rief der Schiffer Sankt Nikolaus um Hilfe an und gelobte: „Wenn Du mir hilfst, dann opfere ich Dir eine Kerze so groß wie der Mast meines Schiffes.“ Und, o Wunder! Das Schiff glitt ungehindert am Felsen vorbei. Da atmete der Schiffer froh auf. Wie er dann seines Ver-



sprechens gedachte, lachte er boshaft auf und rief: „Nikläschen, net dat kreiste,“ und dabei schlug er mit dem Finger ein Schnippchen. Aber was geschah da! Plötzlich treibt das Schiff zurück in die wilde Strömung und zerschellt krachend am Felsen. Der Schiffer aber fand seinen Tod in den Wellen.

171. Das St. Viktorsloch bei Xanten.

An der Heerstraße, welche von Xanten nach Köln zieht, bemerkt man in der Nähe der Kirche von Birten rechts am Wege einen länglich gezogenen, runden Erdhügel mit vier nach den Haupthimmelsgegenden gerichteten Eingängen. Dieser Hügel führt im Volksmund den Namen St. Viktorsloch oder St. Viktorslager. Hier soll der hl. Viktor mit seinen Waffengenossen von der thebaischen Legion durch die Soldaten des Kaisers Maximian um seines Glaubens willen gemartert worden sein.

172. Der heilige Gereon.

Diokletian, der römische Kaiser, sandte seinem Mitkaiser Maximinian die thebaische Legion aus dem Morgenlande zu Hilfe. Sie bestand aus Christen. Ein Teil dieser Legion kam unter Gereons Führung bis Köln in Verbindung mit einer maurischen Kohorte unter Gregorius. Auch diese war christlich gesonnen. Sie wurden sämtlich durch Riktius ermordet. Die Leichname der meisten Märtyrer wurden in einen Brunnen beim Mordhof geworfen (286). Als Kaiserin Helena an den Rhein kam, ließ sie die Leiber der heiligen Märtyrer aus dem Brunnen ziehen und über der Marterstelle eine runde Kirche erbauen, die so kostbar ausgeschmückt war, daß man sie zu den goldenen Märtyrern nannte. Im 5. Jahrhundert wurde die Kirche des hl. Gereon von den Hunnen ihrer Kostbarkeiten beraubt; später (882) setzten die Normannen dieses Werk fort. Da kam Anno der Heilige zur Herrschaft. Er wurde durch ein schreckliches Traumgesicht veranlaßt, im Mordhofe weitere Grabungen zu veranstalten. Dabei fanden sich noch viele heilige Leiber. Die Gereonskirche ließ er erweitern und herrlich ausbauen. Als er unter dem Chor den Körper des hl. Gregorius fand, ließ er hier eine Krypta anlegen.

Als der hl. Norbertus 1121 in Köln weilte, erbat er sich einige Reliquien. Als er die ganze Nacht im Gebet zugebracht



hatte, gab ihm der Geist Gottes ein, in der Kirche des hl. Gereon an einer bis dahin unberührten Stelle zu graben. Da fand er den Leib des hl. Gereon. Diesen wollte Norbertus mitnehmen. Aber die Kölner erhoben Widerspruch und er mußte sich mit einem Arm des Glaubenshelden begnügen.

173. Die heilige Genovefa.

Auf dem Schlosse Hochsimmern bei Mayen lebte der Pfalzgraf Siegfried mit seiner Gemahlin Genovefa. Diese war verwandt mit Karl Martell. Als derselbe alle Grafen und Ritter seines Reiches zum Kampfe gegen die Araber entbot, rüstete sich auch Siegfried mit seinen Mannen. Vor seiner Abreise trug er seinem Hofmeister Golo auf, mit aller Sorgfalt für das Wohl seiner Gemahlin Genovefa bemüht zu sein.

Kaum hatte der Pfalzgraf seine Burg verlassen, als Golo seiner Gebieterin Böses zumutete. Sie wies ihn aber voll edler Entrüstung ab. Nun schwur der Elende ihr Rache. Er sperrte sie in einem Turme ein. Dort genas sie eines Knäbleins, welches sie Schmerzenreich nannte.

Der Pfalzgraf wurde insgeheim von der angeblichen Untreue seiner Gemahlin benachrichtigt. In seinem Zorne befahl er, Genovefa mit ihrem Kinde hinzurichten. Golo säumte nicht, diesen Befehl zu vollstrecken. Der fälschlich angeschuldigte Diener wurde hingerichtet, Genovefa und ihr Söhnlein aber sollten heimlich aus dem Wege geräumt werden, damit kein Aufsehen entstehe. Sie wurden daher des Nachts von zwei Männern in den naheliegenden Wald geführt, um hier als Opfer der Ränke Golos ihr Leben zu enden. Ihr Flehen erweichte jener Herzen: sie ließen Genovefa und ihr Kind am Leben, unter der Bedingung, daß sie sich nie mehr sehen lasse. Im Waldesdickicht verlebte die edle Dulderin nun 6 Jahre und 3 Monate im größten Elend, nur von Kräutern, Wurzeln und der Milch einer Hirschkuh ihr und ihres Kindes Dasein fristend.

Da kehrte Siegfried ruhmbedeckt heim. Aber sein Herz war tief bedrückt. Golo suchte seinen Herrn nach Kräften zu zerstreuen, aber dessen Schwermut wuchs. Um zu einem Gastmal das nötige Wildpret zu beschaffen, wurde am Tage vor dem Feste der hl. Dreikönige eine große Jagd veranstaltet. Auf derselben verfolgte man auch die treue Hirschkuh der Geno=



vefa. In ihrer Not suchte sie bei Genovefa Schutz. Die Jäger erstaunten. Auch Siegfried eilte herbei und erkannte alsbald seine Gemahlin. Große Freude empfand er bei diesem Wiedersehen. Golo wurde hingerichtet.

Genovefa lebte nicht lange mehr. Ruhig schied sie von dieser Erde in dem köstlichen Gedanken, daß ihre Unschuld offenbar geworden war. Sie wurde da, wo sie in der Wildnis gelebt hatte, begraben. Über ihrem Grabe ließ Siegfried die Fraukirche erbauen. Auch er und sein Sohn fanden hier ihre Ruhestätte.

Genovefa soll noch oft hinter dem Hochaltar jener Kapelle sitzen und spinnen; aber nur Sonntagskinder hören ihr Rädchen schnurren, gewöhnlichen Menschen scheint es das Plätschern des nahen Baches.

174. Die Einführung des Christentums in Trier.

Im Jahre 54 sandte der Apostel Petrus seine drei Schüler Eucharius, Valerius und Maternus nach Gallien, um das Christentum zu verkünden. Im Elsaß starb Maternus. Seine beiden Gefährten kehrten nach Rom zurück, neue Befehle zu empfangen. Da gab ihnen der hl. Petrus seinen Stab, um den toten Maternus zu erwecken. Trotzdem er schon 40 Jahre im Grabe gelegen hatte, wurde er dem Leben wiedergegeben. Dann gingen alle drei nach Trier. Aber hier wollte man sie steinigen. Doch als die schon zum Wurf erhobenen Arme gelähmt, auf des Eucharius Gebet aber wieder frei wurden, ließen sich Tausende taufen. Die Witwe Albana gab ihr Haus zur Versammlung der ersten Christen her. Eucharius wirkte insgesamt 23 Jahre in Trier; ihm folgte Valerius und diesem wieder Maternus in der Bischofswürde. Zu Ehren des Eucharius wurde die Euchariuskirche erbaut, welche später Mathiaskirche genannt wurde.

175. St. Annos Hilfe.

Es war in den letzten Jahren des 12. Jahrhunderts, als eines Tages in der Nähe der Abtei Siegburg ein Landmann wohlgemut durch einen Wald ritt. Da er zu den Hörigen der Abtei zählte, teilte er begreiflicherweise mit der letzteren die Verehrung für den Heiligen, der als Stifter und Hauptwohltäter von Siegburg dort billig des höchsten Ansehens genoß.



Das Rößlein hatte bereits eine gute Strecke Weges zurückgelegt, als sein Herr ihm eine kurze Rast zu gönnen beschloß, während er selbst sich einen einfachen Imbiß zurichtete. Unser Landmann hatte indes kaum einige Minuten dem Pferde den Rücken gewendet, so befand sich das letztere schon in den Händen eines behenden Diebes, der aus einem Versteck auf die willkommene Beute losgestürzt war. Wie nun der Bauer einen fremden Mann mit dem Pferde davoneilen sieht, läuft er laut schreiend dem Diebe nach, ohne ihn einzuholen. Erschöpft hält er still. Da kommt ihm plötzlich St. Anno in den Sinn. Er fleht ihn um Hilfe an. In demselben Augenblick bleibt das Pferd stehen. Alle Anstrengungen des Diebes sind vergeblich. So war der Bauer dem Dieb bald auf den Fersen, so daß sich dieser durch einen Sprung ins Dickicht in Sicherheit bringen mußte. Der Landmann, überfroh, wieder in den Besitz seines Gaules gelangt zu sein, dachte an keine Verfolgung des Diebes und schwang sich schnell in den Sattel, worauf das scheinbar versteinerte Tier alsbald wieder Leben und Bewegung gewann.

176. Der heilige Severin.

Bischof Severin lebte im 4. Jahrhundert zu Köln. Einst besuchte er in Begleitung eines Diakons die heiligen Orte der Stadt. Da hörte er in der Nähe des Martinsfeldes einen himmlischen Gesang und sprach: „Der hl. Martin von Tours ist soeben gestorben und wird von Engeln in den Himmel getragen.“ Der Diakon merkte sich alles genau und die Richtigkeit der Angaben Severins bestätigte sich bald.

Als Severin sein Ende nahen fühlte, empfing er die himmlische Weisung, nach seiner Heimat Bordeaux zu reisen. Er tat es, predigte dort mit Eifer und starb. In Bordeaux wurde er auch anfänglich begraben, da man ihn bald in Köln vergessen hatte. Als aber das Kölner Bistum von einer dreijährigen Dürre heimgesucht wurde, ordnete man ein dreitägiges Fasten an. Am letzten Tage erschien ein Engel einem Priester im Traume und sprach: „Ihr habt Euren Bischof nicht mehr und fragt nach der Ursache des großen Unglücks!“ Man ließ nun den Leichnam Severins holen. Sofort fing es an zu regnen. Ihm zu Ehren trägt nun heute eine Kirche, in welcher seine Gebeine ruhen, seinen Namen.



177. Suitbertus drückt seine Rechte einem Stein ein.

Als Suitbertus das Kloster zu Kaiserswerth gebaut hatte und einst eine große Volksmenge dort versammelt war, nahm der Heilige einen Stein von der Erde auf und rief:

„So wahr der Gott, den ich Euch lehre,
Das Wahre schützet vor dem Schein,
So wahr drück ich zu seiner Ehre
Meine Rechte in den Stein hinein!"

Suitbertus warf den Stein zur Erde und die staunende Menge überzeugte sich, daß seine Rechte dem Stein tief eingegraben war.

178. Die Gebeine des hl. Ludgerus.

Am 26. März des Jahres 809 starb Bischof Ludgerus von Münster im Dorfe Billerbeck. Von hier wurde sein Leichnam, von zwei Ochsen gezogen, nach Münster gebracht und dort begraben. Allein dort konnte sein Leib nicht verwesen, und jeden Morgen fand man den Sarg oben auf dem Grabe; und eine Stimme rief aus dem Innern desselben: „Hier will ich nicht begraben sein!"

Nun erinnerte man sich der Weisung, welche der Heilige zu seinen Lebzeiten gegeben, seinen Sarg von zwei Ochsen ziehen zu lassen, und ihn dort zu begraben, wo diese rasten würden. Man grub darum den Leichnam aus, legte ihn wieder in den Sarg und stellte diesen auf einen Wagen. Vor denselben spannte man zwei Ochsen und ließ sie ruhig ziehen. Die Ochsen setzten sich in Bewegung. Am Abende des ersten Tages wurde Rast in Lüdinghausen gemacht. Da erklangen die Glocken von selbst, als die Leiche in dem Orte ankam. Am andern Morgen zog man weiter nach Werden. Hier blieben die Ochsen stehen, und keine Gewalt brachte sie von der Stelle. Da erkannte man, daß der Heilige an dieser Stätte, wo er das Kloster erbaut hatte, dessen erster Abt er zugleich gewesen war, begraben sein wollte. An der Stelle, wo die Ochsen stille standen, übergab man seine Gebeine der Erde.

Nach einer andern Mitteilung soll sich eine Stimme haben hören lassen: „Hier will ich ruhen!"



179. Die Gründung des Klosters Disibodenberg.

Zur Zeit, als König Childebert II. über die Franken herrschte, kam ein Glaubensbote aus Irland ins Frankenreich, Disibodus genannt. Mehrere Genossen begleiteten ihn. Disibodus hatte die Weissagung empfangen, er werde eine Stelle treffen, wo sein Stab grünen werde, wenn er ihn in die Erde stecke. Dort solle er seine Hütte bauen. Auch werde dort ein weißes Reh eine Quelle aus dem Boden scharren. Als er endlich nach langer Fahrt und schon hoch bejahrt, da einst Rast hielt, wo sich Glan und Nahe vereinigen, gingen seine Gefährten zur Nahe hinab, um Wasser zu schöpfen. Als sie zurückkehrten, kniete der greise Führer auf der Erde; neben ihm steckte sein Stab grünend in der Erde; ein weißes Reh aber wandelte an einer kaum entstandenen Quelle. Hier ließen sich nun die Männer nieder und predigten in der ganzen Umgegend das Evangelium. In hohem Alter starb Disibod. Mancherlei Zeichen und Wunder geschahen an seinem Grabe. Viele Gläubige pilgerten hin. Ein Benediktinerkloster entstand auf dem Disibodenberg. Bonifazius selbst erhob die Gebeine des Disibodus. In der beigefügten Frauenklause nahm die hl. Hildegard von Böckelheim den Schleier.

180. Die Spindel der hl. Lufthilde.

Einst war Karl der Große erkrankt. Als er hörte, daß in der Nähe Lufthilde wohnte, welche mit ihrer Spindel die Kranken heilte, schickte er hin und ließ sie holen. Kaum hatte sie ihn mit der Spindel berührt, so war er gesund. Zur Belohnung versprach ihr der Kaiser so viel Land, als sie mit der Spindel umfurchen könne in der Zeit, in der der Kaiser schlummere. Lufthilde setzte sich zu Roß und zog die Spule nach sich. Als der Kaiser erwachte, hatte sie ein so großes Stück umkreist, daß man eine große Stadt darauf erbauen konnte. Sie baute ein Kloster, in dem sie ihre Tage verbrachte. Zu Lüftelberg, in der Nähe von Bonn, das nach ihr genannt ist, wird sie als Heilige verehrt. Nun ist das Kloster verschwunden, aber die Spindel soll noch vorhanden sein.

181. Die Legende vom hl. Kuno.

Kuno oder Konrad stammte aus Schwaben und wurde unter Kaiser Heinrich IV. zum Erzbischof von Trier ernannt.



Doch wollte ihn Graf Theoderich, Statthalter zu Trier, nicht anerkennen und sandte Mörder aus, die ihm auf der Reise nach Trier auflauern sollten. Anfangs glaubte Kuno, die Männer seien ihm zum Geleite gesandt. Bald erkannte er ihr Vorhaben. Sie führten ihn auf eine Felsenspitze an der Urlay (bei Ürzig) und stießen ihn in den Abgrund. Aber die Engel Gottes schützten ihn und unverletzt kam er unten an. Selbst von diesem Wunder wurden die Mörder nicht ergriffen, sie schlugen ihm vielmehr das Haupt ab. Vierzig Tage lag nun der Leib des hl. Kuno an der Mordstelle, ohne zu verwesen. Endlich fand man ihn und begrub ihn vor der Kirchtür zu Lösenich. Auf wunderbare Weise kamen nachmals die Gebeine ins Kloster Tholei bei St. Wendel.

Theoderich aber packte das Grauen; er nahm das Kreuz, kam aber im Sturme auf dem Meere um. Auch die gedungenen Mörder kamen auf grausige Art ums Leben.

182. Legenden von Pater Clementinus Schmitz.

1. Pater Krementines (Clementinus) im Kloster Hardenberg (Kr. Mettmann) stand allgemein bei Katholiken und Protestanten im Geruche der Heiligkeit. Er schlief auf einem Steine. Als man ihn einst verwundert darüber befragte, erwiderte er, daß sein Herr und Heiland noch mehr für ihn getan habe.

2. Selten gönnte sich der fromme Klosterbruder eine volle Mahlzeit. Den größten Teil der Speisen steckte er unter seine Kutte und trug sie heimlich den Armen und Notleidenden zu. Einst begegnete man ihm, als er flüchtigen Schrittes, die Speisen unter dem Gewande verborgen, dahineilte. Man fragte ihn, was er unter seinem Kleide verborgen habe. Er gab zur Antwort: „Ich trage Blumen." Er öffnete nun sein Gewand und lieblich duftende, herrliche Blumen schimmerten hervor. In diese hatten sich seine Speisen verwandelt.

3. Als der große Teufelsbanner Krementines begraben war, flogen drei weiße Tauben über sein Grab hin. Das Volk sah das als ein Zeichen des Himmels für die Heiligkeit des geliebten Paters an.

4. Krementines hielt den Teufel an einer Kette im Kloster Hardenberg gefangen. An dieser Kette konnte er ihn hinführen, wohin er wollte.



5. Als einst Clementin einen Teufel austrieb, hielt ihm der Teufel vor, er habe einmal gestohlen, und zwar habe er in seiner Jugend einen Kohlkopf abgeschnitten. Clementinus antwortete: „Es ist wahr, daß ich früher als Kind auf dem Felde des Nachbarn einen Kohlkopf abgeschnitten habe; aber ich habe ihn nicht gestohlen, denn ich habe als Entgelt vier Pfennige auf den Opferteller in der Kirche gelegt.“

183. Die Gründung von Sponheim.

Der Graf von Vianden warb um die Tochter des Gaugrafen an der Nahe. Weil er aber ihren Vetter im Zweikampf getötet hatte, gab sie seiner Werbung kein Gehör. Endlich legte sie ihm die Pflicht auf, ihr aus dem heiligen Lande eine Reliquie zu holen, dann wolle sie seine Gemahlin werden. Der Graf zog ins heilige Land, kämpfte mannhaft gegen die Ungläubigen und gewann einen Span vom Kreuze des Erlösers, den er sorgsam in einem kostbaren Kästchen verschloß. Bei der Heimkehr erlitt er Schiffbruch; er wurde zwar gerettet, doch ging das Kästchen in den Wellen unter. Betrübt kehrte er im Schloß der Geliebten ein und erzählte seine Erlebnisse. Da zeigte die Gräfin das Kästchen vor. Ein schöner, fremder Jüngling hatte es für die Gräfin abgegeben. Beide erkannten in dem Wunder ein Zeichen des Himmels. Nach kurzer Zeit vermählten sie sich und ließen ein Schloß und eine Kirche erbauen, welche sie nach dem Spane Spanheim (woraus Sponheim wurde) nannten. Der Span wird noch heute in der Kirche am Eiermarkte zu Kreuznach aufbewahrt.

184. Die Bienenkapelle zu Altenberg.

Kloster Altenberg besaß eine große Bienenzucht, welcher einst ein Bruder von ziemlicher Geistesbeschränkung vorstand. Einst legte er eine Hostie in den Bienenkorb, um mehr Honig zu erhalten. Als er am nächsten Morgen zu dem Korbe trat, erhob sich um die Hostie eine zierliche Kapelle, eine getreue Nachbildung der Altenberger Kirche mit allen Einrichtungen und allem Zubehör. Rehe, Hirsche und andere Bewohner des Waldes verehrten das Allerheiligste, indem sie einen Kniefall vor demselben machten.



Durch dieses Wunder kam der Mönch zur Besinnung. Er eilte zum Abt und bekannte voll Reue seine Sünde. Dieser versammelte darauf alle Brüder und führte sie zu dem Wunderwerk. Nun wurde die Hostie ins Kloster zurückgebracht. Das Wachskapellchen aber wurde neben dem Sakramentshäuschen zur dauernden Erinnerung an das Wunder aufgestellt. Späterhin errichtete man an dem Orte, wo die Bienen das Wunderwerk errichtet hatten, ein kleines Gotteshaus, welches heute noch Immekeppel (= Bienenkapelle) heißt. Den sündigen Mönch aber ereilte die gerechte Strafe, indem sich sein Geist umnachtete, und er, ohne wieder zur Vernunft zu kommen, auf trostlose Weise aus diesem Leben scheiden mußte.

185. Der weiße Hirsch in Zülpich.

Es geschah einst in alter Zeit, daß ein Geistlicher am Weihnachtsfest in der St. Peterskirche zu Zülpich am Altare stand, um seine heiligen drei Messen zu lesen. Da fand er plötzlich, daß er keine Hostie hatte und also das Meßopfer nicht verrichten konnte. Leider war auch zu dieser Zeit in ganz Zülpich keine Hostie aufzutreiben, und die Leute hätten doch auch gern am heiligen Weihnachtstag eine Messe gehört. Der Pfarrer fing darauf an zu beten. Siehe, da kam ein weißer Hirsch gelaufen, der hatte eine Hostie unter der Zunge, die war noch gut und trocken, und er reichte sie dem Geistlichen, der nun das Meßopfer vollenden konnte. Der Hirsch war schnurstracks von Köln bis nach Zülpich gelaufen; sein Weg heißt aber bis heute die Zülpicher Landstraße.

186. Die Jungfrau am Drachenfels.

Unter den Bergen des Siebengebirges hebt sich der Drachenfels mit seinen Ruinen am keckſten am Rhein empor. In uralter Zeit, so erzählt die Sage, lag hier in einer Höhle ein Drache, dem die Umwohner göttliche Verehrung erwiesen und ihm Menschenopfer brachten. Gewöhnlich wurden dazu Gefangene gewählt, die man im Kriege gemacht hatte. Unter den Gefangenen befand sich einmal eine Jungfrau von vornehmer Geburt und eine Christin. Sie war von hoher Schönheit, und zwei Anführer stritten sich um ihren Besitz. Da entschieden die Ältesten, daß sie dem Drachen vorgeworfen werden sollte,



damit keine Zwietracht unter ihnen entstünde. — Im weißen Gewande, mit einem Blumenkranz um das Haar, wurde die Jungfrau den Berg hinangeführt, und in der Nähe der Felsenhöhle, wo das Untier lag, um den Leib an den Baum gebunden, neben welchem ein Stein statt eines Altars stand. Viel Volk hatte sich in einiger Entfernung versammelt, dem Schauspiel zuzusehen, aber es waren wenige, die das Los der Armen nicht bemitleideten; die Jungfrau stand ruhig und schaute mit frommer Ergebung zum Himmel.

Die Sonne stieg jetzt hinter den Bergen hervor und warf ihre ersten Strahlen an den Eingang der Höhle. Bald kam das geflügelte Untier hervor und eilte nach der Stätte, wo es seinen Raub zu finden gewohnt war. Die Jungfrau erschrak nicht, — sie zog aus dem Busen ein Kreuz mit dem Bilde des Erlösers und hielt es dem Drachen entgegen. Dieser bebte zurück, und mit fürchterlichem Gezisch stürzte er sich in den nahen Abgrund und ward nie wieder gesehen.

Da trat das Volk, von dem Grauen des Wunders ergriffen, hinzu, löste die Bande der Jungfrau und sah mit Erstaunen das kleine Kreuz an. Die Jungfrau aber erklärte ihnen die Bedeutung desselben, und alle fielen zur Erde und baten sie, zu den Ihrigen zurückzukehren und ihnen einen Priester zu schicken, der sie unterweisen und taufen möge. So kam das Christentum in die Gegend, und auf der Stelle, wo der Altar des Drachen gestanden, wurde eine Kapelle erbaut.

187. Die „Eselstrapp“ bei Trittenheim.

Auf der Höhe zwischen Clüsserath und Trittenheim (Kreis Trier) befinden sich in einem Wackersteine eigentümliche Eindrücke von etwa 10 Zentimeter Durchmesser, die sogenannte „Eselstrapp“. Bereits ein Schöffenweistum von 1547 erwähnt die Eselstrapp als Orientierungspunkt für die Grenzen des Clüsserrather Hochgerichtsbezirks.

Die runde Vertiefung im Felsen wurde den Menschen zur Spur eines Huftritts; die in der Nähe jäh abfallende Bergwand bot weiteres Material und so entstand die Sage vom Sprung in die Tiefe. Auf einem Esel, so berichtet sie, floh eine christliche Jungfrau vor ihrem heidnischen Verfolger. Als sie am Felsenrande angekommen war, sah sie keinen andren Ausweg, als im festen Vertrauen auf Gott den Sprung in



die furchtbare Tiefe zu wagen. Wie durch ein Wunder kam sie unverletzt im Tale an. Das Tier aber hinterließ zum sichtbaren Zeichen des Wunders seinen Hufabdruck im Felsen. Durch das Wunder wurde der heidnische Verfolger zum Christentum bekehrt.

188. Das Gelübde.

An dem Wege, der sich von Kochem nach Büchel hinzieht, stand vor langen Jahren das „Haykreuz"; eine Witwe Hay hatte es hier errichten lassen zu Ehren ihres dort verunglückten Mannes. Endlich wurde es morsch und eine Frau aus Büchel nahm es fort, gelobte aber, ein schöneres an derselben Stelle zu errichten. Aber bei dem Gelübde blieb es. Als endlich der Tod mit allerlei Anzeichen anklopfte, erinnerte sie sich ihres Versprechens. Einen Nachbar wußte sie zu bewegen, für den guten Zweck das Holz zu geben; der Schreiner mußte mit derselben Begründung auf seinen Lohn verzichten; und dem Anstreicher erging es ebenso. Zuletzt wußte sie noch einen benachbarten Bauer willig zu machen, es an Ort und Stelle zu fahren und aufzustellen.

Bald darnach starb die Kreuzstifterin und als sie im Jenseits war, sah sie den Ewigen mit ihrem Kreuz in den Händen auf sie warten. Als sie dann ehrfurchtsvoll vor ihm niederkniete, legte der Allerhöchste das Kreuz auf ihre zitternden Schultern und sprach: „Zieh mit Deinem Kreuz zur Haykreuzflur! Dort trage Deine Last bei Winterfrost und Sommerglut! Von Deinen Schultern soll sie nicht sinken, bis mir wieder jemand ein Kreuz dort errichtet, heilig, selbstlos, opferfroh, wie das erste dort aufgepflanzt war. Von Deinem Kreuze will ich nichts wissen!"

So trägt die Frau noch heute am Haykreuz ihre drückende Last; der einsame Wanderer hört aber das Klagen und Stöhnen der Unglücklichen.

189. Der Mönch von Heisterbach.

Ein junger Mönch wurde, indem er über die Geheimnisse des Daseins nachdachte, von vielfachen Zweifeln bedrängt. Die biblischen Worte: „Dem Herrn ist ein Tag wie tausend Jahre, und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag!" beschäftigten ihn einst, als er in dem Klostergarten umher wandelte. Er ver-



tiefte sich immer mehr in seine Gedanken, verließ den Garten und erging sich eine Zeitlang in den benachbarten Felsengründen. Als er das Vesperglöcklein läuten hörte, eilte er schnell zurück und klopfte an die Klosterpforte. Ein ihm unbekannter Bruder öffnete und fragte, über sein wildes Ansehen und seine fremdartige Kleidung erstaunt, nach seinem Begehr. Er gab keine Antwort und eilte nach der Kirche, um nicht zu spät zu kommen, aber seine Stelle war schon durch einen andern eingenommen, und von allen Mönchen, die rings im Chor die Vesper sangen, war ihm kein einziger bekannt. Er fiel den andern Brüdern eben so sehr auf, als dem Pförtner. Als er sich nannte, erinnerte sich keiner des Namens, und erst aus der Chronik des Klosters sah man, daß der letzte, der ihn führte, vor 300 Jahren im Walde verschwunden sei.

VIII. Wunder.

190. Die Rosen von Altenberg.

Im Hochaltar des Domes zu Altenberg befanden sich früher im gemalten Holzschnitzwerk zwei Rosen: eine weiße und eine rote; mit denen hat es folgende Bewandtnis:

Ein Bruder des Klosters lag einst schwer leidend darnieder, und mit ihm flehten alle Brüder, daß ihn der Himmel durch den Tod von seinem Schmerzenslager bald erlösen möge. Da sproßte im Mönchschor, wo der kranke Bruder gewöhnlich zu sitzen und zu beten pflegte, eine weiße Rose hervor. Drei Stunden darnach starb der Kranke. Seitdem wiederholte sich das Zeichen. Stets fand derjenige, welchem der Tod bevorstand, drei Stunden vor seinem Ende eine weiße Rose auf seinem Platze. Dies währte so lange, bis einst ein junger, lebenslustiger Mönch, der dieses Todeszeichen auf seinem Stuhle fand, es seinem Nachbar hinschob. Da ward die weiße Rose plötzlich rot, wie von Blut übergossen, und beide Mönche starben bald darauf.

Seit dieser Zeit erschien das Zeichen nicht mehr.

191. Der heilige Brunnen bei Nieder-Alpe.

In alter Zeit lebte in Alpe (Kr. Waldbröl) ein Ritter, der mit seiner Frau gern auf die Jagd ging. Einst jagten beide



an einem Sonntagmorgen. Da traf der Ritter durch einen unglücklichen Schuß seine Gemahlin, daß sie ohnmächtig zur Erde sank. In dieser großen Not zeigte sich vor ihm ein Zwerg und sprach: „Wenn Du gelobst, künftig den Sonntag zu heiligen, will ich Dir einen Brunnen mit heilkräftigem Wasser zeigen.“ Mit Freuden willigte der Ritter ein. Mit dem bald zur Stelle geschafften Wasser wusch er die Wunde und gab der Verwundeten auch zu trinken davon. Da genas die Frau.

Der Brunnen heißt seit der Zeit „Hilligen Born“ (= Heiliger Brunnen) bis auf den heutigen Tag.

192. Der Pächter von Kloster Schledenhorst.

Auf einer waldigen Höhe im Kleverlande stand ein Kloster. Zwei Brüder hatten es erbaut, um einen gräßlichen Brudermord zu sühnen. Der Klostergarten zeichnete sich durch sein herrliches Obst, und der Graben durch den Reichtum an Fischen aus.

Der Klosterpächter war ein gottloser Mann. Lüstern sah er nach den reichen Schätzen. In einer dunklen Nacht stahl er eine Menge Obst und viele Fische. Dann kehrte er schwerbeladen zu seinem Hause zurück und weckte Frau und Kinder, um seine Beute zu besichtigen. Aber — die Früchte waren allzumal faul und die Fische waren zu häßlichen Schlangen geworden. Und die Schlangen wanden sich um Vater, Mutter und Kinder und erwürgten alle. Am Morgen aber war des Pächters Haus verschwunden und ein finsterer Sumpf breitete sich an der Stelle aus.

193. Die gottlosen Schöffen.

Vor langen Zeiten saßen zu Grefrath (Kreis Kempen) Männer am Gericht, welche sich manche Ungerechtigkeit zu Schulden kommen ließen. Nur einer waltete treu seines Amtes. Dieser war darum den andern sehr verhaßt und gern hätten sie ihm alles erdenkbare Leid zugefügt. Endlich fanden sie einen Rat, ihn zu verderben: sie steckten fremdes Eigentum in seine Tasche und stellten dann eine Untersuchung gegen ihn an. Der fromme Mann beteuerte seine Unschuld, da er sie aber nicht beweisen konnte, wurde er als Dieb ins Gefängnis gebracht und zum Tod am Galgen verurteilt. Jammernd begleitete sein treues Weib den Unglücklichen zur Richt=



stätte. Als man ihr meldete, daß der Mann seine Seele ausgehaucht habe, lehnte sie ihr Haupt an einen Baum und rief: „Ach, Himmel, hilf mir!“ Kaum hatte sie so gesprochen, da verlor der Baum seine Blätter und bewies damit, daß ein Mord geschehen sei.

Die ungerechten Schöffen verloren aber alle ihr Hab und Gut.

194. Der Weisenstein in Viersen.

Auf dem Markte in Viersen lag früher ein Stein, welcher Weisenstein genannt wurde, weil an ihm das Recht gewiesen wurde. War ehedem in Viersen ein Verbrechen geschehen, so wurden alle, welche der bösen Tat verdächtig waren, an diesen Stein geführt. Sie mußten auf den Stein schlagen, bis einem die Nase blutete. Das war dann der gesuchte Übeltäter.

Als es sich einst darum handelte, einen Mörder ausfindig zu machen, blutete zuerst einem Manne die Nase, der sich völlig unschuldig wußte. Trotzdem wurde er zum Galgen geführt. Da kam der Zug an einem Lindenbaum vorbei und der vermeintliche Mörder rief: „Ich bin so wahr unschuldig, als dieser Baum alle seine Blätter verliert.“ In diesem Augenblick fielen alle Blätter von der Linde herab. Da wurde der Mann in Freiheit gesetzt.

195. Der Ring im Hecht.

Konrad, der Propst von St. Severin in Köln, war zugleich auch Propst in Xanten. Als er einmal zu Schiff nach dieser Stadt fuhr und mit der Hand ins Wasser tauchte, glitt ihm ein schöner goldener Ring vom Finger und war im Rhein verschwunden. Im folgenden Jahre machte er dieselbe Fahrt, und wie er an die Stelle kam, wo er jenen Ring verloren hatte, begegnete er einigen Fischern und frug sie, ob sie nichts gefangen hätten. „O ja,“ erwiderten sie, „wir haben einen schönen Hecht, der aber dem Propst von Xanten gehört — wir dürfen ihn deshalb nicht verkaufen!“ — „Der Propst von Xanten bin ich selbst,“ lautete die Antwort; und nun lieferten sie ihm den Hecht ab. Der Koch zerlegte ihn, und in den Eingeweiden fand sich ein Ring. Der ehrliche Koch wies denselben dem Propst, und dieser erkannte ihn sofort zu seinem nicht geringen Erstaunen als seinen im vorhergehenden Jahre verlorenen Ring.



196. Ein Mann, der eine Schlange trug.

Ein junger Mann wußte seine Mutter zu bereden, ihm ihr Lehen zu überlassen, um eine reiche Frau zu heiraten. Aber sein Versprechen, die Mutter zu versorgen, hielt er nicht. Sie mußte das Haus verlassen und litt bald Not.

Einst saß der Sohn mit seiner Frau zu Tisch, als die Mutter der Tür nahte, um das Notwendigste zu erbitten. Voll Zorn befahl der Sohn, das aufgetragene Hühnchen fortzuschaffen, bis sich die Mutter wieder entfernt habe. Ihre flehentlichen Bitten fanden keine Erhörung und sie mußte sich endlich wieder entfernen. „Bring uns das Hühnchen wieder," sagte nun der Sohn zum Diener. Als dieser dem Befehl nachkommen wollte, fand er statt des Hühnchens eine zusammengeringelte Schlange. Entsetzt berichtete er dieses seinem Herrn. Als dieser nun selbst hinzutrat, sprang ihm die Schlange an den Hals und wand sich um denselben. Sie aß mit dem Essenden und hinderte ihn selbst sehr am Essen.

Der Mann wurde zu allen Gnadenorten gefahren und die Mutter war seine Begleiterin.

197. Die Wunder des Laacher Sees.

Das Volk glaubt, daß der See in wunderbarer Verbindung mit entfernten Punkten stehe.

Einst wurde eine Partie Häcksel in den See geworfen, welche am Binger Loch wieder zum Vorschein kam. Auch umgekehrt wurde derselbe Versuch mit gleichem Erfolge gemacht. Doch vermag niemand anzugeben, wie man das Häcksel am Binger Loch in die Tiefe des Rheins gebracht hat; daß es aber auf der Oberfläche des Sees zutage kam, bezweifelt niemand.

Im Ülmener Maare erscheint bei wichtigen Anlässen im Grafengeschlecht von Ülmen ein großer Hecht. Derselbe hat aber seinen eigentlichen Aufenthalt im Laacher See und wechselt nur seinen Wohnsitz bei solcher Veranlassung.

Im Burggraben des auf einem hohen Bergkegel gelegenen Schlosses Aremberg befindet sich ein kleiner Weiher, der unergründlich ist. Einst gingen dem gräflichen Kutscher auf Aremberg die Pferde durch, gerieten mit dem Wagen in den Weiher und kamen nach Jahr und Tag im Laacher See wieder zum Vorschein.



Einst saßen die Mönche des Klosters Laach an einem stürmischen Winterabend beisammen, als heftig an die Seepforte, welche unmittelbar zum See führte, geklopft wurde. Im nächsten Augenblick erschien ein stattlicher Ritter im Eingang. Er war, von seinen Feinden verfolgt, in jagender Eile über die schöne Ebene geritten, die sich im Tale ausbreitete. Mit Verwunderung hatte er bemerkt, daß seine Feinde zurückblieben. So erzählte der Ritter. Wie erstaunte er aber am nächsten Morgen, als man ihm die glänzende Wasserfläche zeigte, auf der auch hin und wieder die Spuren der Hufe seines Pferdes zu sehen waren. Da gedachte er seines gläubigen Gebetes um Hilfe, als ihm die Feinde nahe auf den Fersen waren.

Der See soll 3000 Quellen haben. Kein Vogel kann über seinen Spiegel fliegen, ohne hinabzustürzen. Dazu friert der See nur äußerst selten zu und dann nur im März, wobei sich starkes Krachen vernehmen läßt.

198. Der tanzende Stein.

Früher stand an dem alten Waldweg, der von Ägidienberg nach Honnef hinabführt, ein kleines, verwittertes Steinkreuz. Lange Zeit lag auf demselben ein runder, glatter Stein. Niemand wagte, den Stein fortzunehmen. Eine Bäuerin aus Ägidienberg, die eines Tages mit Butter und Eiern nach Honnef ging, erkannte den Stein für sehr passend, zur Beschwerung des Quarkes zu dienen. Sie nahm ihn also mit nach Hause und legte ihn auf den Quark. Aber was geschah! Der Stein tanzte im Käsetopf immer auf und ab. Nach einigen Tagen kam sie zu der Einsicht, daß damit der Himmel ein Zeichen gegeben habe, den Stein wieder auf seinen alten Platz zu bringen. So tat sie, und der Stein blieb von nun an ruhig.

199. Das morsche Holzkreuz.

Ein Mann kam auf dem Wege von Wocher (bei Perl an der Mosel) nach Sehndorf spät abends an eine Stelle, wo neben einem neu aufgerichteten Holzkreuze ein halbmorsches Kreuz lag, das vordem dort gestanden hatte. Er dachte bei sich, das alte Kreuz habe hier doch keinen Zweck mehr, könne aber wohl verbrannt werden. Er nahm also das Kreuz und ging seiner Wege. Bald kam er zu einer Kapelle, welche am



Wege lag. Vor dieser wurden plötzlich seine Schritte so gehemmt, daß er keinen Fuß mehr vor den andern setzen konnte. Da erkannte er den Willen einer höheren Macht, das Kreuz wieder an seine vorige Stelle zu bringen. Nachdem dies geschehen war, konnte er auf seinem Heimweg ungehindert an der Kapelle vorüberschreiten. — Noch heute soll das morsche Kreuz neben dem neuen Holzkreuz liegen.

200. Der große Herrgott von Rapperath.

Unweit Morbach liegt im Dhrontal das Dorf Rapperath. Am unteren Ausgange des Dorfes steht ein ziemlich großes, roh aufgebautes Heiligenhäuschen, in welchem der in der ganzen Umgegend und weiter bekannte große Herrgott hängt, von mancherlei Schmuck umgeben. Es ist ein großes Kruzifix mit bunt gemaltem Christus.

Die Sage erzählt, dieses Kruzifix habe ehemals in dem über zwei Stunden entfernten Dorf Wirschweiler in der Kirche seine Stelle gehabt. Als sich aber die Landesherren, das pfälzische Haus, der Reformation zugewendet und die Untertanen ihnen folgten, wurden überall die Kruzifixe aus den Kirchen entfernt. Dasselbe geschah mit dem „großen Herrgott". Nachdem derselbe einige Zeit vor der Kirche gelegen hatte, kam ein Bauer aus Rapperath, band das Bild an den Schwanz seiner Kuh und schleifte es so über den Idar. An der genannten Stelle wurde es aufgerichtet und später darüber eine Kapelle erbaut.

Es sollen auch Wunder dort geschehen sein.

201. Die wunderbare Rettung.

Die Gemeinde Halsdorf (Kr. Bitburg) hatte einmal eine dicke Buche im Walde liegen, die man wegen ihrer Größe und Schwere nicht ganz nach Hause schaffen konnte. Auch war es kein leichtes Werk, sie zu spalten, weil sie so groß war und viele Knoten im Holz waren. Da beschloß man, 6 bis 8 starke Männer an das schwere Werk zu stellen. Nun meldete sich ein gewisser Schilz, ein ungemein starker Mann, die Buche allein zu spalten. Er ging ans Werk und hatte den Stamm bereits bis zur Mitte gespalten, als alle angewandte Mühe wegen der Knoten vergeblich war. Nun stellte er sich mitten in den Spalt, stemmte den Rücken gegen die eine Seite, die Füße gegen die andere Seite und drückte aus Leibeskräften. Aber es ging



nicht; die Keile sprangen heraus und Schilz war fest in den Baum eingeklemmt. In der größten Gefahr, zerdrückt zu werden, gelobte er, eine Messe lesen zu lassen, wenn er aus der Gefahr befreit würde. Da spaltete sich die Buche von selbst und er war vom sichern Tode erlöst.

202. Die Rauschenmühle an der Nette.

In der Rauschenmühle wohnten vor vielen Jahrhunderten vier geistliche Brüder. Sie besorgten hier das Mahlen für ein Kloster. Wie in allen Mühlen noch heute, so ertönte auch in der Rauschenmühle ein Glöcklein, wenn neues Getreide aufgeschüttet werden mußte. Aber der Ton des Glöckleins war so schwach, daß man es kaum in der Mühle vernahm. Vor der Tür der Mühle hörte man nichts.

Einst pochte es zur Mitternachtstunde außen an der Mühle. Als die Brüder öffneten, trat der Graf von der Laien, der im nahen Sassig seine Burg hatte, ein. Er hatte sich auf der Jagd verirrt und erzählte den Brüdern, daß er im Waldesdickicht von Zeit zu Zeit ein Glöcklein habe läuten hören, diesem nachgegangen und so zur Mühle gekommen sei. Voller Staunen erkannten alle das Wunder, das den Grafen gerettet habe.

Lange soll im Gebirge oberhalb der Rauschenmühle ein Stein den Ort bezeichnet haben, wo der Graf das Glöcklein gehört hat.

203. Der glückliche Traum.

Zu Rinzenberg im Hochwalde träumte einst ein armer Mann, er würde auf der Brücke zu Koblenz sein Glück finden. Da er dreimal dasselbe träumte, machte er sich eilig auf nach Koblenz. Drei Tage wartete er auf der alten Moselbrücke, ohne daß ihm sein Glück nahte. Da offenbarte ihm ein Mann, der ihn beobachtet hatte, daß er auch einen Traum gehabt habe, der ihm sein Glück in Rinzenberg verheißen habe. Da fragte der pfiffige Bauer, was denn zu Rinzenberg sein solle. Jener entgegenete, im Traum habe er im alten Brunnen zu Rinzenberg einen Kasten mit einem großen Schatz gesehen, aber wer an Träume glaube, sei ein Narr. Schnell machte sich nun der Rinzenberger auf den Heimweg, stieg in verschwiegener Nachtstunde in den wohlbekannten Brunnen und fand den Schatz.

„So fand er auf der Brück'
Zu Koblenz doch sein Glück."



204. Das steinerne Brot.

Während des Dreißigjährigen Krieges herrschte auch in dem Dorf Alflen (Kr. Kochem) die bitterste Not. Eines Tages sandte ein Bauer seinen achtzehnjährigen Sohn ins Kloster Martertal, um etwas Brot für die Darbenden zu erbitten. Er wurde freundlich aufgenommen, gespeist und mit einem großen Brote heimgeschickt.

An einer Brücke im Enderttale traf er ein armes Weib mit seinem Kinde, das flehentlich um Brot bat. Hartherzig wies er es ab und verwies sie auf das nahe Kloster. Dann eilte er heim. Mit Jubel wurde er aufgenommen. Aber das Brot hatte sich in Stein verwandelt. Da erkannte der Bursche seine große Sünde, erzählte dem Vater alles und eilte zur Brücke. Aber er kam zu spät: beide waren vor Entkräftung gestorben. Nun eilte er zum Kloster, beichtete seine Sünde und bat um Aufnahme, wenn auch als Knecht. Man willfahrte seinem Wunsche und bald wurde der reumütige Sünder unter die Brüder aufgenommen. Das steinerne Brot legte der Prior an eine bevorzugte Stelle in der Kirche. Die Leute sahen es mit scheuer Andacht und wurden zur Milde gegen ihre Mitmenschen bestimmt.

205. Der Fluch der Näherin.

Einst saß eine Näherin noch am späten Abend bei ihrer Arbeit in der Lichtstube. Als sie den Faden nicht schnell genug einfädeln konnte, rief sie voll Ungeduld: „Da soll doch der Böse dreinfahren.“ Aber, o Graus! Von diesem Augenblick an trafen alle Stiche, welche sie machte, ihren Finger. Sie wollte die Arbeit niederlegen, aber eine unsichtbare Macht trieb sie zur Fortsetzung, und immer schonungsloser wurden ihre Finger verwundet. Bitter bereute sie ihre Ungeduld und ihre voreilige Rede. Jetzt nähte sie einen Knopf an; drei Stiche hatte sie gemacht; nach dem vierten fiel ihr die Nadel aus den Händen: durch das entstehende Kreuz war der Zauber gelöst und die Näherin von ihrer Marter befreit.

206. Das Bäumchen am Obertor zu Ürdingen.

Am hohen Obertor zu Ürdingen wächst aus morscher Mauer ein schlankes Bäumlein hervor, das oft abgeschlagen



wurde, aber immer von neuem grünt. Damit hat es folgende Bewandtnis.

Einst wurde eine Jungfrau der Stadt angeklagt, ein schweres Verbrechen begangen zu haben. Das Mädchen beteuerte bei allem, was heilig war, ihre Unschuld, und rief zuletzt Gott selbst zum Zeugen ihrer Unschuld an. Sie wurde von den ungläubigen Richtern verurteilt, ihr Leben tief unten im Turme zu beschließen und zwar den Hungertod zu erleiden. Da rief sie den Richtern zu: „Zum Zeichen meiner Unschuld wird ein Bäumlein aus meinem Grabe emporwachsen, das niemals vertilgt werden wird. Dann wird Eure Reue zu spät kommen."

Des Mädchens und seines schauerlichen Endes wurde kaum noch gedacht, als aus der Mauer ein Bäumlein himmelwärts strebte. Da erkannten alle, daß die Richter eine Unschuldige verdammt hatten.

207. Schwurfinger wachsen aus dem Grabe.

Ein Jude zu Wülfrath (Kr. Mettmann) lag mit seinem Nachbarn lange Zeit in Streit wegen einer Wiese. In dem Prozeß, welcher daraus entstand, wurde der Jude genötigt, die Berechtigung seiner Forderungen zu beschwören. Bald darnach starb er. Aber was geschah, als man ihn begraben hatte! Siehe, da wuchsen ihm die drei Schwurfinger aus dem Grabe heraus, zum Zeichen, daß er einen Falscheid geschworen hatte.

208. Der Schäfer am Pulvermaar.

An einem bestimmten Tage im Lenz verlassen die Anwohner des Pulvermaars ihre Wohnungen und umziehen betend und singend den See. Einst, so meldet die Sage, war dieser fromme Umgang aus Lässigkeit unterblieben. Da wurde das Wasser unruhig und wallte auf, wie von der Glut eines mächtigen unterirdischen Feuers erhitzt und es begann sich höher und höher zu heben, daß es den umgebenden hohen Wall zu überfluten drohte.

Ein Schäfer, der in der Nähe seine Herde weidete, gewahrte das drohende Element und erbebte, da er wußte, daß den Talbewohnern Tod und Verderben drohte. Ahnend woher der Aufruhr des Sees gekommen sei, nahm er in Ermangelung



von Kreuz und Fahne seinen Hut von dem Kopfe, steckte ihn auf seinen Schäferstab und zog mit Gebet und Gesang, begleitet von seinen Schafen um den empörten See. Und o Wunder! Das Wasser besänftigte sich, sank mehr und mehr zurück und als der fromme Hirte zu der Stelle zurückkam, von welcher er ausgegangen war, war der Wasserspiegel ruhig und friedlich wie zuvor.

209. Die Entstehung des Sees von Laach.

Ein Schloß, ein Kloster oder eine große Stadt soll einst an der Stelle des Sees gelegen haben; für die Schandtaten ihrer Bewohner sank alles in die Tiefe und der See trat an die Stelle.

Einst ließen die Mönche zwei Taucher aus Holland kommen, um zu erfahren, was auf dem Grunde des Sees ruht. Beide tauchten hinab. Der eine Taucher kam bald wieder herauf und berichtete, er habe nichts gesehen. Der andere blieb in der Tiefe. Da tauchte der erste Mann noch einmal hinab und kam nach einiger Zeit mit seinem Gefährten an die Oberfläche. Er teilte dann mit, er habe ihn, versunken in Verwunderung, im Schalloch eines Glockenturmes sitzend gefunden. Schnell habe er ihn ergriffen und mit sich genommen. Der andere berichtete mit Entzücken von der prächtigen Stadt, die er in der Tiefe gesehen, von den großen Palästen und Kirchen, und von den Bewohnern, die sich auf den Straßen bewegt hätten. Doch waren die Taucher um keinen Preis zu bewegen, nochmals hinabzusteigen.

210. Die Entstehung des Klosters Laach.

Vor langen Jahren lebte in der Nähe des Laacher Sees auf dem Schlosse Altenburg der Pfalzgraf Heinrich II. mit seiner Gemahlin Adelheid. Beide waren fromm und gottesfürchtig und hegten schon lange den Wunsch, zu Ehren der Jungfrau Maria und des hl. Nikolaus ein Gotteshaus aufzuführen. Über den Ort, wo dasselbe erstehen sollte, waren sie lange unschlüssig. Da wurde ihnen der Ort durch höhere Erscheinungen bezeichnet. Das fromme Ehepaar sah nämlich von seinem, auf einem Berge gelegenen Schlosse aus bei nächtlicher Weile das ganze waldumkränzte Tal und den Spiegel des Sees von Lichtern und Flämmchen erhellt. An diesem Orte erbauten sie das Kloster.



211. Der Pfeil.

Über dem Hochaltar der Klosterkirche zu Prüm befinden sich zwei Gemälde; das eine stellt einen Ritter dar, der auf einem Stein steht und von seiner Gemahlin und seinem Gefolge umgeben ist; er schießt eben einen Pfeil ab. Das andere Gemälde zeigt den hl. Ansbald, wie er vor dem Altare zu Prüm das Hochamt hält, während ihm Engel einen Pfeil bringen. Diesen Gemälden liegt folgende Legende zugrunde:

Nithard, ein französischer Ritter, hatte von seiner Gemahlin Erkanfrieda keine Kinder. Er gelobte daher, dem Kloster seine Güter zu vermachen, in dessen Nähe ein Pfeil hinfliegen würde, den er eigens zu diesem Zwecke abschießen wolle. Nithard betete inbrünstig und stieg dann, von seiner Gemahlin und seinem Gefolge begleitet, auf einen Stein und schoß den Pfeil ab.

Zur selben Zeit stand Abt Ansbald vor den Stufen des Hochaltars in der Kirche zu Prüm. Da nahmen Engel den abgeschossenen Pfeil in Empfang und ließen ihn zu den Füßen des Altars niederfallen, welcher dann die reichen Güter Nithards für sein Kloster in Besitz nahm.

212. Die Johannisopfer.

Zu den Zeiten des Grafen Gerhard von Berg hauste zu Schönrath an der Agger Ritter Hans von Schönrath. Seine Gemahlin hatte ihm drei Söhne und zwei Töchter geboren, welche zur Freude der Eltern heranwuchsen. Den Eltern war es wohlbekannt, daß am Jahrestage St. Johannes drei Opfer fordere, eins im Wasser, eins auf dem festen Boden und eins in der Luft. Ängstlich hatten sie darum ihre Kinder vor diesem Tage gewarnt.

Einst war der Johannistag wieder herangekommen. Heiter verließen die Kinder das Schloß, um im nahen Forste dem gewohnten Spiele nachzugehen. Einer der Söhne gewahrte auf einer hohen Eiche einen Falkenhorst und beschloß sofort, das Nest zu holen. Die beiden andern schauten ihm nach, bis er sich zur schwankenden Krone in schwindelnder Höhe aufschwang. In diesem Augenblick brach eine Wölfin aus dem Dickicht hervor, ergriff den jüngsten Knaben und floh mit ihm. Das gellende Geschrei erschreckte den Bruder auf seiner Höhe; die Sinne vergingen ihm und er stürzte hinab. Als der



dritte das alles gewahrte, rannte er wie blind nach Hause. In seiner Verzweiflung lief er nicht über die Brücke in das Schloß, sondern stürzte in den Graben, wo er ertrank.

Man suchte zuletzt die vermißten Knaben und brachte am Abend drei Leichen ins Schloß: „Aus dem Wasser, dem Forst, der wilden Schlucht."

213. Die Silberkaul bei Eckenhagen.

In früheren Zeiten barg die Silberkaul, der höchste Berg des Kreises Waldbröl, unermeßliche Schätze. Damals verdienten die Bergleute sehr viel Geld. Aber sie sparten nicht; sie wurden stolz und gottlos und brachten ihr Geld in Saus und Braus durch; ja, ihre Kinder schon spielten übermütig mit Silbertalern.

Als einst viele Bergleute ein großes Gelage hielten und übermäßig zechten und praßten, da setzte sich ein Vöglein in das offene Fenster der Zechstube und sang helltönend hinein:

„Silberkule, tu dich zu,
Es bleibt kein Hirte bei der Kuh!"

Die Prasser hörten es, lachten und spotteten darüber. Da entlud sich des andern Tages ein schweres Gewitter über der Silberkaul. Schnell wuchsen die Bäche. Die Fluten füllten und überschwemmten den Teich zwischen Silberkaul und Heidberg, dessen Wasser die Maschinen trieb. Ein Blitz fuhr dann in seinen Damm, zerriß ihn, und das Wasser des großen Teiches durchbrauste verheerend das Tal. Die Grube Heidberg mit ihrer ganzen Belegschaft ertrank, und der Betrieb mußte eingestellt werden.

Mit der Herrlichkeit des Bergsegens aber hatte es für immer ein Ende.

214. Die Stadt Gression in Langerwehe.

In der Nähe der Kirche von Langerwehe (Kr. Düren) findet man im Boden Grundmauern alter Gebäude, Dachpfannen und dergleichen. Das sind die Trümmer der großen Stadt Gression, die sich in uralter Zeit hier weithin erstreckte. Manche Namen in der Gegend (Vorstadt, Marktplatz usw.) erinnern daran. In dieser Stadt wohnten die Heiden und die Kirche von Langerwehe war ein Heidentempel.



Gression ist wegen der Lasterhaftigkeit seiner Bewohner untergegangen. Nur die Kirche blieb von der gottlosen Stadt, welche durch eine Sintflut vernichtet wurde, übrig.

215. Die Stolzenburg im Urfttal.

Im Urfttal, zwischen Call und Dahbenden, erheben sich auf bewaldeter Felsenkuppe die Trümmer der Stolzenburg. Hier wohnte in der Vorzeit Tagen ein hartherziger Ritter, der Schrecken der ganzen Umgegend. Selbst seinen Spießgesellen ging die Hartherzigkeit und Grausamkeit des Ritters zu weit und sie hegten geheimen Widerwillen gegen ihn. Dazu war der Stolzenburger vom Teufel des Geizes besessen.

Der Stolzenburg gegenüber wohnte ein Ritter, der Bielsteiner genannt, der den Stolzenburger noch in allerlei Schandtaten übertraf. Er ließ über das Urfttal eine Brücke bauen, um darüber mit Brot Kegel zu schieben, statt es den flehenden Armen zu geben. Statt der Räder hatte er Brote an seinem Wagen.

Da nahte das Strafgericht. Eines Abends saß der Stolzenburger bei üppigem Gelage, Gottes und seiner Macht spottend. Da schwirrte auf einmal eine Schar Nachtraben an seinem Fenster vorüber. Der Mond erlosch und tiefe Dunkelheit breitete sich über die Gegend. Da entsetzte sich der Stolzenburger, als ahne er das kommende Schicksal. Er wollte beten — da, ein furchtbares Krachen — die Stolzenburg war verschwunden.

Am nächsten Morgen eilten die Leute aus der Umgegend nach der Stolzenburg. Da sahen sie nur noch die Zinnen der Burg aus einem ungeheuren Schlunde hervorragen. Der Ritter erscheint aber mitunter an der Stätte und zwar als schwarzer Hund, der die Schätze der Burg bewacht, die bis heute noch nicht gehoben werden konnten.

216. Bestrafter Übermut.

In Heerdt und Niederkassel (Kr. Neuß) waren viele gesegnete Jahre aufeinander gefolgt. Dazu war der Boden sehr fruchtbar. Da wurden die Bauern üppig und verschwenderisch. Einer von ihnen ließ seinen Pferden silberne Hufeisen mit seinem Namen lose unterschlagen, damit sie verloren gingen und dann in der ganzen Gegend der Reichtum der Niederkasseler



Bauern bekannt werden möchte. Der Pfarrer hörte von diesem Übermut. In der nächsten Predigt fand er treffliche Worte, um solches Gebahren an den Pranger zu stellen; zum Schluß rief er in prophetischem Geiste aus:

Cassel, Cassel!
Gott wird dich hassen
Mit Feuer oder Wasser!

Bald darnach kam eine furchtbare Überschwemmung über diese Ortschaften, schuf das Heerdter Loch und spülte viele hundert Morgen des besten Landes weg, alles mit Sand und Geröll bedeckend. Da war der blühende Wohlstand vernichtet.

217. Der zugeworfene Brunnen.

Gerolstein hatte früher ein eigenes Gericht, welches auch Todesurteile fällte.

Wegen eines schweren Verbrechens wurde einst ein Mann zum Tode verurteilt. Immer wieder beteuerte der Verurteilte seine Unschuld, zuletzt auf der Richtstätte. Er sprach angesichts des Todes: „So wahr bin ich unschuldig, als mein Haupt, sobald dasselbe von meinem Rumpfe getrennt ist, in diesen Brunnen da springen und sein Wasser röten wird.“ Ein zum Blutgericht gehörendes Ratsmitglied meinte, das sei ein albernes Gerede, worauf der Verurteilte entgegnete: „Gerolstein ist ratsarm und wird ratsarm bleiben.“

Als das Haupt des Verurteilten gefallen war, bewegte sich dasselbe in hüpfenden Sätzen dem Brunnen zu, hob sich in einem Bogen über die Einfassungsmauer desselben und verschwand in seiner Tiefe. Das Volk bekannte laut die Unschuld des Hingerichteten, und da niemand den Mut hatte, in den Brunnen hinabzusteigen, um das Haupt heraufzuholen, wurde derselbe zugeworfen. Über der Stelle aber errichtete man ein großes, hölzernes Kruzifix.

218. Die Wunder der Weihnacht.

Ein Bauer am Deilbach (Kr. Mettmann) wollte es nicht glauben, daß um die Mitternachtsstunde am Weihnachtstag alles Wasser zu **Wein** würde. Um seine Zweifel zu beseitigen, setzte er einmal in jener Nacht einen Topf voll Wasser vor sich auf den Tisch, stellte ein Licht daneben und legte die Uhr dazu.



Von Zeit zu Zeit kostete er das Wasser; aber gerade zur Mitternacht war es Wein geworden. Doch war es am nächsten Morgen wieder Wasser.

Als ihn seine Nachbarn am anderen Morgen nach den näheren Umständen fragen wollten, konnte er ihnen nicht antworten, denn von jener Stunde an war er taub und stumm für sein ganzes Leben.

IX. Geister.

219. Raben und Taube beim Todesfall.

Im Kloster Himmerode starb einst ein Laienbruder, ein etwas schwerfälliger, träger Mensch, der bei den übrigen in keinem besonderen Ansehen stand. Als man ihn auf die Matte legte und seinem Ende entgegensah, erschienen plötzlich zwei Raben, flogen einige Zeit um den Sterbenden herum und setzten sich endlich auf einen Balken über dem Haupte desselben. Bruder Heinrich beobachtete dies, und vermutend, es möchten Teufel sein, stand er in Erwartung, was sich weiter begeben würde. Inzwischen war an die Tafel geklopft worden und der Konvent eilte herbei. Als man das Kreuz hereintrug, flog vor demselben eine Taube, eilte auf den Balken zu und setzte sich zwischen die beiden Raben. Sie begann, mit denselben zu kämpfen, schlug bald den einen, bald den andern mit ihren Flügeln, und nachdem sie den Sieg errungen und die Raben vertrieben hatte, blieb sie auf dem Balken so lange sitzen, bis der Laienbruder gestorben, gewaschen und in den Sarg gelegt war. Als ihn die Brüder in die Kirche trugen, flog die Taube wieder dem Kreuze voran und hat sich dann nicht mehr sehen lassen.

220. Schwarzer und weißer Rabe streiten um eine Seele.

Ein kränkelnder Mann zu Disselshausen bei Schladern (Kr. Waldbroel) sagte eines Tages zu seiner Frau, sie möchte ihn für einige Zeit allein lassen, denn er habe eine wichtige Rechnung abzuschließen. Die Frau entsprach seiner Bitte und besuchte für mehrere Stunden eine Nachbarin. Der Mann schloß sich nun ein, damit er von niemand gestört werden möchte.



Als die Frau am Abend heimkam, sagte er ihr, daß seine Rechnung abgeschlossen sei. Ein schwarzer und ein weißer Rabe hätten vor ihm auf dem Tisch gesessen und sich um seine Seele gestritten. Zuletzt hätte der weiße Rabe gesiegt, und er wäre nun sicher, in den Himmel zu kommen.

221. Der Todeskampf in der Luft.

In dem Augenblick, wo jemand verscheidet, findet ein Kampf zwischen dem Guten und dem Bösen, zwischen Gott und dem Teufel, zwischen dem Licht und der Finsternis statt. Dieser Glaube herrscht noch vielfach.

Einst lag ein Greis zu Kattenbruch im Dönberg bei Barmen auf seinem Sterbelager. Als er das Ende nahen fühlte, sandte er seinen erwachsenen Sohn eiligst zu dem reformierten Geistlichen K. nach Elberfeld. Der Geistliche war sofort bereit, dem Sterbenden die Tröstungen der christlichen Kirche zu gewähren, und begab sich mit dem Burschen auf den Weg. Als sie nahe zu dem Hause gekommen waren, blieb der junge Mann plötzlich stehen und starrte einige Zeit sprachlos in die Luft. Auf die Frage des Pfarrers, was er dort sehe, erwiderte er, daß er dort einen Kampf, ein gewaltiges Ringen zwischen unbeschreibbaren Wesen gesehen habe. Der Pfarrer teilte nun dem jungen Mann mit, daß jedesmal beim Sterben eines Menschen ein Kampf stattfinde. Als sie einige Minuten später ins Haus traten, hatte der Alte ausgekämpft. Sein Tod war in demselben Augenblick eingetreten, als sein Sohn den Kampf in der Luft beobachtete.

222. Richmodis von Aducht.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts lebte zu Köln am Neumarkt ein Herr von Aducht, reich und hoch angesehen, mit seiner Ehefrau Richmodis. Mann und Frau liebten sich zärtlich, und ihre Ehe war ein Muster für alle Hauswirtschaften.

Nun trug es sich zu, daß die Pest im Jahre 1357 auch in Köln ausbrach und fürchterlich wütete. Da kam keiner mehr zu dem andern, jedermann sperrte sich ab aus Furcht, angesteckt zu werden. Frau Richmadis erkrankte ebenfalls an der bösen Seuche und erlag ihr im Laufe einiger Stunden. Da ließ man die Leiche so schnell wie möglich aus dem Hause schaffen und in aller Stille auf dem Apostel-Friedhofe beisetzen. Doch hatte

der tiefbetrübte Gatte, um seine geliebte Frau noch im Tode zu ehren, ihr ein kostbares Geschmeide und einen prachtvollen Ring ins Grab mitgegeben. Dieser Umstand war den Totengräbern nicht entgangen, und sie beschlossen, das Grab zu öffnen und sich jener Kleinode zu bemächtigen. Um die Mitternachtsstunde stiegen sie in die Gruft hinab. Sie beraubten die Frau ihres Schmuckes und waren eben bemüht, ihr den prächtigen Ring vom Finger zu ziehen, als sie sich plötzlich aufrichtete und die Frevler mit großen Augen anstarrte. Sie war nur scheintot gewesen.

Die Räuber ergriffen voll Entsetzen die Flucht; das Geschmeide und ihre Laterne ließen sie zurück. Nicht gering war aber auch der Schrecken der Frau Richmodis, als sie zu sich kam und merkte, wo sie sich befand. Sie raffte alle ihre Kräfte zusammen, stieg aus dem Sarge und versuchte dann, aus der Gruft herauszuklettern. Das gelang ihr endlich, und nun trat sie den Weg zu ihrer Wohnung an. Als sie an dem Hause ankam, lag alles im tiefsten Schlafe. Frau Richmodis mußte lange pochen, bis endlich einer der Diener aufwachte. Durchs Fenster hinaus fragte er, wer da so spät noch Einlaß begehre. Als die Frau nun ihren Namen sagte, erkannte er sofort die Stimme seiner Herrin. Er eilte hinauf in das Schlafgemach des Hausherrn, weckte ihn und berichtete, vor Angst zitternd, was er eben gehört hatte. Herr von Aducht hielt den Diener für einen furchtsamen Toren und sagte: „Eher glaube ich, daß meine beiden Pferde auf den Söller steigen und von da auf die Straße herabschauen.“ Kaum aber waren diese Worte gesprochen, so ließ sich auf der Treppe ein gewaltiges Poltern vernehmen. Mit Grauen sah Herr von Aducht, wie seine beiden Schimmel heraufkamen und sich auf den Söller begaben. Da dachte er, daß bei Gott kein Ding unmöglich sei, öffnete die Haustür und sah seine Gemahlin vor sich stehen, vor Frost bebend, aber doch lebendig. Mutig nahm er sie in seine Arme und trug sie hinauf ins Schlafzimmer. Durch sorgsame Pflege erhielt die Frau bald ihre Kräfte wieder und lebte noch eine Reihe von Jahren gesund und glücklich mit ihrem Gatten.

Noch heute sieht man aus dem Söllerfenster eines Hauses am Neumarkt zwei Pferdeköpfe von Holz hervorragen, die an die wunderbare Begebenheit erinnern sollen.



223. Die Geistermesse zu Köln.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts kam ein Bürger Kölns nach Mitternacht aus einer Gesellschaft nach Hause. Sein Weg führte ihn an der Kirche St. Maria im Kapitol vorbei. Er erstaunte nicht wenig, als er um diese ungewohnte Zeit die Kirche hell erleuchtet fand; bei näherem Zusehen gewahrte er, daß die Tür offen stand. Das veranlaßte ihn, einzutreten. Seine Verwunderung stieg aufs höchste, als er die Kirche mit Menschen gefüllt und einen Priester am Altare sah, der die Messe las. Alle Lichter brannten hell. Andächtig kniete er in einer der letzten Bänke nieder und wohnte dem Gottesdienste bei. Während desselben bemerkt er, daß sämtliche Anwesenden in eine altertümliche Tracht gekleidet waren, wie man sie vor einigen Jahrhunderten in Köln trug. Nichtsdestoweniger harrte er ruhig bis gegen das Ende der Messe aus. Als der Priester die Worte: „Ite missa est“ sprach, wandte sich sein Nachbar an ihn mit den Worten: „Nun ist es Zeit, daß Du gehst.“ Da er aber an nichts Übernatürliches dachte, so kümmerte er sich nicht um diese Worte. Bei dem darauf folgenden Segen sprach sein Nachbar nochmals zu ihm: „Jetzt ist es aber die höchste Zeit, daß Du gehst!“ Da erfaßte ihn ein solcher Schrecken, daß er, als sein Nachbar sich zum drittenmal an ihn wenden wollte, schleunig die Kirche verließ. Kaum hatte er die Türe erreicht, als sie mit einem furchtbaren Krach hinter ihm zugeschlagen wurde. Alle Lichter erloschen, und Priester und Gemeinde waren verschwunden.

224. Die Großmutter.

Großmutter wurde vom Unglück furchtbar heimgesucht; mehrere Söhne starben, drei Töchter lagen krank darnieder. Als sie so zu Bette lag und alles überdachte, zürnte sie gegen Gott. Dann schlief sie ein. Da hörte sie das Messeglöckchen ertönen. Sofort erhob sie sich, kleidete sich an und ging bei hellem Mondenschein zur Kirche. Die Kirche war gedrängt voll Menschen aber in altertümlicher Kleidung, alle fremd und mit ernsten Gesichtern. An der Tür erblickte sie einen Mann im roten Hemd, um dessen Hals ein vom Balken herabhängendes Seil geschlungen war. Ein zweiter stand dort in einem weißen Hemd, der seinen Kopf unter dem Arme trug: Da sah sich die Frau nach ihrer Nachbarin um, welche sie vor



langer, langer Zeit gesehen hatte und fragte sie, was das alles zu bedeuten habe. Diese erwiderte, daß die Anwesenden nicht ihresgleichen seien, daß sie vor Zeiten hier gelebt hätten und sich von Zeit zu Zeit hier versammelten. Die Beiden an der Tür wären aber ihre verstorbenen Söhne; wenn sie nicht gestorben wären, wären sie zu Schwert und Strang verurteilt worden und für alle Ewigkeit verloren gewesen. Da sank die Frau in Ohnmacht. Als sie zum Bewußtsein erwachte, war es heller Morgen. Bekannte umgaben sie. Sie machte sich nach Hause, dankte Gott und zürnte nie mehr mit ihm.

225. Der Sack Erde und die Schaffelle.

Ein Andernacher Bürger, Erkinbert mit Namen, ging einmal vor Tagesanbruch zu einer Gerichtssitzung. Da begegnete ihm ein Reiter auf kohlschwarzem Roß, aus dessen Nüstern Flammen und Rauch sprühten. Bald war der Reiter auf dem Wege, bald auf dem Felde; er schwankte hin und her. Erkinbert erschrak heftig, da er aber nicht ausweichen konnte, faßte er sein Schwert und ging auf den gespenstischen Reiter zu. Da erkannte er den unlängst gestorbenen Ritter Friedrich aus Kelte bei Burgbrohl; er war aber ganz mit Schaffellen bekleidet und trug einen Sack auf den Schultern. Als Erkinbert ihn fragte: „Seid Ihr es, Herr Friedrich?“ antwortete die Erscheinung: „Das bin ich!“ Erkinbert fragte, woher er komme, und was das alles bedeute. Da sagte der Ritter: „Ich komme vom Orte der Strafen. Diese Felle nahm ich einer armen Witwe ab, und jetzt brennen sie mich wie Feuer. Dann habe ich ungerechter Weise einen Acker genommen, und der Sack, den ich da schleppe, enthält Erde von diesem Acker, die drückt mich so, daß ich fast zusammenbreche. Sage meinen Söhnen, sie sollten diese Dinge wiedererstatten, dann wird mir leichter werden.“ Da verschwand der Spuk. Erkinbert teilte den Söhnen des Ritters mit, was er gesehen. Da sagten aber diese gottlosen Menschen, sie wollten lieber ihren Vater der ewigen Pein überlassen, als das unrechte Gut wiedererstatten, denn er hätte gesündigt und sie nicht.

226. Die Prozession in der Matthiasnacht.

Nach dem Volksglauben sollen in der Mitternachtsstunde der Matthiasnacht alle Leute der Pfarre, die im kommenden



Jahre sterben, ohne ihr Wissen auf dem Kirchhofe erscheinen und einen Umgang um die Kirche halten.

Ein Mann in Drove (Kr. Düren), der es nicht glauben wollte, stellte sich in einer solchen Nacht hinter einem Baume des Kirchhofes auf, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Lange wartete er vergebens. Plötzlich hörte er lautes Beten wie von vielen Stimmen, und große Angst ergriff ihn. Wer der letzte in der Prozession sei, der solle, so glaubte man, zuerst sterben. In langem Zuge schritten die Teilnehmer der Prozession an ihm vorbei. Es waren immer Bekannte, noch lebende und bereits verstorbene. Alle wandten, wenn sie an ihm vorbeikamen, den Kopf auf die Seite und sahen ihn stumm an. Der letzte Teilnehmer war er selbst. Und wirklich war er der erste, der aus der Gemeinde starb.

227. Die Geister in der Matthiasnacht.

Wer in der Matthiasnacht um 12 Uhr auf den Friedhof zu Dürscheid (Kr. Mülheim) geht, sieht dort viele Geister umgehen. Wer unter diesen einen kopflosen Geist erblickt, muß noch im Laufe desselben Jahres sterben.

Einst stand ein Mann kurz vor Mitternacht an besagtem Tage vom Kartentisch auf und lenkte seine Schritte zum Dürscheider Friedhofe, um zu sehen, ob er noch in dem laufenden Jahre sterben müsse. Wirklich sah er einen Geist ohne Kopf. Mutlos ging er heim und starb in demselben Jahre.

228. Der Geisterträger.

Wer in der Matthiasnacht genau in der zwölften Stunde geboren war, mußte später, wenn er ein bestimmtes Alter erreicht hatte, alljährlich in der Geburtsstunde Geister pöhzen (tragen).

Vor langer Zeit lebte ein solcher Mann in Obermaubach (Kreis Düren), der eine auffallend bleiche Gesichtsfarbe hatte und immer traurig und niedergeschlagen war. Er erzählte, daß er in der bezeichneten Nacht wie von einer geheimnisvollen Macht auf den Kirchhof getrieben würde, wo er dann die Geister derjenigen, die im kommenden Jahre stürben, tragen müßte. Diese Arbeit sei für ihn grauenerregend.



229. Fronsonntagskinder.

Von der Burgruine zu Saarburg, im Volksmund „Kuhzoll“ genannt, soll ein Gang nach der Saar hinabführen und in einem Hause, das vordem zur churfürstlichen Kellnerei gehörte, ausmünden.

In diesem unterirdischen Gange soll in einer großen eisernen Kiste ein ungeheurer Schatz an gemünztem Gold und Silber ruhen, der von einem großen, feurigen Hunde bewacht wird. Nur ein Fronsonntagskind kann diesen Schatz heben. Solche Kinder wandeln im Schlaf, klettern auf die höchsten Bäume, ersteigen hohe Mauern, können über Dächer und Firsten gehen. Doch darf man sie bei diesen Unternehmungen nicht wecken, weil sie sonst, wie andere Menschen, erschrecken und dann verunglücken. Auch sehen Fronsonntagskinder Geister, finden verborgene Schätze, sehen Geheimes und Zukünftiges. Aber alle Erinnerung daran ist geschwunden, wenn sie erwacht sind. Wer solche Menschen aber im Schlafe belauscht, kann ihre Geheimnisse erfahren. Solche Menschen sind auch in der Lage, böse Geister zu bannen und Schätze zu heben.

230. Geistersage.

Einst war bei einem Bauer in Lüttringhausen (Kr. Lennep) Schnibbelabend (Bohnenschneiden). Die jungen Mädchen waren emsig bei der Arbeit. Die jungen Burschen saßen plaudernd dabei. Da pochte es plötzlich auf den Schlagladen und draußen ließ sich eine hohle Stimme vernehmen, welche einen der Anwesenden aufforderte, um 12 Uhr in die Neubänke der Kirche zu kommen, denn sonst würde ein Unglück geschehen. Die ganze Gesellschaft verstummte und alle erbleichten vor Angst und Schrecken. Doch kurz vor Mitternacht erhob sich ein Bursche und ging zur Kirche. Da sah er in der einen Neubank einen sitzen, der trug eine weiße Zipfelmütze. Da war aber auch sein Mut hin; er stürzte nach der offenen Kirchtüre.

Am nächsten Morgen fand man ihn mit umgedrehtem Hals vor der Kirche liegen.

231. Der Teufel mit dem feurigen Grenzpfahl.

Als ein Bauer aus dem Dorf Ratheim (Rotheim) im Sterben lag, kam der Teufel und drohte, ihm einen feurigen Grenzpfahl in den Mund zu stoßen. Wohin der seiner Schuld sich



bewußte Bauer sich auch drehen und wenden mochte, immer war der Teufel mit dem Grenzpfahl da. Einen Pfahl von gleicher Größe und Form aber hatte der Bauer von seinem Acker in den eines dortigen Ritters, namens Godefrid, vorgerückt, wodurch er sich zugeeignet, was er dem Ritter weggenommen hatte. In seiner Angst und Not schickte er seine Leute zum Ritter und erbot sich, das Weggenommene zurückzuerstatten; zugleich ließ er ihn um Vergebung bitten. Der Ritter gab zur Antwort: „Ich werde ihm nicht vergeben; laßt den Sohn des Weibes seine Qual erdulden.“ Wiederum ertrug dieser seine Schrecken; wiederum entsendet er seine Leute, aber die Vergebung erfolgt nicht. Zum drittenmal kommen sie unter Tränen: „Wir flehen Euch an, Herr, um Gotteswillen nehmt das Eurige wieder und verzeiht jenem Unglückseligen, weil er sonst weder leben noch sterben kann!“ Da erwiderte er: „Nun bin ich gerächt und will ihm verzeihen.“ Von diesem Augenblick an verschwand die schreckhafte Erscheinung.

232. Der Grenzsteinfrevler von Abtsküche.

Ein Bauer versetzte in grauer Vorzeit zu nächtlicher Weile den Grenzstein, um sein Land zu vergrößern. Nach Jahren starb der Bauer. Als seine Angehörigen vom Leichenbegängnis zurückkehrten, fanden sie zu ihrem größten Schrecken den Toten an seinem altgewohnten Platz im Lehnstuhl sitzen, laut klagend und jammernd. Alle Versuche, den Geist zu bannen, waren vergeblich. Da entsann man sich des frommen Paters Krementines im Kloster Hardenberg zu Neviges. Den ließ man holen. Ihm beichtete der Geist des Bauern, was er getan habe. Da verkündete ihm der Pater, er habe so lange als ruheloser Geist auf Erden zu weilen, bis er seine Schuld gebüßt habe. Das sei aber der Fall, wenn er das Abtskücher Meer (Kr. Mettmann) mit einem Melkeimer leer schöpfe. Dazu müsse er mit der stumpfen Seite der Axt den Abtsküher Wald abholzen. Für jeden Baum, den er fälle, dürfe er einen Schritt nach seinem Hofe machen. Wenn er den Hof ganz erreicht habe, sei er erlöst.

Er ist aber heute noch mit der Arbeit beschäftigt. An stillen Abenden hört man, wie er das Wasser schöpft und die Bäume fällt.



233. Das Boorstücksmännchen von Simmern.

Vor mehr als 300 Jahren verrückte ein Mann, namens Rickes, am Wege nach Mutterschied einen Grenzstein, um den Acker des Nachbars in seinen Besitz zu bringen. Der wandte sich an das Gericht. Man grub an der Stelle, wo der Grenzstein gestanden haben sollte, nach und fand nur noch die „Geheimnisser", nämlich drei Wacken und drei Schlacken (die unter den Grenzstein gelegt werden). Trotzdem schwur der Rickes, an der Stelle nichts verändert zu haben. Daraufhin wurde ihm der Acker zugesprochen.

Von dieser Stunde an wurde der Mann menschenscheu. Seine Angehörigen behandelte er roh. Auch ergab er sich dem Trunke.

Eines Sonntags las seine Frau in der Bibel. Er sah ihr über die Schulter in das hl. Buch und las die Stelle: „So spricht der Herr, daß es soll kommen über das Haus derer, die bei meinem Namen fälschlich schwören." (Sacharja 5.) Da schrie der Mann laut auf und stürzte in die dunkle Nacht hinaus. Am nächsten Tage fand man ihn erhängt im Walde.

Seitdem ist es in diesem Walde nicht geheuer. Wer um die Mitternachtsstunde durch den Wald geht, muß das „Boorstücksmännche" tragen, das ihm die Gurgel zusammendrückt. Wenn jemand das Gespenst an der Stelle vorüberträgt, wo einst der Malstein gestanden hat, dann ist es erlöst. Aber diese Tat kann nur der vollbringen, der selbst ohne Fehler ist.

234. De glüentige Konellges.

Vor langen Zeiten wohnte am Kerstenplatz zu Elberfeld ein Mann, Konellges genannt. Er war sehr reich und alle Häuser an diesem Platze waren sein Eigentum. Aber auf unrechtmäßige Weise hatte er seinen Reichtum erlangt. Wegen seiner Ungerechtigkeit hatte er sich den Fluch und Haß der Bevölkerung zugezogen. Namentlich war er gegen eine Witwe auf dem Kirdel sehr hart; er betrog sie um alles, was sie besaß, und nahm ihr zuletzt ihr letztes Stück Vieh.

Endlich starb er. Unten im Hause auf dem Flur lag er auf der Totenbahre. Mit eigentümlichen Gesichtern schauten die Vorübergehenden nach dem Hause hin, als sie zu ihrem Schrecken den Toten in einer Zipfelmütze und eine lange Pfeife rauchend, zum Fenster hinausschauen sahen.



Als er beerdigt war, fand er keine Ruhe, sondern erregte lange Zeit großen Lärm in dem Hause, wo er gewohnt hatte. Darum wurde er von Pater Krementines aus Neviges nach den Kirdels Gärten, und zwar einem kleinen Buschfleck, verbannt. Zu seiner Unterstützung hatte Krementines noch einen andern Pater mitgebracht; man sah den Geist zwischen den bannenden Mönchen dem Kirdel zuschreiten, wobei jene mit ihren Lendenstricken nach ihm schlugen und ihn so zwangen, ihren Bannsprüchen zu folgen.

In jeder Martinsnacht kommt er auf den Markt und versucht, in sein Haus zu kommen. Wenn er seine Füße naß macht im Bach, muß er zurück. Er reitet auf einer Kuh und nimmt beim Ritt den Kopf ab.

235. Der Feuermann mit dem Grenzstein.

Die Bewohner der Martertaler Mühle gingen einst nach Masburg (Kr. Kochem) zur Christmette. Sie wählten den zwar verrufenen, aber bedeutend kürzeren Fußpfad. Nachdem sie ein gut Stück ihres Weges zurückgelegt hatten, glaubten sie einen eigentümlichen Ruf zu vernehmen. Da sich derselbe nicht wiederholte, nahmen sie an, sich geirrt zu haben und schritten rüstig weiter. Da stand plötzlich ein glühendes Männlein vor ihnen, welches auf einem Seitenpfade in ihren Weg einlenkte. Gesicht und alle einzelnen Körperteile konnte man deutlich an dem Männlein unterscheiden. Funken sprühten dabei von dem Männlein aus. Dieses ging vor ihnen her. Ängstlich blieben unsere Wanderer stehen, um zu beraten, was zu tun sei. Endlich folgte man dem Glühenden. Als sie sich dem Ende des Waldes näherten, wurde das Männlein immer kleiner und schrumpfte endlich zu einem Fünkchen zusammen, um dann ganz zu verschwinden. Da hörten sie über sich den Ruf: „Wohin gehört dieser Markstein?" Der Beherzteste entgegnete: „Dahin, wo Du ihn genommen hast." Da sauste ein Stein durch die Luft und fiel in geringer Entfernung von ihnen zur Erde.

Die Christmette war beendigt, als sie am Ziel ihrer Wanderung anlangten. Zur Heimkehr wählten sie einen andern Weg.

236. Feuermänner.

Viel wird im Geldernschen von „Fürkäls" erzählt. Es sollen Feuerklötze gewesen sein, die durch die Luft schwirrten,



den Menschen aber nur in Angst und Not versetzten, wenn sie gereizt wurden, was meistens durch Pfeifen geschah.

Einst kam ein alter Mann von Tönisberg spät am Abend vom Markt in Mörs. Dores und Jahn, seine Neffen, begleiteten ihn. Sie waren gerade bis an ein Feld zwischen Lind und Haag gekommen, welches „Hettschen" genannt wurde. Da sagte Dores plötzlich: „Sieh einmal über Straelen, da sind drei Feuermänner." Ich (der alte Mann) sagte: „Gib acht, ich will einmal flöten!" Das geschah. Zwei von den Feuermännern fielen hernieder, während der dritte gerade auf uns zu kam. Es läßt sich leicht denken, welche Angst wir bekamen. Der Feuermann kam immer näher und wir sahen schon die Dächer von dem Schein erglühen. Da liefen Dores und Jahn davon und ließen mich allein. Eben waren die beiden verschwunden, als der Feuermann dicht vor mir stand. Ich versuchte weiter zu gehen, aber er ließ mich nicht vorbei. Ich rief alle Heiligen im Himmel an, aber es half nichts. Endlich sagte ich zu ihm: „Bist Du von unserm Herrgott, dann geh rechts den Berg hinauf; bist Du aber vom Teufel, dann scher Dich links herauf." Und richtig, er macht links um und ging den Berg herauf. Wie es mir war, könnt Ihr denken; drei Wochen war ich krank. Aber es kam noch etwas. Einige Wochen später kam ich wieder über das Hettschen; ich war ganz allein. Da steht der Feuermann wieder vor mir. Ich machte mich wieder von ihm los, wie das letztemal. Nun geh ich aber mein Lebtag nicht mehr an der Stelle vorbei.

257. Der kühne Handwerksmeister.

Ein Handwerksmeister aus Thum (Kr. Düren) kam am späten Abend von Boich. In der Nähe seines Dorfes sah er am „weißen Busche" drei glühende Männer. Der Meister, der ein kühner Mann war und Gewalt über die Geister hatte, sprach zu seinen zwei Gesellen: „Wollt Ihr die glühenden Männer einmal in der Nähe sehen?" Als sie das bejahten, pfiff er den Feuermännern und im Nu standen sie vor ihnen. Sie sahen aus wie glühende Menschengerippe, denen man die Rippen im Leibe zählen konnte, und das Herz hing wie an einem seidenen Faden. Selbst auf den Schnallenschuhen sah man die silbernen Knöpfe. „Soll ich nun machen, daß sie



wieder fortkommen," fragte der Meister die erschrockenen Gesellen. Er stieß einen derben Fluch aus, und im Augenblick waren die Glühenden in der Ferne verschwunden.

238. Irrlicht führt ins Wasser.

Es war bereits dunkel, als ein Mann aus Leversbach von Düren kam und an der Franzensmühle hinter Kreuzau anlangte, um der Rur entlang seiner Heimat zuzusteuern. Kurz hinter der Mühle sah er ein Irrlicht (Drüggled), das hüpfend vor ihm herflog. Das ist etwas Natürliches, dachte er bei sich und schritt rüstig weiter. Plumps, da lag er im Wasser. Zum Glück war die Rur an der Stelle nicht tief und bald war er wieder auf seinem Wege. Um nicht zum zweiten Male durch das Irrlicht vom Wege zu geraten, wollte er nicht mehr auf das noch immer vor ihm hertanzende Licht achten, und er ging vorsichtig weiter. Aber ab und zu schaute er doch darauf hin. Plötzlich glitt er wieder hinunter in die Rur. Ganz durchnäßt arbeitete er sich aus dem Wasser. Jetzt war er klug und ging vorsichtig von der Rur abgewandt an dem erhöhten Rande des Weges an der anderen Seite, und tastend suchte er so von der gefährlichen Stelle abzukommen. Als er zu Hause sein Erlebnis erzählte, sagte der alte Großvater: „Hättest Du etwas Wasser über das Licht geworfen und die üblichen Taufworte gesprochen, so wäre ein Seelchen erlöst; denn die „Drüggglede" sind Seelen ungetaufter Kinder, die einen ans Wasser locken, um sie zu taufen."

239. Der Mann mit der Leuchte.

Die Feuermänner sind Seelen solcher Toten, die noch etwas abzubüßen, besonders im Leben ihren Nachbarn etwas vom Felde abgepflügt hatten. Sie kamen hier meistens vom Echtzer Schöbbisch, der ein Sammelplatz der Geister zur Nachtzeit gewesen sein soll, in das Merkener Feld. Vor etwa hundert Jahren fuhr eine Frau aus Merken (Kr. Düren) mit ihrem Knechte von der Echtzer Kirmes heim. Es war stockfinster. Da sahen sie aus dem Schöbbisch ein Licht kommen, als ob ein Mann eine Laterne trüge. Das Licht zog immer in einer gewissen Entfernung neben ihnen her. Am Eingange von Merken vergrößerte es sich zu einem großen Feuer. Die Hecken um den Garten



standen in einer Entfernung von hundert Metern wie in ein Flammenmeer getaucht, so daß es zwar schaurig, aber auch schön zum Ansehen war. Plötzlich erlosch das Feuer.

240. Das Irrlicht.

Mit hochbeladenem Wagen befand sich ein Fuhrmann auf der fast bodenlosen, vom Regen aufgeweichten Straße zwischen Mayen und Ülmen. Da überfiel ihn zudem die Nacht. Nun kam er in den Wald, der sich am Südfuß des Höchster Berges hinzieht. Voll Schrecken merkte er bald, daß er vom richtigen Wege abgekommen sei. In seiner großen Not bat er Gott um seinen Beistand. Aber die Mitternacht nahte schon und der Unglückliche sah keinen Ausweg. Da sah er plötzlich jenseits aus dem Walde Hochpochten einen grellen Lichtschein auftauchen, der auf ihn zueilte. Nach einigen Augenblicken erkannte er zwei Flämmchen, die vor den Pferden herflogen und den Weg wiesen. Vor dem Walde setzten sich die Flämmchen auf das Geschirr der Pferde und blieben dort sitzen, bis der Fuhrmann in seinem Hof angelangt war. Als er seine Pferde abschirrte, sagte er zu den Flämmchen: „Fahrt nun hin in Gottes Namen. Dafür, daß ihr mir als Leuchte gedient und den richtigen Weg gezeigt habt, gebe euch Gott das ewige Licht.“ Da verschwanden die Lichter; dafür erblickte der Mann aber zwei weiße Gestalten, die ihm sagten, daß sie durch diese Worte und sein Gebet erlöst seien, aber schon länger als 100 Jahre auf ihre Erlösung gewartet hätten. Dann schwebten die Gestalten höher und höher, bis sie verschwanden.

241. Das Irrlicht von Lutzerath.

Ein Knecht fuhr einst in der Nacht von der alten Lutzenrather Mühle nach Lutzerath (Kr. Kochem) und sah ein Irr- oder Treulicht. Er fing sofort an zu beten. Das Irrlicht aber setzte sich hinten auf den Karren. Er setzte sein Gebet fort und nun setzte sich das Licht auf den Kopf des Pferdes. Noch eifriger betete der Knecht; nun setzte sich das Licht auf seine Schulter und endlich auf einen Knopf an seiner Brust. Da fing der Knecht an zu fluchen; nun wich das Licht von ihm und sagte: „Du Seelenmörder! Hättest Du noch drei Vaterunser gebetet, so wäre ich erlöst worden; nun aber muß ich wieder lange, lange Zeit umherirren, bis einst wieder die Stunde schlägt, in der



ich erlöst werden kann. Jetzt fällt die Eichel vom Baume, wenn aus dieser Eichel ein Baum geworden, und aus den Brettern des Baumes eine Wiege gemacht worden ist, dann ist es möglich, daß ein Mensch, welcher in dieser Wiege als Kind gelegen hat, mich erlöst."

242. Der Spuk von Kasparsbroich.

Im alten Schloß zu Kasparsbroich (Kr. Solingen) trieben geheimnisvolle Wesen, Geister, seit langen Jahren ihr Unwesen. Fast allnächtlich wurde ein seltsames Getöse, welches die Bewohner des Schlosses im Schlaf störte, vernommen. Namentlich ein Eckzimmer war der Geister Lieblingsaufenthalt, und niemand wagte es, in demselben eine Nacht zuzubringen. Eine eiserne Tür befand sich an diesem Zimmer, welche niemand zu öffnen vermochte.

Aber die Geister sind 100 Jahre los und 100 Jahre gebunden. Napoleon hat nun alle Geister gebunden, und darum herrscht zur Zeit Ruhe in Kasparsbroich. Aber die 100 Jahre neigen sich ihrem Ende zu, und dann werden die Geister wieder ihr altes Wesen treiben.

243. Erscheinungen am Grabe.

Einige Schüler der Kirche zu Bonn trieben einmal während der Abenddämmerung nach beendigter Vesper im Stiftsgebäude ihre Spiele. Da sahen sie aus einem der Gräber, in welchen die Herren vom Stift beerdigt werden, eine Art menschlicher Gestalt herauskommen; sie wandelte über einige der Gräber und verschwand dann in einem derselben. Nach kurzer Frist starb einer der Stiftsherren und wurde in demjenigen Grabe, aus welchem das Gespenst gestiegen war, beigesetzt; einige Tage nachher starb wieder einer der Herren und fand seine Ruhestätte in dem andern Grabe, in welchem das Gespenst verschwunden war. Der Mönch Christian von Bonn ist bei dieser Erscheinung zugegen gewesen.

244. Der Friedhof von Zinzig.

Unterhalb Wintersdorf (Kr. Trier) lag früher ein Dorf an der Sauer, Zinzig genannt. Während des Dreißigjährigen Krieges — es soll 1640 gewesen sein — starb der ganze Ort an



der Pest aus; das Dorf verödete. Heute steht Hochwald an der Stelle. Der ehemalige Friedhof, auch heute im Walde gelegen, weist noch einige guterhaltene Grabsteine auf. Am längsten erhielt sich die Kirche; zuletzt wohnte ein Eremit bei derselben. Auch sie ist schon längst vom Erdboden verschwunden. Auf dem einsamen, verödeten Kirchhof erblicken die Bewohner des auf luxemburgischer Seite gelegenen Ortes in der Allerseelennacht oft weiße, schwebende Gestalten mit brennenden Lichtern und vernehmen Totengesang; aber die Worte verstehen sie nicht.

245. Das Klapperweib.

In Burtscheid bei Aachen geht zur Nachtzeit oft das Klapperweib um. Es ist eine Frauengestalt mit verwittertem Gesicht; der Blick ist feurig und stechend; dadurch erschreckt sie die nächtlichen Wanderer, aber auch die, welche aus den Fenstern heraus auf die Straße schauen. Das Klapperweib hat meist die Größe gewöhnlicher Menschen, vermag sich aber auch so auszudehnen, daß es zu den oberen Fenstern oder gar den Dachluken hineinschauen kann.

Es wird behauptet, es sei eine frühere Äbtin des Stiftes zu Burtscheid. Zuweilen zeigt sich die Gestalt ohne Kopf, um die Menschen noch mehr zu ängstigen.

246. Arnd Buschmanns Mirakel.

In der Herrlichkeit Meiderich, unweit der alten Abtei Hamborn, lag an der Emscher Buschmanns Hof. Im Jahre 1437 offenbarte sich eines reichen Mannes Geist, der vor mehr als 40 Jahren gestorben war, und zwar auf St. Martins-Abend. Der Geist war von Heinrich Buschmann. Er erschien seinem Enkel, Arnold Buschmann, der 25 Jahre alt war.

Am Martinsabend 1437 drängte sich dem jungen Arnold Buschmann ein großer, fahler Hund in den Weg, als ob er ihn beißen wollte. Arnold machte in seiner Angst das Kreuzeszeichen. Da stöhnte das Tier wie ein kranker Mensch. Diese Erscheinung wiederholte sich den Winter hindurch sehr oft, auch in Gegenwart von beglaubigten Zeugen. Endlich beschwor Arnold den Geist im Namen Jesu Christi. Da wandelte sich der Geist in einen alten Mann um und sprach: „Ick bin eyn geyst van krysten mynschen, as Du bys, ind ick was dyns vader



aldevader, ind meyn Name was heynrich buschmann geheysen.“ Mit schwerem Stöhnen verging er darauf wie ein Schatten. Drei Tage später erschien der Alte in dunklen Kleidern und bat Arnold, doch seine Leiden zu kürzen, und verschwand schnell.

Arnold wußte nicht, wie er dem Geist helfen sollte. Er reiste selbst nach Köln. Auf dem Rückwege erschien ihm ein Mann im roten Priestergewande, ein Geist, der all seine Not kannte. Er riet ihm, um dem Geist zu helfen, zu andächtiger Teilnahme an der Sonntagsmesse und zur Beschwörung unter gleichzeitiger Besprengung mit Weihwasser. Dann verschwand der Geist. Bei der nächsten Erscheinung beschwor Arnold den Geist und besprengte ihn mit Weihwasser. Nun offenbarte ihm der Geist, wieviel Messen er lesen lassen und wieviel Almosen er spenden müsse. Da ward der Geist endlich erlöst.

247. Der böse Maurus zu Kues.

In einem Walde bei Kues treibt ein Spuk sein Wesen. Allerlei Schabernack verübt er. Es soll der Geist des bösen Maurus aus Kues sein, der zu seinen Lebzeiten ein schlimmer Saufkumpan war. Sein Weib litt viel von dem rohen Menschen. Als Maurus einst am heiligen Pfingsttag schwer betrunken war, fiel er und starb. Zur Strafe für sein gotteslästerliches Leben muß er nun umgehen. Seinem eigenen Leichenzug soll er vom Fenster seines Hauses nachgesehen haben.

Man hörte den Geist oft, sah ihn aber niemals. Endlich war man seines Treibens müde und ließ ihn in den nahe bei Kues gelegenen Wald verbannen.

248. Der Flammenwagen des Kölner Bürgermeisters.

In den unseligen Wirren zwischen dem Kölner Kurfürsten Rupert von der Pfalz und Hermann von Hessen belagerte Karl der Kühne von Burgund lange Monate die Stadt Neuß (1474). Selbst Köln wollte der stolze Herzog einnehmen und am Rhein zu seiner Hauptstadt machen. Zu diesem Zwecke wußte er einen jungen Kölner, den Sohn des Bürgermeisters Overstolz, für sich zu gewinnen. Durch Verrat wollte er sich in den Besitz der mächtigen Rheinstadt setzen. Der Jüngling lehnte eines Abends an einem verborgenen Orte, unweit des Tores, das



den Burgundern schmählich geöffnet werden sollte. Da gewahrte er zur Mitternachtsstunde einen Flammenwagen, der daher brauste, von kohlschwarzen Rossen gezogen, welche Glut aus den Nüstern schnoben und deren Augen hell strahlten. Der Kutscher trieb die Rosse mit furchtbarer Geißel. Seine Stirne war gehörnt. Im Wagen aber kauerte der Bürgermeister, mit allen Zeichen seines Ranges geschmückt. Einen glühenden Stab hielt der Unglückliche in seinen Händen. Im Nu verschwand dem Jüngling das grausige Gesicht. Aber es hatte ihn zur Einsicht gebracht. Er legte die entwendeten Schlüssel an ihren Ort und eilte dann mit tapfern Genossen zur Bewachung des bedrohten Stadttores. Die Feinde wurden aber am Morgen übel empfangen und mußten ihre kühnen Pläne aufgeben. Karl, der kühne Herzog, war unmittelbar darnach genötigt, auch die Belagerung von Neuß aufzuheben.

Der umfahrende Bürgermeister soll sich wieder in der Franzosenzeit gezeigt haben.

249. Vom Schultheiß zu Lechenich.

Als einmal Fläminger über Meer fuhren, hörten sie aus dem Berge Vulcanus Stimmen ertönen: „Unser guter Freund Siward kommt — nehmt ihn auf!“ und er wurde unter großem Lärm in den Berg gestürzt. Er war aber Schultheiß zu Lechenich (Leggenich, Kreis Euskirchen) gewesen. Jene zeichneten sich die Zeit und den Namen der Person auf und als sie auf der Heimkehr an jenen Ort kamen, fand es sich, daß der Schultheiß an demselben Tag und in derselben Stunde gestorben war. Er ist aber ein sehr böser Mensch gewesen.

250. Kampf im Grabe.

Im Bistum Köln lebten zwei Bauerngeschlechter in tödlichster Feindschaft. Sie hatten zwei Haupträdelsführer, übermütige, hochfahrende Leute, welche immer neue Fehden anzuzetteln und fortzuspinnen wußten und es zu keinem Frieden kommen ließen. Gott fügte es, daß beide an einem und demselben Tage starben, und weil sie einer Pfarrei, nämlich Neuenkirchen (Nuenkirgen, Kreis Solingen) angehörten, so wurden sie, weil Gott an ihnen ein Beispiel aufstellen wollte, wie schlimm Haß und Zwietracht, auch in einem und demselben



Grabe beerdigt. Da ereignete sich etwas ganz Außerordentliches, ja Unerhörtes; wie es alle Anwesenden sahen, wandten sich die beiden Leichen den Rücken zu und stießen sich mit den Köpfen, den Schultern und Füßen, als wären es zwei ungebändigte Füllen. Da nahm man den Einen heraus und begrub ihn an einem entfernten Ort. Der Kampf der Toten wurde Veranlassung für die Lebenden, Frieden zu schließen und fortan einig zu leben.

251. Von der Strafe Rudingers.

In der Diözese Köln, und zwar ganz in der Nähe der Stadt Köln, lebte ein gewisser Ritter Rudinger. Dieser war so dem Trunk ergeben, daß er um des guten Weines willen alle Kirchweihen in den verschiedenen Ortschaften besuchte. Als er tödlich erkrankte, bat ihn seine Tochter, er möge ihr binnen dreißig Tagen erscheinen, und mit den Worten: „Ist es mir möglich, so werde ich es tun," verschied er. Und wirklich erschien er der Tochter und sagte: „Hier bin ich, wie Du es gewünscht hast." In der Hand hielt er ein kleines irdenes Trinkgefäß, das man „Krause" (cruselinum) nennt und aus welchem er in den Schenken zu trinken gepflegt hatte. „Vater," frug die Tochter, „was hast Du in diesem Geschirr?" Der Geist erwiderte: „Meinen Trank aus Pech und Schwefel. Immer muß ich davon trinken und kann doch die Krause nie leer trinken." Damit verschwand er, und sofort erkannte die Tochter sowohl nach dem bisherigen Lebenswandel ihres Vaters, als nach der Art der Strafe, daß wenig Hoffnung auf Errettung seiner armen Seele vorhanden sei.

252. Die Beschwörung der Geister von Ockenfels.

Ein Mann aus Linz konnte die Geister beschwören. In Begleitung einer Anzahl Linzer Bürger begab er sich einst nach Ockenfels, um die dort hausenden Geister zu beschwören. Alle beteten eifrig unter seinem Vorantritt und gingen um die Burg herum. Dreimal mußte das geschehen, dann waren die Geister verschwunden. Als man einmal um die Burg gezogen war, erhob sich ein heftiger Wind, von den Geistern entfacht. Immer wilder wurden die Geister, je weiter die mit Fackeln versehenen Männer auf dem zweiten Rundgang



vordrangen. Doch wurde dieser nicht einmal beendet, denn die Bürger stoben voller Entsetzen davon, und so sind die Geister noch in der Burg.

253. Die Meerfrau in Altwasser.

Unweit Xanten liegt ein tiefer See. In diesem See sind viele Leute umgekommen.

Einst ging ein Mann, welcher in Birten die Weihnacht mitgefeiert hatte, nach Hause. Er trug eine geweihte Weihnachtskerze. Bald kam er auf Abwege und das Licht drohte zu erlöschen im dichten Nebel. Endlich kam er in ein stattliches Haus. Plötzlich hörte er seinen Namen rufen: Heinz! Heinz! Da gewahrte er viele Töpfe. „Wer ruft?“ fragte der Bauer. „Ich bin's, Dein Großvater und Pate. Die Meerfrau hat mich in ihrem Ulkentopfe,“ antwortete die geheimnisvolle Stimme. Dann klärte diese den Bauer darüber auf, daß er sich tief im Altwasser befinde und nur seiner geweihten Kerze seine Rettung verdanke. „Du mußt eilen,“ fuhr der Großvater fort, „sonst kehrt die Wasserfrau zurück und Du bist verloren!“ Dann gab er ihm Anleitung, zu entkommen und sprach: „Schlage den Deckel auf dem Topf entzwei; lege aber die Kerze nicht aus der Hand. Ist der Deckel durch drei Schläge zerbrochen, so bekreuze Dich dreimal mit dem Schlüssel und eile hinaus. Ich will Dir dann als Licht vorleuchten. Aber schaue Dich nicht um!“ Der Bauer befolgte alles und machte sich auf den Weg, sorgte aber auch, daß seine Kerze nicht erlosch. Lange schritt er dahin, bis endlich der Nebel verschwand und die Sterne auf ihn herabfunkelten. Nun gelangte er bald nach Hause. Am Morgen sah er, daß seine Schuhe mit Schlamm bedeckt waren, obwohl alles hart gefroren war. Da wurde es ihm zur Gewißheit, daß er in Altwasser gewesen war.

254. Von einer gespenstigen Erscheinung.

Im Dorfe Stammheim (Kr. Mülheim), das in der Diözese Köln liegt, wohnten zwei Ritter, von welchen der eine Günther, der andere Hugo hieß. Während Günther sich über Meer befand, führte eine Magd die Kinder desselben, bevor sie sich schlafen legten, in den Hof, um sie ein Bedürfnis der Natur befriedigen zu lassen. Da erschien plötzlich die Gestalt einer



weißgekleideten Frau mit bleichem Antlitz und schaute über den Zaun. Die Magd konnte vor Entsetzen über die Erscheinung kein Wort hervorbringen; die weiße Frau aber ging zum Anwesen Hugos und sah dort in gleicher Weise über den Zaun; dann kehrte sie zum Kirchhof, von dem sie gekommen war, zurück. Nach wenigen Tagen erkrankte das ältere Kind Günthers und sagte: „Am siebenten Tage werde ich sterben; nach wieder sieben Tagen stirbt meine Schwester Dirina; dann wieder nach einer Woche meine kleinste Schwester.“ Und so ist es geschehen. Nach dem Tode der drei Kinder starben auch die Mutter und die erwähnte Magd; zu gleicher Zeit verschieden auch der Ritter Hugo und dessen Sohn. Der Subprior Gerlach ist ein sicherer Zeuge für diese Geschichte.

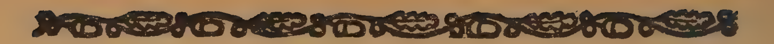
255. Die Jungfrau in der Burg Ockenfels.

In den Ruinen der Ockenfelser Burg geht eine Jungfrau um, welche dorthin verbannt ist. Nur selten begegnet sie einem Menschen. Einst aber traf sie einen Metzger und bat ihn, sie zu erlösen. Wenn er sie nicht erlösen würde, müsse sie warten, bis ein Rabe komme, der eine Eichel im Schnabel trage. Wenn er diese in der Burg Ockenfels fallen lasse, werde eine Eiche daraus hervorwachsen. Aus dem Holze derselben müsse eine Wiege gezimmert werden. Das erste Kind, was in diese Wiege gelegt würde, könne sie dann erst wieder erlösen, wenn es zu Jahren gekommen sei.

256. Die Schloßjungfrau zu Sinzig.

Vor der alten Stadtmauer zu Sinzig lag früher eine starke Umwallung; der Wallgraben ist noch an einigen Stellen sichtbar. Durch zwei Brücken über diesen Graben gelangte man in die Stadt und an die Ahr. Hier stand einst ein starkes Schloß mit vier Türmen zur Befestigung der Stadt, welches 1688 von den Franzosen besetzt und im folgenden Jahre von ihnen zerstört wurde.

Auf jenen Brücken erschien ehemals die Schloßjungfrau, früher ganz schwarz, dann halb weiß und zuletzt ganz weiß. In der Rechten trug sie einen schweren Schlüsselbund; sie winkte den Vorübergehenden freundlich zu. Manchen lockte sie auch in die Gewölbe der Burg; doch keiner hat verraten, was



ihm hier widerfahren. Die Jungfrau zeigte sich besonders dann, wenn ein großes Ereignis dem Lande bevorstand; sie schwebte dann von einer der Brücken um die Weiher durch den alten Schloßgarten und verschwand auf der anderen wieder. Ob sie ihren Gang bei Tage oder Nacht abhielt, so vernahm man unter den Erlen und Weiden, die um die Weiher säuselten, ein tiefes Stöhnen und Seufzen. Kinder, die im Schloßgarten spielten, wurden von ihr geschützt und gewarnt, wenn sie sich dem Wasser näherten. Einmal wurden sogar drei Kinder, als sie ein Sturm beim Spiel außerhalb der Stadt überraschte, von ihr aufgehoben, über die Stadtmauer getragen und hier sanft niedergesetzt.

Die Sage weiß endlich folgendes zu melden.

Einst, als die Feinde das Schloß belagerten, gab sie denselben die Torschlüssel; darauf wurde das Schloß von jenen eingenommen und zerstört. Deshalb fand sie nach ihrem Tode im Grabe keine Ruhe und wandelte hundert Jahre lang als schwarze Jungfrau in den Schloßtrümmern umher. Dann erschien sie halb weiß und endlich ganz weiß, worauf sie verschwand, weil sie ihren Frevel gebüßt hatte.

257. Die sieben weißen Damen.

Eines Tages mähte in einem Felde zu Hubbelrath bei Düsseldorf ein Mann Klee. Da entdeckte er ein Vogelnest, in welchem sieben Junge lagen. Er unterbrach seine Arbeit und überlegte, wie er die jungen Tiere retten könne. Er beschloß, den Klee an der Stelle stehen zu lassen und seine Arbeit am andern Ende des Ackers fortzusetzen. Ehe er sich an die andere Stelle begab, stand eine weißgekleidete Dame vor ihm und verneigte sich dankend. Im nächsten Augenblick entstiegen sieben weiße Damen dem Vogelnest, verneigten sich ebenfalls, winkten ihm zu und verschwanden.

258. Jakobe in Düsseldorf.

Jakobe erscheint von Zeit zu Zeit im alten Schlosse zu Düsseldorf oder geht um. Oft ist sie kopflos. Auch trägt sie wohl ihren Kopf in der Hand oder unter dem Arme.

Vor mehr als hundert Jahren erschien sie dem Prior eines Düsseldorfer Klosters und sagte ihm, daß sie nicht eher erlöst sei, als bis im Kloster die Bäume grünen würden. Der Prior



vermochte nicht den Sinn ihrer Worte zu fassen. Als aber zur Zeit der Fremdherrschaft viele Klöster beseitigt oder weltlichen Zwecken übergeben wurden, gingen Jakobe's Worte in Erfüllung: Bäume grünten dort, wo Jahrhunderte hindurch das Kloster, in dem die Fürstin erschienen war, seinen frommen Zwecken gedient hatte.

Andere halten dafür, die Erscheinung sei Jakobe's Schwägerin, Sibylle, welche das blutige Haupt der Jakobe trägt.

Noch andere glauben, es sei die Stammutter des Altena-Berg-Brandenburgischen Geschlechts, welche sich in den Räumen der alten Wohnung zeige, wenn ihrem Hause ein glückliches oder unglückliches Ereignis nahe. Diese Ahnfrau soll aus dem Geschlecht der Schwanenjungfrauen gewesen sein; nach ihr soll das Zimmer, wo sie am meisten erscheint, das Schwanenzimmer heißen.

259. Vom Owerholzmännchen.

Früher lebte in Burg an der Mosel ein Mann, der sogar am hl. Sonntag während des Hochamtes auf die Jagd ging. Zur Strafe für solchen Frevel muß er im benachbarten Owerholz umgehen. Mit seinen zwei Hunden ist er oft gesehen worden; doch hat er keine Beine.

Einmal war während der Heuernte schlechtes Wetter. Da ging am Sonntag ein Mann in die Wiesen am Fichtelwald, band sein Heu und trug es in den nahen Wald. Als er mit der letzten Bürde den Berg hinan ging, wurde dieselbe immer schwerer, bis er nicht mehr von der Stelle konnte. Er warf die Bürde nun zur Erde. Da erfolgte ein lauter Knall. Als der Mann sich umdrehte, sah er den Owerholzjäger vor sich stehen, ohne Beine und mit der Flinte nach ihm zielend. Der Mann ließ sein Heu im Stich und eilte voll Schrecken nach Hause, wo er zitternd und atemlos ankam. Er erkrankte, genas aber wieder und konnte dann erst erzählen, was ihm zugestoßen sei.

260. Rictiovar auf dem Meilenwalde.

Da der grausame Rictiovar als Geist den Trierern zu arg in der Stadt spukte, ließen sie denselben durch zwei Mönche auf den Meilenwald bannen. Die bannenden Mönche mußten



mit ihm zu Schweich über die Mosel setzen. Der dortige Fährmann wollte dazu einen Kahn nehmen; die Mönche aber bestanden darauf, daß er sich der Ponte bediene. Und das war nötig, denn sie ging bei der Überfahrt so tief, daß sie zu sinken drohte. Der Fährmann war so erstaunt darüber, daß er die Mönche nach der Ursache fragte. Einer derselben öffnete sein Oberkleid und unter demselben gewahrte der Fährmann den glühenden Geist. Derselbe wurde darauf von den Mönchen in den Meilenwald gebracht und in denselben verbannt. Dort soll er bis auf den heutigen Tag in glühendem Zustande umhergehen.

261. Das Trinenmännchesloch.

Eine Stunde von Eupen entfernt, nach Malmedy zu, befindet sich eine öde Vertiefung, welche das Trinenmännchesloch genannt wird. Ein Förster in dieser Gegend war gestorben. Nach seinem Tode und Begräbnis kam er zurück und spukte jede Nacht in seinem Hause derart, daß die Familie sich nach Hilfe umsehen mußte, um ihn los zu werden. Er wurde nun von zwei Kapuzinern in den erwähnten Talgrund verwiesen, wo er mit seinem Spuk niemand mehr belästigen kann.

262. Vom Meister Johannes.

Als Meister Johannes, Dechant von Aachen, sich noch auf der Schule befand, wurde er einmal so schwer krank, daß er beichtete und die hl. Ölung empfing; es schien keine Hoffnung mehr vorhanden, ihn dem Tode zu entreißen. Schon stieg ihm der Eiter ins Gehirn. Wie er nun so allein dalag, geriet er in Verzückung und sah ihm unbekannte Männer eintreten. Sie hatten Wagschalen in den Händen und legten kurze viereckige Hölzer vor ihn. Während diese Männer an der einen Seite des Bettes standen, erschienen drei berühmte Bekenner, der hl. Bischof Martin von Tours, der hl. Bischof Godehard von Hildesheim und der hl. Bernward und stellten sich an die andere Seite des Bettes. Jetzt legten jene Männer den Knaben Johannes auf die eine Wagschale und beschwerten die andere mit den Hölzern; als jedoch die Wagschale, auf welcher der Kranke lag, als die leichtere in die Höhe ging, legten die hl. Bekenner, zu dem Knaben noch einen kleinen Bettelbuben



in die Schale, und nun sank diese weit tiefer, als jene, welche mit den Hölzern beladen war. Sofort kam Johannes, wie er mir selbst erzählt hat, in Schweiß; es erfolgte die Krisis, und in kurzer Zeit war er von der Krankheit genesen. Jenem kleinen Bettelbuben hatte Johannes öfters Brot geschenkt und hatte ihn der Mildtätigkeit seiner Mutter empfohlen.

263. Vom Tode des Mönches Konrad.

Es ist noch kein Jahr verflossen, da sah der Mönch Lambert, als er während einer Sonntagsnacht im Chore schlief, einen vor einigen Jahren verstorbenen Kellner, Richwin in den Chor treten und ihm mit der Hand winken: „Komm, Bruder Lambert, wir gehen miteinander zum Rheine." Lambert weigerte sich jedoch, weil er wußte, daß jener tot sei, und sagte: „Verlaßt Euch darauf, ich gehe nicht mit Euch." Von Lambert so zurückgewiesen, wandte sich die Erscheinung nach der anderen Seite des Chores und rief mit gleicher Handbewegung und Anrede einen alten Mönch Konrad, welcher bereits gegen fünfzig Jahre im Orden gekämpft hatte. Dieser hüllte sich in seine Kapuze und folgte ihm. Als am folgenden Tage nach der Mahlzeit der Prior einige Mönche, worunter auch Konrad war, zu sich beschieden hatte, vernahm einer, wie Lambert zu Konrad sagte: „Glaubt mir, Herr Konrad, Ihr werdet bald sterben, denn ich habe gesehen, wie Ihr heute Nacht in dieser Kapuze dem Richwin gefolgt seid." Und er erzählte ihm die Erscheinung, wie sie sich nacheinander gezeigt hatte. „Das kümmert mich wenig," versetzte Konrad, „ich möchte recht gern baldigst sterben."

Er wurde schon am folgenden Tage krank und ist nach kurzer Zeit gestorben. Er wurde in demselben Gewande beerdigt, welches er damals getragen hatte.

264. Der fliegende Holländer auf dem Rhein.

In Honnef erzählt man folgende Begebenheit, die sich vor etwa hundert Jahren zugetragen haben soll.

Ein Schiffer aus Honnef wollte einst mit mehreren Burschen in seinem Kahn nach Oberwinter zur Kirmes fahren. Die Dämmerung war eingetreten. Als sie an der dort befindlichen Sandbank waren und mit Aufbietung ihrer ganzen Kraft



gegen den Strom ruderten, weil sie wegen der völligen Windstille kein Segel aufziehen konnten, da fuhr ein holländisches Schiff mit großer Schnelligkeit zu Berg, ohne daß Pferde auf dem Leinpfad gingen, die es gezogen hätten. Am Steuer stand ein fahler Mann, ganz schrecklich anzusehen, der starrte in die Segel, als ob er den Sturm hineinbliese. Die Segel waren ganz gewölbt, und mit dem Schiff fuhr brausend ein gewaltiger Wind einher, der aber aussetzte, sobald der Holländer vorbei war. Die Honnefer Schiffer waren starr vor Staunen und Schrecken. Sie gelobten, nie mehr um irdischer Lust willen auf dem Rhein zu fahren und haben ihren Vorsatz bis zum Tode gehalten.

265. Geister-Überfahrt.

Dem Dorfe Pommern gegenüber liegen an der anderen Seite der Mosel, am Fuße des Almeschberges, Wiesen. Das dort gewonnene Heu wird nach der Ernte in Nachen nach Pommern gebracht. Hier hielt sich auch ehemals ein Geist auf, der in der Nacht rief: „Hol über!" Auf diesen Ruf hin fuhr einmal ein Mann aus Pommern auf die andere Seite. Dann fuhr er mit dem Geiste zurück. Als er bis zur Mitte des Flusses gekommen war, wurde der Geist so schwer, daß der Nachen unterzugehen drohte. Da erschrak der Fährmann und rief im Gebet den Schutz des Himmels an. Aber der Geist lachte laut auf und verschwand. Dabei erhielt der Nachen einen solchen Stoß, daß er am Ufer von Pommern weit aufs Land geschoben wurde.

266. Der unsichtbare Fährmann.

Als die Schweden ins Land kamen, flohen die Leute von Burg an der Mosel mit ihrem Vieh in den Wald. Da blieb im letzten Haus des Oberdorfs in der Eile eine kranke Frau mit ihrem in der Wiege liegenden Kinde zurück. Die Frau wurde sofort von den wilden Kriegern ermordet. Als das Kind sie aber mit seinen unschuldigen Augen anguckte, konnten sie ihm nichts tun. Da warf aber ein Wüterich die Wiege um,daß das Kind darunter lag und stach es nun mit seinem Säbel durch die Kissen tot.

Heute noch kommen die Schweden oft nachts mit einem Nachen über die Mosel. Man hört aber nur, wie sie auf der



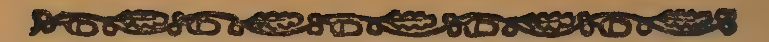
andern Seite einen Nachen losmachen und die Kette hinwerfen. Dann hört man den Nachen herüber kommen und den Fahrbaum auf den Grund aufstoßen. Unsichtbar fährt dann nach einiger Zeit der Nachen zurück.

267. Das Geisterschiff.

Ehedem spukten so viele Geister im Siebengebirge, daß mit allem Ernste an deren Beseitigung gedacht werden mußte. Es fand sich auch ein frommer Mönch, der geneigt war, das schwere Werk zu übernehmen und die lästigen Gäste zu bannen. Er dingte zu dem Ende einen Schiffer, welcher ein größeres Fahrzeug besaß, und trieb durch seine Bannsprüche alle Geister in das am Lande ankernde Schiff. Dann befahl er dem Schiffer, abzufahren. Mit diesem Schiffe wurden alle Geister des Siebengebirges ausgeführt. Sie waren jedoch nicht sichtbar, belasteten aber das Schiff so, daß sein Bord nur einige Finger breit aus dem Wasser aufragte. Die Geister sollen ins Meer hinein gesteuert worden sein.

268. Meineidige.

Vor vielen Jahren ging an einem späten Abend ein Mann von Kaisersesch nach Masburg. Er hatte lange im Wirtshause zugebracht und war angeheitert, als er seinen Weg antrat. Darum schleppte er sich nur mühsam vorwärts. Im Escher Busch versagten seine Beine völlig den Dienst. Da sah er, daß drei Männer auf einem Baumstamm saßen. Voll Freude ging er zu ihnen und grüßte sie mit den Worten: „Na, Ihr Jungen, sollen wir uns eine anmachen?“ Langsam wandten auf diese Anrede hin die drei Männer sich dem späten Wanderer zu, gaben aber keine Antwort und Totengesichter grinsten ihn an. Doch der Mann setzte sich in seinem Rausche zu ihnen und sie wurden bald gesprächig. Sie teilten ihm mit, daß sie vor langer Zeit den Busch durch einen Meineid ihrer Gemeinde genommen hätten, zur Strafe dafür aber nun in dem Walde umgehen müßten. Dann baten sie den Masburger, dies am Gericht anzugeben, damit sie erlöst würden. Als der Mann entgegnete: „Wie soll man mir dies aber glauben?“ da nahm einer der Dreien einen dürren „Dallen“, reichte ihm denselben und sagte: „Wenn Du am Gericht für uns eintrittst und diesen



dürren Zweig vorzeigst, wird er grünen." Jetzt verging unserm Mann der Rausch. Unheimlich aber wurde ihm vollends, als einer der Gesellen seinen Hut berührte, wobei es dem Manne war, als würden glühende Kohlen auf seinen Kopf gelegt.

Wie der Mann nach Masburg kam, wußte er später nicht mehr. Todkrank legte er sich zu Bett und starb nach wenigen Tagen. Der Hut mit den eingebrannten Fingermalen war noch lange in Masburg zu sehen.

269. Verstorbener als Eichenstumpf.

Vor vielen Jahren wanderte ein Mann des Nachts von Weißenturm nach Bassenheim. Gerne hätte er eine Pfeife geraucht. Da er aber nur ungeschnittenen Tabak hatte, mußte er auf diesen Genuß verzichten. Sein Weg führte ihn durch die „Kettger Holl"; rechts und links an der Böschung standen viele Eichenstümpfe. Unser Wanderer trat nun an einen heran, um auf demselben seinen Rollentabak zu schneiden. Eben war er im Begriff, seine Pfeife zu stopfen, als der Stumpf anfing, sich zu bewegen, sich vergrößerte und zuletzt die Gestalt eines kürzlich Verstorbenen annahm und mit hohler Stimme sprach: „Sieh, wie Du mir den Kopf zerschnitten hast; wärest Du nicht ein so guter Freund von mir gewesen, so müßtest Du sofort sterben." Dann schrumpfte die Gestalt wieder zum Stumpfe zusammen.

Schweißbedeckt langte der Mann zu Hause an. Allein wagte er fortab nicht mehr in der Dunkelheit an dem Stumpf vorbeizugehen.

270. Ekerken.

Bei dem Dorfe Elten, eine halbe Meile von Emmerich im Herzogtum Kleve, war ein Geist, den die gemeinen Leute Ekerken (Eichhörnchen) zu nennen pflegten. Er sprang auf der Landstraße umher und neckte und plagte die Reisenden auf alle Weise. Etliche schlug er, andere warf er von den Pferden ab, anderen kehrte er Karre und Wagen unterst zu oberst. Man sah aber mit Augen von ihm nichts als eine menschlich gestaltete Hand.



271. Der Geist bei Frixheim.

Bei Frixheim (unweit Köln) liegt ein Feld, Hehmenstall genannt, auf dem zur Nachtzeit ein Geist umgeht.

Einst kam ein Bauer dort vorüber, welcher zur Nachtzeit nach Köln wanderte. Da wurde er von dem Gespenst angehalten und beauftragt, in Köln eine genau bezeichnete Straße aufzusuchen, dort nach einem bestimmten Hause zu fragen und im Keller desselben sich zu erkundigen, wie lange der Unstäte noch am schwarzen Kreuze zu wandern habe. Das schwarze Kreuz steht am Hehmenstall. Nachdem der Bauer seine Geschäfte in Köln besorgt hatte, entledigte er sich des geheimnisvollen Auftrages. Er fand alles, wie es ihm gesagt worden war. Auf seine Frage wurde ihm die Antwort zuteil: „Jahr und Tag!" Dann trat der Bauer den Heimweg an. Am Abend kam er in die Nähe von Frixheim. Da die Begegnung der vergangenen Nacht ihn mit Schrecken erfüllt hatte, machte er einen Umweg, um einem zweiten Begegnen auszuweichen. Aber das half nichts; am „Finkenpütz" erwartete ihn der Geist, welchem er getreulich die in Köln erhaltene Auskunft übermittelte. Da dankte der Geist dem Manne, lachte vor Freude, daß er nun bald von seiner ruhelosen Wanderung erlöst sein werde und verschwand im nächtlichen Dunkel.

272. Berggeist zeigt eine Erzader an.

Es war die Zeit, als die Bergleute von Gressenich und Umgegend auf eigene Faust nach Erzen suchten, die sie dann zur Schmelze brachten. Nach der Menge und Güte der Waren wurden sie ausbezahlt. Ein frommer Bergmann, der sehr arm und dazu noch mit einer zahlreichen Kinderschar gesegnet war, stand einst vor seinem wenig ergiebigen Ort (d. i. die Stelle, wo gegraben wird). Plötzlich stand hinter ihm ein seltsam großer Mann, grüßte ihn mit dem bergmännischen Gruße „Glück auf!" und fragte ihn nach seinem Ergehen. Der Bergmann faßte Vertrauen zu dem Fremden, klagte ihm, daß er eine zahlreiche Familie habe, aber sein „Ort" stehe so schlecht und werfe nichts ab, und so müsse seine Familie darben. Der Fremde, der der Berggeist war, sagte zu ihm: „Graf e wennig wigger (weiter) dörch, dann könns de op schünn Ehz!" Der Bergmann tat es und stieß auch wirklich auf ein schmales Äderchen mit feinstem Erze. Mit neuem Mute grub er weiter.



Seine Ausdauer wurde belohnt; denn auf einmal wurde die Ader breiter. Erfreut füllte er sein Säckchen voll und trug es hinauf zutage. Oben angekommen, begegnete ihm ein feiner Herr, in dem er den fremden Bergmann in den Gesichtszügen wiedererkannte, nur daß er jetzt nicht in Bergmannstracht erschien. Der Fremde fragte ihn: „Häß de jetz Ehz fonge?“ „Jo, ich hann schünn Ehz fonge. Dat es et ieschte, wat ich dovann erusbränge,“ antwortete der überglückliche Bergmann „Nu loß mich ens kicke, wat du dann em Säckelche häß.“ Der Mann legte sein Säckchen ab und zeigte dem Fremden sein Erz. Was aber war das! Vor Verwunderung konnte er kein Wort hervorbringen; denn das vermeintliche Erz war pures Gold. Beglückt und ganz gerührt dankte er dem Fremden für seinen Rat. Dieser aber entfernte sich freundlich lächelnd.

273. Dellmannshof.

Nicht weit von Tönisberg liegt das alte Geldernsche Lehensgut „Dellmannshof“. Manche Sagen hausten dort:

In mondhellen Nächten, aber nur zu bestimmten Zeiten geht dort eine schwarzgekleidete, verschleierte Dame um „de schworte Marie“. Ein kleines Körbchen trägt sie am Arm. So tritt sie aus dem hintern Teil des Schlosses heraus und wandelt am großen Weiher dahin. Wenn sich ein Mensch naht, so faßt sie ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, schleppt ihn zum Weiher und versenkt ihn in demselben, wenn seine Kraft zu schwach ist. Wenn aber jemand mit Licht erscheint, verschwindet die Dame sofort. Im Hause selbst soll ein vermauertes Zimmer sein, das Zimmer der „schworten Marie“. Niemand kann lebend in dies Zimmer treten.

Auf der Landstraße, welche an Dellmannshof vorbeiführt, liegt in Vollmondnächten ein großer, schwarzer Klotz, der Ähnlichkeit mit einem dicken Holzscheit hat. Kommt ein Wanderer heran, so richtet sich das Ungetüm auf und wird zu einem großen Kalbe mit einem Hundskopf, das jedem den Weg versperrt, zuweilen auch hinter dem Wanderer hergeht. Fuhrwerk bleibt plötzlich mitten auf der Landstraße stehen. Die Pferde zittern, schwitzen und können nicht vorwärts gebracht werden. Erst das Kreuzeszeichen löst den Bann.

In der Nähe des Rittergutes will auch mancher zur Nachtzeit eine sehr derbe Ohrfeige empfangen haben.



X. Glockensagen.

274. Die „Sauglocke“ von St. Cäcilien zu Köln.

In Köln wurde um das Jahr 613, als Cunibert Bischof war, eine Glocke durch ein Schwein aus einem Sumpfe aufgewühlt, welche noch in der Kirche St. Cäcilien, in dem 1787 erbauten Turme hängt und die „Sauglocke“ genannt wird. Selten pflegte man diese Glocke zu gebrauchen. Nur bei drohenden Gewittern und beim Absterben eines Stiftsfräuleins wurde sie geläutet. Auch am Matern- und Cäcilientage wurde sie angezogen.

275. Die Glocke von St. Aposteln zu Köln.

Das Stift zu den hl. Aposteln wollte neue Glocken gießen lassen. Ein sehr geschickter Glockengießer, Albero, übernahm das Werk. Die beiden kleineren Glocken hatte er glücklich vollendet. Bei der dritten zersprang die Form; die Glocke mußte zerschlagen und neu gegossen werden. Der Meister ging rasch ans Werk. Während des Gusses wurde er nach Aachen zu einer dringenden Arbeit gerufen. Vor seiner Abreise befahl er seinem Lehrling, die mißlungene Glocke zu zerschlagen und alles zum Guß vorzubereiten, damit er, der Meister, nach seiner Rückkehr von Aachen sogleich denselben vornehmen könne. Der Meister zog nach Aachen und trat dann den Rückweg nach Köln an. Wie er nach Melaten kam, sah er seinen Lehrling, welcher erfreut ihm entgegeneilt und ihn auf das Geläute aufmerksam macht, welches eben vom Turm der Apostelkirche herab hell und feierlich ertönt. Er teilt dem Meister mit, daß die Stiftsherrn unwillig geworden seien und ihn fast gezwungen hätten, den Guß zu unternehmen. Er habe dann das Werk unternommen und dieses sei über alles Erwarten gelungen. Dann bat er flehentlich den Meister um Entschuldigung. Der Meister aber, der glaubte, in seiner Kunst verdunkelt zu werden, erstach in blinder Wut den Knaben. Nach geschehener Tat wurde er sich der Größe seines Verbrechens bewußt. Er lud den Gemordeten auf sein Roß und stellte sich freiwillig dem Gericht. Er wurde zum Tode durchs Schwert verurteilt. Vor seinem Tode erbat er sich noch die einzige Gnade, daß man bei seiner Hinrichtung mit jener verhängnisvollen Glocke läuten



möge, zur Warnung für alle, welche ihren Zorn nicht zügeln können. Das geschah. Die Glocke aber hieß fortan „Armesünderglocke".

276. Leukergrub.

Für die Saarschiffer ist bei „Leukergrub" (Kr. Saarburg) eine gefährliche Stelle. Vor vielen Jahren fuhr ein begüterter Schiffer für den Kurfürsten stets zwischen Trier und Saarburg. Der Kurfürst hatte einst drei Glocken in Niederleuken gießen lassen (Karl, Kaspar und Melchior). Am Dreikönigstag sollten sie in Trier zum erstenmal geläutet werden. Der Schiffer verpflichtete sich, trotzdem die Saar mit Eis ging, die Glocken zur rechten Zeit nach Trier zu schaffen. Früher hatte er immer den hl. Nikolaus an der Grub gegrüßt und seine Mütze vor dem Standbild des Heiligen, welches dort auf dem Felsen steht, gezogen. Als er aber reich geworden war, unterließ er das. Darum riefen ihm die Knaben aus Niederleuken immer zu: „Die Kaap (Mütze) ab!" Ein älterer Mann ärgerte sich über den Schiffer, rief aber den Kindern zu: „Laßt ihn gehen. Der hl. Nikolaus wird ihn schon lehren, die Kaap abziehen." Dieser Schiffer lud die Glocken in Leuken ein und stieß ab, um das richtige Fahrwasser zu gewinnen. Da drängte sich eine mächtige Eisscholle zwischen Schiff und Ruder. Das Schiff drehte sich infolgedessen und rannte in der Grub auf einen Felsen. Dort zerschellte es und die Glocken sanken in die Tiefe. Auch der Schiffer fand seinen Tod in den Wellen. Seitdem sitzt er noch immer in der Grub und muß am Christ- und Dreikönigsfest die drei versunkenen Glocken läuten. Er muß aber auch läuten, wenn jemand in der Saar ertrinkt und nicht mehr gefunden wird, da einem solchen auf Erden keine Glocke geläutet werden kann. Die Niederleuker können in der Christ- und Dreikönigsnacht das Geläute hören.

277. Der Glockenguß auf dem Kirchbeuel bei Honnef.

Auf dem Kirchbeuel zu Honnef wurde einst eine Glocke gegossen. Während des Gusses entfernte sich der Meister, um in Rommersdorf noch mehr Glockenspeise zu holen. Sein Lehrling aber, den er zur Hut zurückgelassen hatte, goß inzwischen die Glocke fertig, lief dann dem Meister entgegen und meldete



ihm den beendeten Guß mit den Worten: „Ich gratuliere Euch zu der neuen Glocke!" — „Wie, hast Du die gegossen?" fragte der Meister. Auf die bejahende Antwort des Burschen stieß jener ihm sein Messer in die Brust mit den Worten: „Dann wirst Du keine zweite mehr gießen."

Zum Andenken an diese Mordtat wurde an der Stelle ein Steinkreuz errichtet, welches jetzt in eine Gartenmauer eingefügt ist.

XI. Schatzsagen.

278. Das goldene Kalb im Kaskeller zu Trier.

Im Kaskeller soll sich ein goldenes Kalb aufhalten, das von einem Drachen gehütet wird. Aber eine schöne Jungfrau in weißen Gewändern sitzt auf dem Rande eines Brunnens und wartet auf ihre Erlösung. Diese erfolgt, wenn sie von einem Menschen in den Brunnen gestürzt wird. Diesem Erlöser werden auch alle Schätze des Kaskellers zuteil. Die verzauberte Jungfrau heißt Katholdis.

279. Der Schatz im Kloster Marienburg.

Am Abhang der Marienburg schnitt einst ein Mädchen aus dem nahen Briedel Gras. Da nahten ihm zwei Nonnen und winkten solange, bis es in die Trümmer des Klosters und in ein unterirdisches Gewölbe folgte. Dort standen zwei eiserne Kisten, auf denen eine feurige Schlange mit einem Schlüsselbund lag. Die Nonnen baten das Mädchen, mit seinem Munde die Schlüssel aus dem Munde der Schlange zu nehmen; dann wären die beiden Kisten mit dem großen Goldschatz sein Eigentum; doch müsse es die eine Kiste den Armen schenken. Zweimal machte das Mädchen den Versuch, diesem Wunsche zu entsprechen, wenn es aber mit seinem Gesicht näher kam und die feurigen Augen der Schlange sah, fuhr es mit Entsetzen zurück und lief fort. Da riefen ihm die Nonnen nach: „Seelenmörderin!"

280. Der Schatz von Disibodenberg.

Allgemein herrscht in der Umgegend der Glaube, daß in den Kellern des Klosters noch verborgene Schätze ruhen. Einst soll es einem Juden fast gelungen sein, diese zu heben. Er hatte



sich ein Nachtlager in einem Klosterkeller gemacht. Da träumte ihn, große Helligkeit umgebe ihn. In dieser sah er einen Steintisch vor sich, der über und über mit Goldstücken bedeckt war. Um den Tisch herum saßen die zwölf Apostel. Petrus sprach zu ihm: „Wenn Du dreimal um den Tisch läufst, ohne das Gold anzublicken oder zu berühren, ist alles Dein!“ Der Jude begann sein Werk. Als er den dritten Rundlauf fast beendet hatte, ließ Judas ein Goldstück vor seine Füße rollen. „Was Du hast, das hast Du!“ dachte der Jude und haschte das Goldstück. In demselben Augenblick empfing er eine derbe Maulschelle; die Glocke in Staudernheim schlug eins und um ihn herum war alles dunkel. Das Goldstück besaß er aber und tröstete sich damit. Der Schatz ist noch ungehoben. Er wird nur dem zuteil, der keinen Betrug geübt hat und ohne die Absicht, Schätze zu finden, in einer bestimmten Nacht an dem bestimmten Platze übernachtet.

281. Der Schatz von Otzenhausen.

In dem ungeheuren Hunnenring von Otzenhausen (Kreis Trier) soll in einem trockenen Brunnen seit sehr alten Zeiten eine goldene Kutsche vergraben liegen. Nach der Sage kann niemand sie in seine Gewalt bringen. Trotzdem gruben einst zwei Männer danach. Sie fanden auch die Kutsche und der eine Mann hatte schon die Deichsel gefaßt, um sie herauszuziehen, als er zufällig nach oben schaute und dort den Teufel erblickte, der an einem Zwirnfaden einen Mühlstein schwebend über den Männern hielt. In seinem Todesschrecken ließ er die Deichsel fahren. Die Kutsche sank zurück und wurde nie wieder gesehen.

282. Das Goldfeuer bei Saarburg.

Einst fuhren einige Saarburger Männer flußaufwärts, um Holz zu holen. Am Ziele angelangt, zogen sie ihren Nachen ans Land. Dann schritten sie in den Wald hinein. Da sahen sie an einer dunkeln Stelle ein Feuer leuchten. Um dasselbe herum saßen drei Männer von wildem Aussehen; sie trugen eigenartige, dreieckige Hüte. Auf den Gruß der Schiffer erwiderten sie kein Wort. Da sah einer der Schiffer, daß seine Pfeife nicht mehr brannte. Er trat näher und sagte: „Ich darf mir doch wohl eine Kohle von Eurem Feuer auf meine Pfeife legen.“



Als keine Antwort erfolgte, nahm er eine Kohle, was die drei Männer ruhig geschehen ließen. Als ihm nach kurzer Zeit die Pfeife wieder ausging, nahm er sich eine neue glühende Kohle. Ebenso ging es ein drittes Mal. Da erhoben sich die drei geheimnisvollen Männer und sagten: „Aber jetzt nicht mehr!" Da wurde der Schiffer von Grauen gepackt; er sah zugleich, was da brannte, nämlich ein großer schwerer Haufen Gold. Nun wurde ihm klar, weshalb seine Pfeife immer so schnell erloschen war. Er ließ nun alles fallen und suchte sich der Nähe der Unseligen durch eilige Flucht zu entziehen. Seine Gefährten folgten ihm. Schnell ruderten sie in die Mitte des Flusses und eilten mit aller Macht heimwärts, trotzdem sie kein Holz hatten. Niemals haben sie jene Waldstelle wieder besucht.

283. Das Schatzfeuer in Bacharach.

Neben dem Rathause zu Bacharach wohnte einst ein gewisser Minola. Er war ledig und lebte mit einer mürrischen Haushälterin zusammen.

Einst wurde diese in der Nacht durch einen hellen Feuerschein getäuscht und veranlaßt, aufzustehen und Feuer zu machen. Als dieses nicht brennen wollte, sah sie unter dem Bogen des Rathauses roten Feuerschein. Da eilte sie schnell hinzu und bemerkte einen großen Kohlenhaufen. Ein großer schwarzer Mann mit einem großen, schwarzen Hund saß dabei. Zwar gruselte sie bei diesem Anblick, aber sie trat freundlich grüßend hinzu und bat um etwas Feuer. Auf den Wink des Schwarzen ergriff sie einige Kohlen und eilte heim. Doch waren dieselben erloschen, als sie die Kohlen auf den Herd schüttete. Nun ging sie abermals zum Feuer unter dem Rathausbogen und teilte ihr Mißgeschick dem Unheimlichen mit. Da sah sie der Mann drohend an und der Hund knurrte. Er drohte, ihr den Hals umzudrehen, wenn sie zum dritten Mal käme. Sie nahm wieder einige Kohlen und trippelte davon; sie war aber froh, als die Tür hinter ihr ins Schloß fiel. In diesem Augenblick schlug es eins vom Kirchturm. Da merkte sie, daß es die Geisterstunde gewesen und in welcher Gefahr sie geschwebt hatte. Schaudernd ging sie zu Bett, konnte aber keinen Schlaf finden. Am Morgen erhob sie sich zeitig und konnte nun mit geringer Mühe ihr Feuer anzünden und Essen



kochen. Aber die Kohlen, welche sie unter dem Rathausbogen geholt hatte, waren zu Gold geworden. Davon wurde das Hospital zum heiligen Geist gestiftet.

284. Der goldene Pflug auf Neuenahr.

Im Innern des Burgberges von Neuenahr sollen große Schätze verborgen sein, namentlich ein goldener Pflug.

Einst wurde ein Bauer von einem Zwerg an die Stelle des ehemaligen Schloßbrunnens geführt. Dort erklärte der Zwerg dem Bauer, er könne den Pflug in einer bestimmten Nacht heben, aber nur schweigend. Der Bauer grub und fand den Pflug. Aber da erschien ein feuriger Riese. Voll Entsetzen schrie der Bauer laut auf. Da sank der goldene Pflug in die Tiefe zurück. Seitdem hat man die Stelle des Brunnens nicht mehr gefunden.

285. Die verwünschte Prinzessin.

Einige Stunden von Birkenfeld entfernt liegt im Hochwald der Vierkessel, wo einst ein Nonnenkloster gestanden haben soll. Über diesem Tale liegt das Vorkastel. In den gewaltigen Felsenmassen desselben wollen die Bewohner jener Gegend den Rest einer mächtigen Burg erkennen. Noch heute sollen die Gewölbe der Burg vorhanden sein, wenn nur jemand den Eingang finden könnte, denn dort liegen große Schätze und viel Wein, aber in seiner eigenen Haut, weil die Fässer längst vom Alter gefault und abgesprungen sind.

In einem Gewölbe steht noch eine hohe schöne Kutsche mit einer goldenen Deichsel, so nahe am Ausgang, daß ein Hahn sie herausziehen könnte. Und in der Kutsche sitzt die schönste Prinzessin von der Welt und harrt schlafend auf ihre Erlösung. Wer sie aber erlösen will, der muß durch einen engen Gang in das Gewölbe kriechen. Aber dort hängt ein schwerer Mühlstein an einem seidenen Faden und ein greulicher Riese steht dabei, um den Faden durchzuschneiden, wenn man durchkriechen will. Schon mancher Mensch ist von Geistern an die Stelle geführt worden, um sie selbst und die Prinzessin zu erlösen, und es wurde ihm fest versprochen, daß ihm nichts Böses widerfahren würde. Wer aber den drohenden Schrecken gesehen hat, ist umgekehrt und niemand hat bis heute das Wagestück ausgeführt.



286. Von den ehemaligen Klöstern im Hochwald.

Als das Christentum im Hochwalde sich ausbreitete, entstanden dort auch viel Klöster. So das Salwiner Kloster zwischen Berfink und Tranenweiher, von welchem noch viele Schätze in einem tiefen Brunnen vergraben liegen. Im Ramstal lag das Kloster Ramstein. Auf dem Dollberg war ein Mönchs- und im Vierkessel, nahe dem Stäbel, lag ein Nonnenkloster.

Der Hochwald war so voll von Mönchen, daß noch jetzt der breite Weg, welcher vom Idarkopfe aus über den Kamm des Hochwaldes bis gegen Trier hin läuft, die Pfaffenstraße genannt wird.

Aber ihr Leben war nicht, wie es sein sollte und sie trieben vielen Unfug. Die Mönche auf dem Dollberge machten sich sogar eine Brücke von Leder hoch über das Tal der Tran, um die Nonnen in Vierkessel zu besuchen.

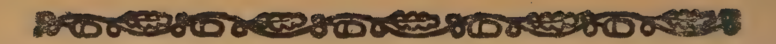
Die Klöster wurden später zerstört; aber in den übrig gebliebenen Gewölben liegen noch viele Schätze vergraben, die nur derjenige heben kann, den die umher wandelnden verdammten Seelen, die sich zuweilen den Sterblichen zeigen, dazu auffordern. Sie treten nächtlich an die Menschen heran, bitten sie, sie zu erlösen und versprechen ihnen die verborgenen Schätze, dürfen jedoch die Gefahren nicht verschweigen, die sie bedrohen.

Wenn dann die Sterblichen sich nicht dazu bereit zeigen, verschwinden sie seufzend und klagen, daß wieder Jahrhunderte lang die Qualen ihrer harren. So trat einst ein Geist vor einen Müller am Etzberge und verlangte Erlösung von ihm. Als dieser sich weigerte, sprach der Geist: Dann muß ich wieder warten, bis die Eichel, die oben im Walde fällt, zu einem großen Baum geworden und derjenige wieder zum Mann erwachsen ist, der in einer Wiege lag, die aus den Brettern dieses Baumes gemacht wurde!

287. Die Schlange von Oberkayl.

Zwischen Oberkayl und Niederkayl bei Kyllburg befindet sich eine Anhöhe, auf der in alter Zeit ein Schloß gestanden haben soll; einiges Mauerwerk ist davon erhalten geblieben.

Eines Abends kamen einige Arbeiter an dem ehemaligen Schloßtor vorüber. Da stand ein schneeweißes Fräulein und verlangte von einem der Arbeiter, erlöst zu werden. Auf seine



Frage, wie das geschehen solle, erhielt er zur Antwort: „Ich werde als Schlange kommen und im Munde einen Schlüssel tragen; diesen Schlüssel mußt Du mit Deinem Munde nehmen. Mit diesem Schlüssel öffnest Du dann die Kellertür dieses Schlosses. Dann findest Du ein Faß, welches mit Gold, ein anderes, welches mit Silber, und ein drittes, welches mit kleinem Gelde gefüllt ist. Das Geld des letzten Fasses teilst Du an die Armen aus; das übrige ist Dein Eigentum.“ Der Arbeiter war bereit, das Fräulein zu erlösen. Sofort erschien das Fräulein als eine Schlange, welche einen Schlüssel im Munde hatte. Sie schlang sich dem Arbeiter um die Füße und von da bis zu seinem Halse herauf. In diesem Augenblick wurde der Mann von Grausen erfaßt und rief: „Jesus, Maria, Josef! steht mir bei!“ Da seufzte der Geist laut auf und sprach: „Nun bin ich 700 Jahre gegangen, ohne erlöst worden zu sein, und muß nun wieder 700 Jahre gehen, bis nochmals die Stunde schlägt, in der ich erlöst werden kann.“

XII. Landesgeschichtliche Sagen.

288. Die Gründung Triers.

Die Gesta Trevirorum erzählt folgendes von der Gründung der Stadt:

Zur Zeit Abrahams lebte im Morgenlande der König Trebeta, des Ninus Sohn und der Stiefsohn der Semiramis. Seine Stiefmutter faßte eine heftige Liebe zu ihm und da er ihre Anträge zurückwies, trachtete sie ihm nach dem Leben. Da floh er mit seinen Genossen. Nach langen Irrfahrten kam er ins Moseltal, ließ sich dort nieder und baute eine Stadt, die er Treviris nannte. Als er gestorben war, ließ ihn sein Sohn Hero verbrennen und bestattete ihn auf dem Hügel Mons Juranus, nahe bei der Stadt.

289. Der Kaskeller und die Wasserleitung zu Trier.

Der Erbauer des Kaskellers soll Katholdus geheißen haben. Er sollte gleichzeitig die Wasserleitung von der Ruwer zum Kaskeller ausführen. Ein Sklave von Katholdus erbot sich nun, die Wasserleitung in der Zeit herzustellen, in der sein



Herr den Kaskeller baue. Er setzte seinen Kopf zum Pfande, eher mit seinem Werke fertig zu sein als sein Herr. Der Sklave war früher fertig, aber das Wasser floß nicht, weil der Herr mit List ein Hindernis angebracht hatte. Er zog die Sache so in die Länge, bis er das Theater fertig hatte. Am Tage vor seiner Eröffnung versteckte die Gemahlin des Baumeisters den Sklaven, der ihre Liebe besaß, heimlich in ihrem Schlafzimmer und schmeichelte dann ihrem Manne so lange, bis er sein Geheimnis mit der Wasserleitung verriet. Der Sklave schlich nun heimlich fort und entfernte das Hemmnis. Am nächsten Tage entdeckte der Baumeister den Verrat seiner Gattin. Er führte sie auf die höchste Spitze des Kaskellers und stürzte sich mit ihr hinab, daß beide den Tod fanden. Der Bau führte aber den Namen Katholdi Solium = Thron des Katholdus; das Volk nennt ihn aber Kaskeller.

290. Arimaspes und Eptes.

Arimaspes war Richter in Rom. An seinem Lebensabend zog er sich nach Trier zurück. In Rom hatte er nun einen Räuber, namens Eptes, zu lebenslänglicher Kerkerhaft verurteilt. Doch entfloh Eptes aus dem Kerker, irrte lange umher und kam endlich nach Trier. Hier hoffte er unerkannt zu bleiben und darum nicht angefochten zu werden. Doch bereits in den ersten Tagen wurde er auf der Straße von Arimaspes erkannt; da faßte seine Seele Mordpläne gegen seinen vormaligen Richter.

Kurze Zeit darnach wurde Arimaspes in der Nacht durch Hilferufe seiner Kinder aus dem Schlafe geweckt. Mit einem Schwerte bewaffnet stürzte er hinaus. Da wurde er vor der Tür seines Schlafgemaches ermordet. Dem Sterbenden aber schrie der Mörder ins Ohr: „Ich bin es, Eptes, der Dich erschlagen hat; auch alle Deine Kinder habe ich ums Leben gebracht.“ Dann verschwand er. Arimaspes konnte noch seinen Dienern befehlen, ihn im Marstor (Porta nigra) zu begraben. Das geschah auch.

291. Der Stadtgeist von Trier.

Riktiovarus herrschte als Präfekt des Kaisers Diokletian zu Trier. Er hatte viele Christen in Trier umbringen lassen. Zur Strafe dafür kann er nach seinem Tode im Grabe keine



Ruhe finden, sondern geht als Stadtgeist um. Meist zeigt er sich als guter Geist. Er tritt als Ochse, schwarzer Hund oder Bäuerlein auf. Auch als harmlose Kuh will man ihn gesehen haben. Mit den spät aus der Schenke Heimkehrenden treibt er manchen Schabernack, führt sie aber auch oft nach Hause. Armen schenkt er nicht selten Geld.

Als der Stadtgeist von Trier einst viel Unfug trieb, ließen die Trierer denselben durch zwei Mönche in den Meilenwald verbannen.

292. Marsilius und die Kölner Holzfahrt.

Aus der Zeit der Römerherrschaft in Köln haben sich die Namen Agrippa und Marsilius am tiefsten ins Volksgemüt eingegraben. Ihre Bildnisse prangen am Gürzenich und auf einem alten Glasgemälde an der Nordseite des Domes. Spruchbänder geben kurzen Aufschluß über sie. An den Namen „Marsilius“ knüpft die berühmte Sage von der Kölner Holzfahrt, ein Rest des germanischen Frühlingsfestes. Die „Cronica van der hilliger Stat van Cöllen“ erzählt folgendes darüber.

Bei einer großen Bedrängnis Kölns durch die Römer sandte Marsilius eine Schar bewaffneter Weiber in den nahen Wald, um Holz zu fällen. Während nun die belagernden Römer diesen, welche sie für wirkliche Krieger hielten, ihre ganze Aufmerksamkeit widmeten und Anstalten trafen, dieselben anzugreifen, brach der kluge Hauptmann mit seinen Kriegern aus einem andern Tore hervor, überfiel die nichtsahnenden Römer und erfocht einen glänzenden Sieg, durch welchen der römische Kaiser selbst in die Hand der Bürger fiel. Sie brachten ihn in einen Turm und führten ihn bald hinaus auf den Markt. Alsda war ein köstlich Tuch gespreitet, darauf mußte der Kaiser niederknieen und es sollte ihm das Haupt abgeschlagen werden. Nun aber bat dieser um sein Leben und gelobte, den Kölnern so viele Rechte zu geben, als sie nur begehren möchten. Das nahmen die Kölner an und ließen sich diese Rechte durch kaiserliches Siegel verbriefen. „Darum halten die Bürger von Köln noch zur Zeit Gedächtnis von der Überwindung auf den Pfingstdonnerstag mit großer wunderlicher Freude und Wirtschaft, und ist genannt der Holzfahrttag. Und nach seinem Tode ward Marsilius gelegt in einen Sarg und gesetzt auf die Mauer, und der Sarg steht noch daselbst



Anno 1499 und ist genannt Martzillis Stein, oder besser Marsilius-Stein, und ist bei der Kirchen, die man nennt die Aposteln-Kirche."

293. Die Priesterin Velleda.

Zwischen Steele und Rellinghausen liegt an der Ruhr die Spillenburg. Dort wohnte zur Zeit der heidnischen Germanen in einer Felsenhöhle die Priesterin Velleda. Sie gehörte dem Stamme der Brukterer an. Ihr Ansehen war weit und breit begründet. Sogar die stolzen Römer warben um ihre Gunst und schickten ihr Geschenke. Aber treu diente sie ihrem geliebten Volke, von dem sie als Seherin oder Prophetin verehrt wurde. Des Volkes zukünftige Kriegsschicksale verkündete sie und begeisterte die Männer zum Kampf.

Nach ihrem Tode hielt man sie für ein göttliches Wesen und versetzte sie unter die Schlachtenjungfrauen oder Walküren.

294. Das Marktkreuz zu Trier.

Als die Hunnen durch Deutschland zogen, kamen sie auch nach Trier. Doch die Einwohner der Stadt lebten sorglos in den Tag hinein. Da war aber ein frommer Mann in Trier; dem sandte Gott im Traum ein Wunderzeichen. Er sah nämlich vom Marksberg ein schwarzes Ungetüm herabsteigen und zur Mosel schreiten. Da schwoll der Strom an und überschwemmte die Stadt. Kaum war der Mann erwacht, als er zum Erzbischof eilte und ihn bat, eilend ein Heer zum Markusberge zu schicken, um des Feindes wilde Scharen abzuwehren. Der Bischof aber lachte der Rede und verspottete das Gesicht. Auf die Bitte des Sehers verfinsterte sich urplötzlich der Himmel, daß ganz Trier vom Schrecken erfüllt wurde. Aus den dunkeln Wolken aber fielen zahlreiche Kreuze. Nun wurde schnell ein Heer zum Markusberg geschickt, das die Hunnen vertrieb.

Zur Erinnerung an dieses Wunder wurde das Marktkreuz errichtet.

295. Die Hunnen im Hochwald.

Vor vielen hundert Jahren kam ein mächtiges Volk auf den Hochwald, das waren die Huhnen. Sie zerstörten die Städte, die sie vorfanden und bauten neue. Eine große Stadt, die im



Trantale nahe bei Berfink und am Einschieder Hof lag, zerstörten sie gänzlich, und die war so groß gewesen, daß täglich 72 Weißbäcker nötig waren, um all das Weißbrot zu beschaffen, das verzehrt wurde. Die Gegend, wo die Kirche dieser großen Stadt gestanden, heißt heutigen Tages noch das Kirchstück.

Die Huhnen hatten auch Eisenhütten: das zerfallene Werk an der Räderbach wurde von ihnen erbaut, selbst die Eisenhütte von Abentheuer soll ihre erste Entstehung von ihnen herleiten. Sie hatten auch Steinringe, aber keine so großen, als den von Otzenhausen am Ringberg.

Als ihr König starb, begruben sie ihn in der Tran. Sie leiteten den Bach ab, machten ein tiefes Grab und versenkten den König da hinein mit allen seinen Schätzen. Dann leiteten sie den Bach wieder drüber hin. Das goldene Diadem ist einst wieder gefunden worden. Wann die Huhnen weggekommen sind, das weiß kein Mensch.

Ihr Name hat sich aber noch hier und da erhalten, wie z. B. in der Bezeichnung des Huhnengutes zu Heinzenbach u. a.

296. Idas-Brünnlein in Köln.

Im Garten neben der Kirche unserer lieben Frauen am Bühl oder „auf dem Kapitol" befindet sich ein klarer Quell, „Idas-Brunnen" genannt.

Plektrudis, Gemahlin des mächtigen Hausmeiers Pipin, hatte sich schon zu dessen Lebzeiten in das Stift unserer lieben Frauen in Köln zurückgezogen. Als ihr Gemahl 714 unverhofft starb, sehnte sie sich wieder nach der Herrschaft, die sie für ihren Enkel in Anspruch nahm. Den Sohn des verhaßten Kebsweibes, Alfaide, Karl mit Namen, ließ sie in einem Klostergebäude gefangen setzen. Er gewann jedoch Ida, eine Verwandte Plektrudis', zur Beschützerin. Sie befreite den Eingekerkerten. An der im Garten sprudelnden Quelle beschworen Retterin und Geretteter den Bund treuer Liebe. Dann floh Karl zur Stadt hinaus und entkam. Er zog gegen die ins Land gefallenen Feinde und schlug sie nach anfänglichen Mißerfolgen in die Flucht. Dann zog der heldenmütige Karl nach Köln, um sich der Güter seines Vaters und der Schätze der Hausmeier zu bemächtigen. Plektrude wurde von den Ihrigen verlassen. Sie mußte Karl den Einzug gestatten und übergab



ihm alles, was er wünschte. Aber seine Retterin und Geliebte, Ida, war von Plektrude gezwungen worden, den Schleier zu nehmen. Nur der Klostergarten und das Brünnlein blieben ihr Trost. Als man aber in Köln die falsche Nachricht verbreitete, Karl sei seinen Feinden unterlegen und gefallen, da lag sie eines Morgens tot am Brünnlein. Karl fand, als er zu ihr eilen wollte, nur ihren Grabstein. Wenn er von seinen Heerfahrten nach Köln kam, saß Karl (Martell zubenannt) am Idas-Brünnlein und trauerte.

297. Die Gründung der Stadt Aachen.

Kaiser Karl der Große liebte sehr das edle Weidwerk, er pflegte sich damit von seinen schweren Staatsgeschäften zu erholen. Nun waren in der Gegend, wo jetzt die Stadt Aachen liegt, dichte Wälder von großem Umfange, die mit Sümpfen und Heiden abwechselten. Wilde Tiere gab es hier in Menge. Es war daher nicht zu verwundern, daß der Kaiser, wenn er diese Gegend besuchte, jedesmal auch in den weiten Wäldern jagte. Einst aber hatte er sich, als er einen Hirsch verfolgte, weit von seinen Begleitern entfernt. Im Walde umherirrend kam er zu einer in Trümmern liegenden Burg. Als er sie nun näher in Augenschein nehmen wollte, sank plötzlich sein Roß mit den Vorderfüßen in einen Morast. Der Kaiser stieg ab und wollte dem Tiere helfen; da sah er an der Stelle, wo die Füße des Pferdes den Boden durchbrochen hatten, heiße Dämpfe aufwallen und gleich darauf einen Wasserstrahl aufspritzen. Der fromme Kaiser sank auf die Knie und dankte Gott für diese Entdeckung; er erkannte sofort, daß hier eine heilbringende Quelle sei. Er gelobte der Jungfrau Maria hier einen Tempel zu errichten; an dem Orte der Burgtrümmer aber wollte er eine Pfalz bauen lassen. Und so sind die ersten Anfänge zu der Liebfrauenkirche und zu dem Kaiserpalaste in Aachen entstanden.

298. Bischof Hildebold in Köln.

Als Rikolphus, Bischof von Köln, im Jahre 784 gestorben war, erhob sich in Köln wegen der Wahl seines Nachfolgers großer Hader.

Karl der Große kehrte in jenen Tagen von einer Heerfahrt gegen die Sachsen zurück. In Aachen vernahm er von dem



Kölner Zwist und er beschloß, ihn zu schlichten. Da ritt er eines Morgens ganz allein zur Jagd in die großen Wälder zwischen Aachen und Köln. Als er nicht weit mehr von Köln war, hörte er ein Glöcklein erklingen. Es lockte den Kaiser zur Andacht in ein einsam liegendes Kirchlein. Ein schlichter Priester las mit solcher Würde die Messe, daß der Kaiser ergriffen wurde. Als nach beendigter Messe alle Andächtigen zum Opfer gingen, opferte Karl einen Gulden. Der Priester aber gab dem Könige den Gulden zurück mit den Worten: „Freund, nehmt Euren Gulden; man opfert hier nicht mit Gulden!“ Da sprach der König: „Herr, Ihr wollt den Gulden zu eigen halten, ich gönn' ihn Euch wohl.“ Der Priester entgegnete: „Ich sehe, daß Ihr das Weidwerk pflegt; es haben nun meine beiden Kirchenbücher keinen passenden Überzug; das erste Reh oder andre Wild, das ihr fahet oder erlegt, davon wollet mir die Haut zum Überzuge für meine Bücher senden, das begehre ich, behaltet aber Euren Gulden.“ Karl erkundigte sich nach seinem Namen und seinem Lebenswandel. Er erfuhr, daß er Hildebold heiße. Dann ritt er nach Köln. Als man sich dort nicht einigen konnte in der Bischofswahl, ließ er den Priester Hildebold holen und setzte ihn als Bischof ein. Er gewann den Mann immermehr lieb und machte ihn später zu seinem Beichtiger und Kanzler.

299. Rolandseck und die Rolandssage.

Held Roland und die schöne Hildegund liebten sich innig. Oft kehrte der Held aus der Schlacht zurück, bis er bei Roncesval erschlagen wurde. Nun nahm Hildegund zu Nonnenwerth den Schleier. Da erschien Roland — aber sein Lieb war für ihn ewig verloren, im Kloster begraben.

„Und begräbt das Kloster Schön Hildegund,
So setz ich mich hier auf den Stein
Und schaue zeitlebens zum Tode wund
Hinab auf das Kloster im Rhein.“

Wolfg. Müller von Königswinter gibt der Sage ungefähr folgende Darstellung.

Roland und Hildegunde liebten sich aufs innigste von ihrer Jugend auf. Als er ein starker Jüngling geworden war, da zog er mit Karl dem Großen zu manchem Kampfe hinaus, um Ruhm und Ehre zu gewinnen, ehe er die Geliebte heimführte.



So zog er mit in die Sachsenkämpfe und wurde der größte Held des Frankenheeres. Da vernahm Hildegunde eines Tages, ihr Roland sei gefallen. Nun duldete es sie nicht länger in der Welt. Sie nahm den Schleier im Kloster zu Nonnenwerth. Eines Tages aber erblickte sie den ehemaligen Geliebten im Einsiedlergewande auf hohem Felsen, wie er sehnsüchtig nach dem Rhein hinabschaute. Da starb Hildegunde in kurzer Zeit vor Gram.

„Und als verklang der Totengesang,
Erhob sich Roland zur Stunde:
Jetzt noch einen kühnen Streitergang,
Eine tiefe Todeswunde!
Und rasend tat er die Wunder all,
Sein Horn verklang bei Roncesval —
Er starb seiner Hildegunde."

300. Der hl. Rupert.

Zur Zeit Karls des Großen lebte Robolaus, ein heidnischer Fürst, der sich mit Bertha, der Tochter des christlichen Herzogs in Lothringen vermählte. Bertha brachte ihrem Gemahl als Heiratsgut Güter bei Bingen an der Nahe zu. Dort wohnte auch das Ehepaar. Robolaus blieb ein gottloser Heide, kümmerte sich wenig um seine Gemahlin und zog endlich gegen die Christen in den Kampf, aus dem er nicht mehr zurückkehrte.

Er hinterließ ein dreijähriges Söhnlein, Rupert genannt, dessen Erziehung nun seine fromme Mutter ganz und gar leitete. Bald übertraf der Sohn seine Mutter an Opferwilligkeit. So wandten beide ihre Einkünfte den Armen zu und bauten Kirchen und Kapellen. Erregt durch Visionen unternahm Rupert weite Pilgerreisen; er kam sogar bis Rom. Als er in die Heimat zurückgekehrt war, verfiel er im Alter von 20 Jahren in ein Fieber und starb. Als die Normannen ins Land einfielen, wurde die ganze Gegend verwüstet; die Bewohner flüchteten auf das rechte Naheufer; nur die Kirche blieb erhalten, in der Berthas und ihres Sohnes Ruperts Gebeine ruhten.

301. Das krause Bäumchen bei Essen.

In den alten Zeiten wohnten rauhe Heiden an der Ruhr. Da kam ein Mann aus der Ferne und schaute von einer Höhe



über das Land weg. Ihn jammerte desselben, denn er wollte gern aller Welt den Frieden bringen. Er nannte sich deshalb Alfried. Er nahte sich den Bewohnern des Landes, und sie empfingen ihn mit Ehrfurcht und Vertrauen. Er lehrte sie, den Boden urbar machen und bebauen. Bald wurde aus der Wildnis ein blühender Garten.

Eines Tages versammelte er die Umwohner auf der Höhe, von der er einst das Land betrachtet hatte. Als sie sich die frühere Gestalt des Landes vergegenwärtigten und nun seinen blühenden, durch Alfried geschaffenen Zustand sahen, wollten sie ihn anbeten. Da belehrte sie der milde Mann; er predigte ihnen vom himmlischen Vater, von Jesus Christus und vom ewigen Leben. Sie nahmen seine Worte zu Herzen, ließen die Götzen fahren und wandten sich der Lehre Christi zu.

Alfried blieb bei ihnen bis zu seinem Tode. Sie begruben ihn auf jener Höhe, stellten ein Steinkreuz auf sein Grab und pflanzten daneben eine Linde. Die Linde wuchs und wurde größer und mächtiger; sie stand über ein Jahrtausend und wurde das krause Bäumchen genannt. Ein böses Unwetter zerschmetterte sie; aber die dankbaren Bewohner des Ruhrtales pflanzten eine neue Linde, welche heute noch grüßend von der Bergeshöhe ins Tal winkt.

302. Wie Heiden begraben.

Die alten Leute wissen noch manches von den Heiden zu erzählen, die früher oft durch die Gegend zogen und auch hier an manchen Stellen gewohnt haben sollen. Einst kam solch umherziehendes heidnisches Volk hier durch. Da versagten einer alten Frau die Kräfte, so daß sie die Beschwernisse der Weiterreise nicht mehr mitmachen konnte. Ihre Stammesgenossen machten eine Grube und bestatteten sie bei lebendigem Leibe, indem sie dabei sagten: „Mutter, duck Dich! Bin ich so alt wie Du, so duck ich mich auch.“ Darauf warf man Erde über sie.

303. Kaiser Lothar in Prüm.

Im Jahre 855 trat der Kaiser Lothar in das Benediktinerkloster zu Prüm ein. Er erklärte sich bereit, die niedersten Dienste zu verrichten, um für die schweren Sünden seines

Lebens zu büßen. „Die Geister der gefallenen Opfer vom Throne verfolgen mich; ich fand nirgends Ruhe. Da warf ich Krone und Purpur ab und eilte hierher. Nehmt mich auf und rettet mich vor den Schreckgestalten!“ So rief er in der Verzweiflung aus. Der Abt suchte ihn zu trösten und verwies ihn auf Gottes große Barmherzigkeit. Dann wurde er unter die Mönche aufgenommen. Schon nach einigen Tagen starb er. Aber selbst im Grabe fand er keine Ruhe. Um Mitternacht stieg er aus seinem Grabe hervor. Auch die Geister seiner Verwandten und Kampfgenossen stiegen aus der Gruft empor. Von zahlreichen Geistern wurde der Kaiser verfolgt. Dann wankte er zum Hochaltar und flehte um Gnade in erschütternden Worten.

304. Erzbischof Bruno in Paris.

Als Erzbischof Bruno, der Bruder Ottos des Großen, einst in Paris war, sollte er die Messe zu Ehren des hl. Dionys lesen. Da fand er aber einen andern Priester am Altar stehen. Das ärgerte ihn so, daß er die Herren und Fürsten alle zu Tisch lud, um ihnen seine Beschwerde vorzutragen. Da ließen die Obersten von Paris bei Strafe an Leib und Gut verbieten, daß jemand ihm Holz oder Kohlen verkaufe, auf daß er seine Speisen nicht zubereiten könne und er beschämt dastünde. Bruno schickte aber seine Diener auf den Markt und ließ Nüsse und hölzernes Gerät kaufen; damit heizten sie den Herd und kochten gar trefflich.

Als aber Bruno wieder in Köln angelangt war, wurmten ihn die in Paris erfahrenen Beleidigungen. Er sagte dem König von Paris Fehde an, zog mit viel Kriegsvolk hin und nahm die Stadt ein. Als Siegesbeute brachte er den herrlichen Mosaikboden mit, der noch heute in St. Gereon zu schauen ist.

305. Die braven Köhler.

An der Einmündung des Uesbaches in die Alf steht die Ruine der Burg Arras. Ehe hier ein Schloß stand, waren dort einige Köhlerhütten erbaut, deren Bewohner ihrem Tagewerk in der Einsamkeit des Waldes lebten. Aber um das Jahr 938, unter der Regierung des Erzbischofs Ruotbert von Trier, zog ein schweres Ungewitter gegen diese Gegend heran.



Streifende Heerscharen der Ungarn drangen ins westliche Deutschland vor. Ein Schwarm derselben kam bei Koblenz über den Rhein und gelangte bis Kaisersesch und Luzerath. Da wohnte im entlegenen Alftal ein mannhafter Köhler. Er hatte zwölf tapfere Söhne. Als der Köhler vom Anzug der Feinde hörte, sandte er seine Söhne ins Gebirge und ließ alle Freunde und Verwandten zu sich entbieten. Bald hatte er eine große Schar tapferer Männer um sich geschart. Mit glühenden Worten schilderte ihnen der Köhler die Not des Landes und ermahnte sie zu tapferem Kampfe. In heller Begeisterung besetzten sie nun nach den Anweisungen des Köhlers die Höhen und taten den Anrückenden empfindlichen Abbruch. Ihr Vordringen wurde gehemmt. Unterdessen eilten auch von andern Seiten Grafen und Herren heran und brachten den Ungarn eine große Niederlage bei. Was nicht erschlagen wurde, wandte sich von ihren wilden Horden zur Flucht. Die Sieger wurden reichlich belohnt; der Pfalzgraf Hermann aber schlug den Köhler und seine Söhne zu Rittern, Erzbischof Ruotbert erbaute ihnen aber auf dem Felsengipfel eine stattliche Burg, von welcher heute noch die Ruinen erhalten sind. So ward der tapfere Köhler der Stifter des Geschlechts Arras.

306. Der Pfalzgraf und die Kaisertochter.

Adelheid, Kaiser Ottos II. Schwester, war Äbtissin in Essen. Bei ihr weilte ihre Nichte Mathilde, die Schwester des Kaisers Otto III. Um sie warb der Pfalzgraf Ezzo von Lothringen, der am Kaiserhof zu Aachen hohes Ansehen genoß. Geschickt benutzte er einen günstigen Zufall, um die hochstehende Braut zu gewinnen.

Einst befahl der Kaiser, ein vorzüglicher Schachspieler, dem gleichfalls in dieser Kunst erfahrenen Pfalzgrafen, mit ihm zu spielen. Wer dreimal nacheinander siegte, sollte von dem Gegner einen selbst zu bestimmenden Preis fordern dürfen. Ezzo rief Gottes Beistand an und setzte sich nieder zum gewagten Spiel. Er trug dreimal den Sieg davon und bat den Kaiser um die Hand der Schwester. Der Kaiser hielt sein Wort und gab ihm die Schwester im Einverständnis mit der Mutter Theophano. Voller Seligkeit jagte der Pfalzgraf von Aachen nach Essen und holte dort die Braut aus dem Kloster ab.



307. Wickher von Bacharach.

Wickher, ein deutscher Lanzenknecht aus Bacharach, zog mit Gottfried von Bouillon nach dem gelobten Lande. Als er einst dahinzog, drückte ihn die Hitze zu sehr. Er beschloß, eine kurze Rast zu halten und das Heer in der Nacht wieder einzuholen. Kaum hatte er sich niedergelegt, als sich ein furchtbares Brüllen erhob und er ein mächtiges Tier auf sein Roß stürzen sah. Er griff sofort zu Schild und Schwert, um für sein gutes Roß zu kämpfen. Da ließ das Tier vom Roß ab und fiel den Mann an. Aber mit einem Streiche spaltete er ihm das Haupt, daß es im Todesröcheln zur Erde stürzte. Der wackere Reiter trennte nun den Pelz sauber mit dem Schwert ab, band ihn auf sein Roß und zog, da der Abend indes herbeigekommen war, weiter. Da kam er in ein Dorf. Die Bewohner liefen staunend herbei und jubelten, daß er ihren grimmen Feind, den König der Tiere, erschlagen habe. Wickher war aber ebenfalls erstaunt, denn er meinte, nur eine große Katze getötet zu haben. Mit Behagen zog er seine Straße weiter.

308. Der Raub des Kaisersohnes zu Kaiserswerth.

Am Muttergottesaltar der Kirche zu Kaiserswerth hängt noch heute eine schwere, altertümliche Schiffsangel an einer kurzen Kette. Davon wird folgendes berichtet:

Einst wurde in Kaiserswerth ein Knabe gestohlen. Man brachte ihn zu Schiff; aber der Junge sprang ins Wasser, um schwimmend das Ufer zu gewinnen. Mit einer starken Schiffsangel rettete man ihn und hing diese zum ewigen Andenken in der Kirche auf.

309. Burg Hammerstein am Rhein.

Von dem unglücklichen Heinrich IV. erzählt man, daß er, von seinem unnatürlich harten Sohne verfolgt, auf dieser Höhe eine Zuflucht gesucht und gefunden habe. Seltsamerweise läßt die Sage auch den heftigsten Gegner des unseligen Kaisers als Knaben in dieser Burg verweilen. Nach der Kaiserchronik befahl Kaiser Heinrich III., den Schüler Hildebrand, der an seinem Hofe erzogen sein soll, in einen festen Turm zu Hammerstein zu werfen, weil ihn einst geträumt



hatte, diesem Knaben seien zwei Hörner bis in den Himmel gewachsen und mit diesen habe er seinen Sohn niedergeworfen. Die Kaiserin verwies ihm die Härte gegen das unschuldige Kind, so daß Hildebrand nach einem Jahre losgelassen wurde, sich als Mönch einkleiden ließ und nach Rom ging.

310. Die Gründung von Altenberg an der Dhünn.

Graf Eberhard von Berg war in einer Fehde der Herzöge von Limburg und Brabant schwer verwundet worden. Da ergriff ihn Reue über das angerichtete Blutbad, welches er in Wallfahrten zu den Gräbern der Apostel Peter und Paul und nach St. Jakob von Compostella zu büßen gedachte. Von dort zurückkehrend gelangte er nach Thaldorf bei dem Kloster Morimund und diente demselben viele Jahre unerkannt als Schweinehirt. In der Heimat glaubte man ihn in jener blutigen Schlacht gefallen.

Der edle Graf würde wohl sein Leben in der Niedrigkeit beschlossen haben, wenn ihn nicht zwei gräfliche Dienstmannen auf einer Wallfahrt gefunden und trotz des Knechtsgewandes erkannt hätten. Sie teilten alles dem Abt von Morimund mit. Graf Eberhard kehrte nun zu seinem Bruder Adolf nach Schloß Altenberg zurück. Die Brüder verwandelten die alte Burg in ein Kloster. Hier beschloß Eberhard als Mönch sein Leben, nachdem er die Würde eines Abts von St. Georgsberg in Thüringen niedergelegt hatte. Auch sein Bruder, Graf Adolf, endigte als Mönch zu Altenberg.

Beide Brüder ruhen unter einem Stein in der dortigen Domkirche.

311. Die Erbauung des Klosters Himmerod.

Der heilige Bernhard hatte den Plan gefaßt, ein Kloster auf Altenhof zu erbauen, und ließ daher Bauholz an diese Stelle bringen. In der Nacht aber sah er einen feurigen Kranz vom Himmel herabfallen, und als er am Morgen an die Stelle ging, wohin er den Kranz hatte fallen sehen, fand er daselbst sein Bauholz in einer Dornhecke liegen. Da wurde ihm klar, daß dort der Ort sein müsse, wo nach Gottes Willen das Kloster errichtet werden sollte.



Der Ort wurde anfänglich „Himmelroth" genannt, weil der Kranz, der vom Himmel fiel, rot war. Später nannte man das Kloster aber „Himmerod", weil der heilige Bernhard die Dornhecken hatte ausroden lassen, um die Baustelle zu gewinnen.

312. Der Schmied von Aachen.

Graf Wilhelm von Jülich zog mit seinen zwei Söhnen und einem Heere gegen die freie Reichsstadt Aachen. Der Rat derselben bestellte bei einem Schmied für den folgenden Tag fünfzig eiserne Stangen und hundert Klammern zur Verteidigung der Stadt. Der Schmied ging mit seinen Gesellen fleißig an die Arbeit. In dieser Zeit war Graf Wilhelm bereits in die Stadt eingedrungen und hatte den Markt besetzt. Er forderte nun die Bewohner auf, sich zu ergeben. Aber diese leisteten verzweifelten Widerstand. Sie rissen die Häuser ein und schleuderten Balken und Steine auf die vordringenden Feinde. Graf Wilhelm erkannte die ihm drohende Gefahr, auf dem Markt eingeschlossen zu werden. Mit seinen Söhnen suchte er durch das Jakobstor zu entfliehen. Hinter ihnen aber, ertönte der Ruf: „Haltet sie auf und schlagt sie tot!" Fast aber hatten die Fliehenden das Tor erreicht, in dessen Nähe der Schmied wohnte. Er vernahm das Rufen der Menge, lief auf die Straße und sah den fliehenden Grafen mit seinen Söhnen. Da schlug er alle drei mit seinem schweren Hammer zu Boden. Ruhig kehrte er dann in seine Schmiede zurück und setzte seine Arbeit fort; er wollte dem Rat rechtzeitig die bestellte Arbeit abliefern.

313. Der gute Gerhard von Köln.

Als Kaiser Otto der Große sich bei der Einweihung des von ihm gestifteten Domes zu Magdeburg seines frommen Werkes rühmte und von Gott seinen Lohn forderte, sagte ihm ein Engel, er habe durch sein Selbstlob diesen Lohn verwirkt: er habe nie so viel für Gott getan, wie der gute Gerhard von Köln, ein Kaufmann. Den solle er selber darum fragen. Da ging Otto nach Köln. Erst nach langem Drängen erzählte Gerhard seine Lebensgeschichte.

Er landete einst mit reichen Kaufmannsgütern in Kastelgunt, wo ihn ein Ritter aufnahm, der ihm vorschlug, ihre



Schätze zu tauschen. Der Ritter wies als solche zwölf gefangene junge Ritter, zwölf Greise und zwölf schöne Jungfrauen vor. Gerhard willigte in den Tausch ein. Er landete mit seinen Gefangenen in England; dort ließ er die Männer frei, denn es war ihre Heimat. Sie versprachen ihm, reiches Lösegeld zu schicken. Die schönste unter den Jungfrauen hieß Irene; sie war eine schwedische Königstochter, die, nachdem sie in ihrer Heimat mit Wilhelm, dem Sohn des Königs von England, vermählt worden war, mit diesem nach England hatte fahren wollen. Aber der junge Gemahl, der auf einem anderen Schiffe fuhr, ging in einem Schiffbruch unter; sie aber wurde mit den zwölf Greisen, zwölf Rittern und Jungfrauen in die Gefangenschaft geführt. Gerhard nahm Irene mit nach Köln und beherbergte sie mehr als ein Jahr. Dann vereinbarte er mit ihr, wenn nach einem weitern Jahre Wilhelm sich nicht zeige, müsse man annehmen, er sei tot, und Irene solle dann Gerhards Sohn zum Gemahl nehmen. Das Jahr verging und alles wurde zur Hochzeit gerüstet, da erschien als armer Pilger Wilhelm. Der Sohn Gerhards überläßt ihm großmütig die Braut und Gerhard führt das wieder vereinte Paar nach England. Dort herrschte Uneinigkeit, denn der alte König war gestorben und man wußte nicht, wen man an seine Stelle wählen sollte. Gerhard tritt in die Ratsversammlung und findet dort die zwölf Greise, die er befreit hatte und die keine Nachricht von sich gegeben hatten. Sie begrüßten ihn jubelnd und erwählten ihn zum Könige von England. Aber Gerhard verzichtet und führt ihnen den rechtmäßigen Thronerben Wilhelm zu. Man will, er soll nun wenigstens Herzog von Kent werden. Aber auch das schlägt der Edle aus. Er kehrt mit seinem Sohne nach Köln zurück und bleibt ein Kaufmann.

Als Kaiser Otto das hörte, erkannte er dem schlichten Kaufmann von Köln den Preis zu, demütigte sich vor Gott und rühmte sich nicht mehr seiner guten Werke.

314. Das Hamännchen auf dem Heckberge.

Als im Jahre 1348/49 die Pest in der entsetzlichsten Weise Deutschland verheerte, raffte sie auch in Drabenderhöhe (Kreis Gummersbach) und der Umgegend viele Menschen hin. Zuletzt blieben nur das Hamännchen und ein anderer Mann übrig. Das Hamännchen wohnte in den Erdlöchern des Heckberges.



Der andere Mann wohnte auf dem Gute Brächen zwischen Drabenderhöhe und Ründeroth. Jeden Morgen stieg das Hamännchen auf den Gipfel des Heckberges und schaute nach Brächen hin, ob dort noch Rauch aufsteige und sein einziger Nachbar noch lebe.

315. Kaiser Wenzels Absetzung.

Nach Wenzels Absetzung, welche auf dem Königsstuhl zu Rhens erfolgte, ließ ihn die Stadt Nürnberg durch Abgesandte bitten, er möge der Stadt gegen Zahlung von 20 000 Gulden ihren Treueid erlassen. Da hat der kaiserliche Herr die Gesandten ausgelacht und gewünscht, die Nürnberger sollten ihm nichts schicken als vier Fuder guten Bacharacher Weines. Als er diesen empfangen hatte, entließ er sie gern ihrer Pflicht.

316. Der Kalvarienberg bei Ahrweiler.

Dieser Berg wurde ehemals die Koppe genannt. Nach der Sage war dort in allen Zeiten eine Richtstätte. Ein Ritter, welcher im Jahre 1440 aus Palästina zurückkehrte, fand die Gegend von Ahrweiler derjenigen von Jerusalem sehr ähnlich und die Entfernung der Koppe von der Pfarrkirche zu Ahrweiler jener von Golgatha bis zum Hause des Pilatus gleich. Man verlegte darum die Richtstätte von der Koppe nach dem Ellich, erbaute auf der Koppe eine Kapelle und gab ihr den Namen Kalvarienberg. Diese Kapelle wurde allmählich zu der jetzigen Kirche erweitert und ein von vielen Gläubigen besuchter Wallfahrtsort.

317. Das Haus „zum goldenen Kreuz" in Köln.

In der Nähe des Domes stand in der Vorzeit das Haus „zum goldenen Kreuz". Dort wohnte der hochangesehene Meister Michael Wassermetz, ausgezeichnet in der Kunst des Bücherabschreibens. Er hatte eine bildschöne Tochter Adetta, welche ihren Vater mit kunstvollen Arbeiten unterstützte, der viele Gehilfen beschäftigte. Da nahm der Meister eines Tages einen besonders geschickten Arbeiter, Kaspar genannt, an. Dieser gewann bald die Liebe der Tochter des Hauses. Immer mehr Proben seiner großen Kunst legte er ab, namentlich in der Herstellung von Bibelabschriften. Kurz vor der Vermählung



gestand er dem Meister, daß er die Bibeln von Gutenberg in Mainz bezöge, der eine wunderbare Kunst erfunden habe. Bald verbreitete sich in Köln die Kunde, daß Kaspar mit dem Bösen einen Pakt geschlossen habe. Er wurde ins Gefängnis geworfen, auf die Folter gespannt und damit seinen Richtern gefügig gemacht. Dann wurde er zu Melaten verbrannt. Einige Monate später starb die unglückliche Adetta; der Meister verschied im Wahnsinn und alle, welche nach ihm das Haus bewohnten, kamen ins Unglück. Dann stand es lange verlassen, bis es in Trümmer sank und endlich verschwand.

318. Der Pförtner von Disibodenberg.

Im Jahre 1504 wurde Kloster Disibodenberg in einer Fehde geplündert. Als die Feinde heranzogen, vergrub der Abt den Schatz des Klosters im Keller. Aber hinter einem Fasse lag der Pförtner, Anselmus, und schlief. Er verhielt sich ganz stille, als er von dem entstehenden Geräusche erwachte. Dann wurde das Kloster von den Feinden eingenommen. Alle seine Insassen waren geflohen; nur der Pförtner blieb zurück und verriet den Ort, wo der Schatz vergraben war. Man versprach ihm sein gebührendes Teil. Als es aber zum Teilen ging, sprach Ritter Braun von Schmidtburg: „Pförtner warst Du, darum sollst Du unter der Pforte hängen. Das ist Dein gebührendes Teil, Du Verräter!“ So geschah es auch. Seit dieser Zeit soll es nicht geheuer sein in Disibodenberg, denn der Geist des ehemaligen Pförtners geht um in den Gewölben.

319. Adolf Klarenbach.

Im Jahre 1529 wurde der fromme und gelehrte Adolf Klarenbach (aus Lennep) wegen religiöser Gründe in Köln eingekerkert, und zwar in dem durch allerlei Schrecknisse seit vielen Jahren höchst berüchtigten Hahnentor, damit er Tag und Nacht recht ordentlich gequält werde. Als die Gespenster in der ersten Nacht den erhabenen Mann in gewohnter Weise umtobten, wandte dieser sich zu glühendem Gebet und besiegte und verjagte damit deren Schar so, daß fortan nichts mehr von ihr gespürt wurde, auch dann nicht, als Klarenbach aus dem Hahnentor hinausgeführt worden war, um auf dem



Scheiterhaufen sein Leben zu lassen für das standhafte Bekenntnis des christlichen Glaubens. Solche Gewalt hat das heiße Gebet eines frommen Mannes gegen die Unternehmungen der Dämonen. Er hatte auch ein Distichon auf die geweihte Kerkerwand geschrieben, mit einem Gemisch von Kohlenpulver und Wasser, in das er seinen Finger tauchte, denn Tinte und Papier hatte man ihm versagt. Die Verse sagten ungefähr folgendes: „Wo Emanuel, da ist keine Stätte für satanische Schrecknisse."

320. Die St. Anna-Kapelle zu Rheinberg.

Auf dem Annaberg westlich von Rheinberg lag einst eine kleine Kapelle, und zwar an der Stelle, an der bei der Belagerung von Rheinberg der Prinz Heinrich von Oranien sein Hauptquartier hatte. In dieser Kapelle suchten nach der Eroberung der Stadt durch die Holländer die vom Gouverneur ausgewiesenen Frauen und Kinder der spanischen und brabanter Gefangenen oft Trost im Gebet. Sie wohnten in der Nähe der Kapelle, in kleinen Häusern und schnell aufgeschlagenen Hütten, um so nicht fern von den Ihrigen zu sein. Auch am 31. August 1633 hatten sie sich wieder zum Gebet in der Kapelle versammelt. Die Nacht war hereingebrochen; da stürzte ein dunkler Haufe auf die Kapelle zu. Als die Unglücklichen die ihnen drohende Gefahr bemerkten, suchten sie zu fliehen; aber vor der Türe wurden sie ergriffen und niedergemacht. Vor dem Altare kniete die Frau des Hauptmanns Samora mit ihren beiden Kindern. Auch sie wurden ermordet und ihre Leichen den Hügel hinabgeworfen. Dann entfernte sich der wilde Haufen. Nur ein Kreuz war stehen geblieben.

Der Anstifter dieser Mordtaten lag nach einiger Zeit auf dem Sterbebett. Da packte ihn die Reue und er trug in seinem Testament seinen Angehörigen auf, zur Sühne für seine böse Tat auf jenen Hügel bei Rheinberg eine neue Kapelle zu bauen. Doch erst nach langen Jahren entschloß sich einer seiner Nachkommen, diesem Wunsche zu entsprechen. Nun erhob sich wieder ein Kirchlein auf dem Hügel. Am Tage Allerseelen wird Messe dort gelesen; dann lauschen fromme Beter den Trostworten des Priesters an dieser denkwürdigen Stelle.



521. Jan und Grieth.

In Köln lebte einst in einem Gasthofe, der alte Kümpchenshof genannt, ein junger Bursche, namens Jan. Er war in einem kleinen Weiler des Jülich'schen geboren und trug davon den Namen Werth. Ehe er nach Köln kam, war er einige Zeit in einer Mühle beschäftigt.

Gleichzeitig mit ihm diente ein junges Landmädchen im Kümpchenshof, Grieth genannt. Jan faßte eine lebhafte Zuneigung zu dem schönen Mädchen, fand aber keine Gegenliebe, da ihr der arme Knecht wohl zu gering dünkte. Das verdroß den Jan und er fiel den Werbern in die Hände, welche ihn zu Spinolas Heer nach den Niederlanden brachten. Die Wechselfälle des Krieges führten auch seinen Heerhaufen vor Jülich, das mit Eifer belagert wurde. Durch seinen Mut zeichnete er sich so aus, daß er zum Leutnant befördert wurde. Da sich sein Herz über die Grausamkeit der Spanier empörte, verließ er ihren Dienst und ging zu den Bayern. Bei ihnen rückte er bald bis zum Feldhauptmann auf. Sein Schicksal trieb ihn durch verschiedene Länder, wie die meisten Heerhaufen im Dreißigjährigen Kriege. Zuletzt kehrte er aus Frankreich an den Rhein zurück. Alle Städte, durch welche er kam, hallten wider vom Siegesjubel. Auch in Köln, das der Held mehrmals vor drohenden Gefahren gerettet hatte, wurde er aufs beste aufgenommen. Als er in die Stadt einritt, bemerkte er auf dem Neumarkt ein Marktweib, das eifrig nach dem glänzenden Zuge herüberschaute. Bald erkannte der Feldmarschall die einst heißgeliebte Grieth, sprang vom Roß, eilte zu ihr und begrüßte sie herzlich. Als er sich wieder zum Zuge zurückbegab, rief er ihr zu: „Grieth, wer es getan hätte?“ Sie ging schlagfertig auf den Scherz ein und erwiderte: „Jan, wer es gewußt hätte!“

522. Drei Menschen überleben den Dreißigjährigen Krieg.

Nach der Pest, welche im Dreißigjährigen Kriege mit furchtbarer Gewalt in der Gegend von Lieberhausen wütete, und von welcher alte Leute jener Gegend noch zu erzählen wissen, lebten dort nur noch drei Menschen. Der eine wohnte auf dem Helberg, der zweite auf dem Hackenberg und der dritte



auf dem Dümpel. Sie verständigten sich fortwährend durch Hörner, daß sie noch lebten.

323. Die Kaiserherberge im Kondelwald.

Bei Reil an der Mosel beginnt der ausgedehnte Kondelwald, der lange im Besitz des Klosters Springirsbach war. Eine hochgelegene Stelle dieses Waldes führt den Namen „Kaiserherberge".

Als die Schweden raubend und alles niederbrennend durch die Gegenden an der Mosel streiften, rettete sich der Kaiser mit einigen seiner Getreuen an einen sehr entlegenen, waldigen Ort. Dort war eine Schäferei, welche den Kaiser mit den Seinen aufnahm und vor den wilden Schweden verbarg. Sieben Ortschaften, welche man wohl das Cröferreich nennt (unter ihnen Reil) hielten treu zum Kaiser und sandten ihm zu seinem einsamen Aufenthaltsort Speise und Trank. Als die Schweden die Gegend verließen, stieg der Kaiser wieder ins Tal hinab.

Seit jener Zeit heißt die Stelle aber „Kaiserherberge".

324. Der kurfürstliche Stiefelmacher in Linn.

Als der kölnische Kurfürst noch häufig in Linn weilte, um dem Weidwerk obzuliegen, geschah es einst, daß der hohe Herr dringend neuer Jagdstiefel bedurfte. Er trat beim ersten besten Schuhmacher ein und ersuchte ihn, ein Paar Stiefel für ihn recht bald anzufertigen. Da er aber sehr eilig war, konnte der Meister nur nach Augenmaß diese Arbeit unternehmen. Der Schuhmacher gab sich natürlich, sehr geehrt durch einen solchen Auftrag, alle Mühe und trug die fertigen Stiefel zum Kurfürsten. Der zog sie sofort an und war sehr zufrieden mit der Arbeit. Er hielt mit seinen Lobsprüchen nicht zurück, belohnte den Meister auch reichlich und gestattete ihm, über seiner Türe das kurfürstliche Wappen nebst einem Kourierstiefel in Stein aushauen zu lassen und darüber zu schreiben: „Kurfürstlicher Stiefelsmacher". Der Mann hieß Koenen.

325. De schworte Leeven-Hier. (Der schwarze liebe Herr.)

Einige Minuten von Leuth (Kr. Geldern), an der Landstraße, welche weiterhin nach Herongen führt, steht zur rechten Hand unter einer Linde ein großes Steinkreuz, von dem folgende Sage geht.



Im Jahre 1798 entfernten die Franzosen alle Kreuze von den Kirchhöfen, Kirchen, von öffentlichen Wegen usw. Da wollten sie auch dieses entfernen. Da es ihnen aber trotz der größten Anstrengungen nicht gelang, den schweren Stein auszugraben oder auch nur das Christusbild zu zerstören, strichen sie das Ganze schwarz an. Seit dieser Zeit hat Leuth seinen „schworten Leeven=Hier".

326. Korporal Spohn.

In der Schlacht bei Austerlitz (2. Dezbr. 1805) wagte sich Napoleon zu weit vor und war plötzlich von Kosaken fast umringt. Da gab er seinem Schimmel die Sporen und suchte der Gefahr durch die Flucht zu entrinnen. Aber die feindlichen Reiter verfolgten ihn bis an ein Gehölz. Dort stand der Korporal Spohn. Er übersah sofort die Lage und rief dem Kaiser zu: „Herr Kaiser! Mir den Gaul und mir den dreieckigen Hut; ich will Eure Rolle spielen!" Der Kaiser sprang schnell vom Pferde und ging zur Seite. Als aber die Kosaken an der anderen Seite des Gehölzes den Schimmel wieder erblicken, jauchzen sie laut auf. In kurzer Zeit haben sie ihn erreicht und greifen das Pferd beim Zügel. Aber bald erkennen sie, daß sie nicht Napoleon gefangen haben. In ihrer Wut schlagen sie Spohn zu Boden, so daß er einige Tage später an seinen Wunden starb. Napoleon aber war gerettet.

327. Graf Sebastian von Hatzfeld.

Im Schloß zu Krottorf (Kr. Waldbröl) hängen in einem der unteren Säle die Bilder derer von Hatzfeld. Zur rechten Hand fällt das Bild des Grafen Sebastian besonders auf. Von diesem Grafen weiß die Sage zu berichten: Als tapferer Kriegsmann war er mit in die Türkenkriege gezogen und in einer Schlacht gefangen genommen worden. Nur durch die Heirat mit einer Türkin war es ihm möglich, sich aus der Gefangenschaft zu befreien. Die türkische Gattin begleitete ihn auch zur fernen Heimat. Als der Graf auf dem Berge, der Krottorf gegenüber liegt, angekommen war, ließ er bei seiner Gemahlin anfragen, ob sie die zweite Frau aufnehmen wolle oder ob er sie erschießen solle. Sie erklärte sich für die Aufnahme und so lebte Graf Sebastian mit zwei Frauen, von denen ihm jede drei Kinder schenkte. Als die Türkin später



vernahm, daß bei ihrer Ankunft zu Krottorf ihr Leben auf dem Spiel gestanden habe, ließ sie auf dem betreffenden Berge eine Kapelle erbauen.

Sebastian ist in der Ahnengallerie derer von Hatzfeld abgebildet, von seinen beiden Frauen umgeben. Auch ist er mit denselben in der Kirche von Friesenhagen in Stein ausgehauen.

528. Der Raubritter am Laachersee.

Unweit des Laachersees hauste einst ein Ritter, dem nichts heilig war. Er spottete über die Religion und ihre Diener; er plünderte Kirchen und Klöster; er nahm den Hirten das Vieh von der Weide weg und war so recht der Schrecken der ganzen Gegend lange Jahre hindurch. Da alle Ermahnungen zur Besserung fruchtlos blieben, tat ihn der Papst in den Bann, um das letzte Mittel zu seiner Besserung zu versuchen. Allein statt sich zu bessern, sann der Ritter von nun an nur noch mehr darauf, wie er an Priestern und Mönchen seine Rache kühlen möchte. Er sandte darum eines Tages einen Diener in das Kloster Laach, der meldete, daß der Ritter sterbenskrank in seiner Burg darniederliege und nichts sehnlicher wünsche, als Abt und Brüder möchten zu ihm kommen, um sich mit ihm und ihn mit Gott zu versöhnen.

Voll Freude vernahmen Abt und Brüder diese Kunde. Sie setzten sich sofort in einen Schlitten und fuhren über den zugefrorenen See zur nahen Burg. Da kam ihnen ein Diener entgegen und verkündete ihnen, daß des Ritters Reue nur Lug und Trug sei; er wolle sie insgesamt ermorden. Er ermahnte sie zur schleunigen Flucht. Eiligst suchten die Mönche nun wieder ihr Kloster zu erreichen. Als das der Ritter vom Schlosse aus gewahrte, verfolgte er die Fliehenden mit größtem Eifer. Schon schwang der Ritter sein Schwert über dem Haupte des Abtes, daß dieser sein Ende gekommen glaubte — da langte der Schlitten auf dem Lande an, aber hinter ihm brach die Eisdecke unter den Rossen der Verfolger und die Tiefe wurde ihr Grab.

529. Der Schild von Nürburg.

Die Nürburg soll anfänglich den Namen „Neroburg“ geführt haben, da sie von Kaiser Nero erbaut worden sein soll.



Als Graf Ulring von Nürburg, ein gar frommer und milder Herr, zum Sterben kam, baten ihn einige seiner Freunde, ihnen nach seinem Tode ein Zeichen zu geben, ob er selig oder verdammt sei. Da befahl er, seinen Kampfschild aufzuhängen und sagte, dieser würde in den ersten drei Tagen nach seinem Tode niederfallen zum Zeichen, daß er am Orte der Glückseligkeit sei. Und so geschah es. Am Morgen des dritten Tages nach dem Hinscheiden des Grafen fiel der Schild herunter und zersprang.

330. Der Rittersprung von Altenahr.

Einst wurde die trutzige Veste zu Altenahr von zahlreichem Kriegsvolk belagert, um den Burgherrn zu fangen. Wochen, Monate und Jahre dauerte schon die Belagerung. Immer tiefer sank der Mut der Feinde. Da sprengte eines Morgens der Graf von Altenahr auf stolzem Roß und ganz in Stahl gehüllt zum höchsten Schloßwall hinan und rief mit lauter Stimme ins Tal hinein:

„Feinde! Ihr seht hier auf dem letzten Roß den letzten Mann der Burgbesatzung. Alle andern sind für die Freiheit gestorben. Auch ich will noch im Tode frei sein, wie ich im Leben war!“ Dann spornte der Greis sein Roß zum grausenerregenden Sprung in den gähnenden Abgrund. Im nächsten Augenblick schlugen die Wellen des Flusses über dem Reiter mit seinem Roß zusammen. Als das die Feinde sahen, zogen sie stumm nach Hause.

Nur spärliche Burgtrümmer erinnern an die alte Kunde.

331. Die Gefangenen zu Altenahr.

Als Erzbischof Konrad von Hochstaden in heftigem Kampf mit den Bürgern Kölns war, nahm er einige von den edlen Geschlechtern gefangen und legte sie im Schloß zu Altenahr in sichern Gewahrsam.

Einer der Gefangenen, Gottschalk Overstolz, hatte zum Zeitvertreib eine Maus gezähmt, welche ihm in der öden Gefangenschaft ungemein lieb wurde. Eines Tages blieb das Tierchen fort und Gottschalk, der das Tierchen nicht missen mochte, grub und wühlte in seinem Loch, um es zu haschen. Da fand er eine gute Feile und einen Meißel. Nun wurden die elf Gefangenen froh. Heimlich feilten sie Tag und Nacht an



ihrem Kerkergitter, bis es sich öffnete. Mit Hilfe ihres Bettzeuges und ihrer Mützen machten sie nun ein Seil und ließen sich daran herab; alle entkamen. In Adendorf nahm sie ein Mönch auf, der dort einen Hof für sein Kloster bewirtschaftete, stärkte sie mit Wein und Brot und gewährte ihnen Ruhe. Da kamen in der Frühe Häscher aus Are, die ihre Spur gefunden hatten. In einem großen Käsekasten verbarg sie der Mönch vor den Blicken der Späher. Von hier kamen sie nach Remagen, wo ein Mann sie erkannte und dem Richter, der Alef hieß, verriet. Aber auch der Richter verbarg sie, bis er sie über den Rhein schaffen konnte. So kamen alle glücklich nach Köln.

332. Das Ende Werners von Bolanden zu Reichenstein.

Wegen Wegelagerei wurde Werner von Bolanden, Herr zu Reichenstein (Falkenburg), von Rudolf von Habsburg zum Tode verurteilt. Dasselbe Schicksal war seinen neun Söhnen, von denen der jüngste noch ein Knabe war, durch den Kaiser zugedacht. Da flehte Werner den Kaiser um Gnade an, sonderlich für seinen jüngsten Sohn, Philipp genannt. Mit Hohn erwiderte der Kaiser: „Gut, ich lasse Dir jetzt das Haupt abschlagen, wenn Du dann noch kopflos an Deinen hier aufgestellten Söhnen entlang schreiten kannst, soll ihnen das Leben geschenkt sein.“ Wie nun das Haupt gefallen war, erhob sich der Körper ohne Haupt, wankte unsicher an den Söhnen vorbei und fiel dann leblos in den Sand.

Von den Söhnen fielen acht ehrenvoll in den Diensten Habsburgs. Der jüngste ließ die Stammburg wieder erbauen. Er soll auch für das Seelenheil seines Vaters die Klemenskapelle erbaut haben.

333. Burg Wernerseck im Nettetal.

Die Burg Wernerseck soll der Sitz der Tempelherren gewesen sein, welche unter der Mitwirkung des Teufels hier ungeheure Schätze aufhäuften. Als sie endlich verbrannt wurden, blieb nur ein Ritter, namens Werner, übrig. Allen Nachforschungen wußte er sich dadurch zu entziehen, daß er seinem Pferde die Hufeisen verkehrt unternageln ließ. Wenn dann seine Verfolger ihn außerhalb der Burg suchten, war er in derselben, und umgekehrt. Endlich wurde er vom Teufel geholt. — Eine andere Sage erzählt folgendes:



Vor etwa 300 Jahren machte der Kaiser Josef eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande. Er wurde in der Türkei gefangen genommen und nach Konstantinopel vor den Sultan gebracht. Der Kaiser suchte unerkannt zu bleiben. Da erklärte ihm jedoch der Sultan, er habe längst gewußt, daß der Kaiser durch die Türkei kommen werde; die Tempelherren hätten Verrat geübt. Die Zweifel des Kaisers konnte der Sultan überzeugend widerlegen. Letzterer verlangte nun die Bestrafung der Verräter. Wenn sich der Kaiser dazu nicht verstehen würde, solle er in ewiger Gefangenschaft gehalten werden. Da gab der Kaiser sein Ehrenwort, die Tempelherren in allen seinen Staaten innerhalb dreier Tage zu vernichten. Er hielt sein Wort und alle Tempelherren wurden in drei Tagen verbrannt. Auf Wernerseck rettete sich allein Werner.

334. Schloß Ahremberg.

Wohlgemut ritt der Herr von Sayn dahin; ein Kränzlein zierte den goldenen Löwen seines Hutes. Plötzlich wurde er bedrängt und sehnte den jungen Herrn von Arburg herbei. In diesem Augenblick eilte derselbe heran mit seinen kühnen Helden. Mutig unterstützte er den Herrn von Sayn und fügte den Bergischen großen Schaden zu. So kämpften beide Helden mannhaft, bis das Bergische Banner unterging.

335. Der Juffer-Weiher bei Ulmen.

Im Schloß zu Ulmen (Kr. Kochem) lebte vor langen Jahren ein strenger und stolzer Burgherr. Er hatte aber eine leutselige Tochter, welche durch ihre Schönheit manchen Freier anzog. Alle wies sie ab, da der Diener ihres Vaters ihre Liebe besaß. Lange Zeit ahnte der Vater nichts von diesem Verhältnis. Ein Ritter der Nachbarschaft verriet ihm endlich das Geheimnis. Da ersann er eine fürchterliche Rache. An der Stelle, wo sie ihre Liebe genossen hatten, ließ er einen Turm erbauen, den er mit einem breiten Wassergraben umzog. In dieses schauerliche Gefängnis verbannte er seine Tochter und ließ ihr nur karge Nahrung zukommen. So siechte sie langsam hin.

Die Trümmer des Turmes sind noch vorhanden. Das ausgetrocknete Wasser nennt man bis heute den „Juffer-Weiher“. Zuweilen in stürmischer Nacht läßt das Fräulein seine klagende Stimme vernehmen.



336. Der letzte Burgherr von Zeltingen.

Unterhalb Zeltingen liegen die spärlichen Trümmer der Rosenburg. In dieser Burg, ferner in der Urley bei Ürzig und auf dem Burgkopf bei Neuerburg in der Nähe von Wittlich wohnten vor Zeiten drei Brüder. Einst schaute der Zeltinger zur Winterzeit aus dem Fenster seiner Rosenburg nach der Mosel hinaus und freute sich, als seine beiden Buben auf dem zugefrorenen Flusse munter Schlittschuh liefen. Plötzlich fielen beide in eine Öffnung des Eises. Da wandte sich der Ritter an seine Frau und fragte: „Frau, was folgt auf Kreuz und Leid?" Die Frau entgegnete: „Geduld!" Er fuhr fort: „So müssen wir Geduld haben, unsre beiden Söhne sind eben in der Mosel ertrunken!"

Doch mit der Geduld war es bei beiden schlecht bestellt. Beide jammerten über den entsetzlichen Unglücksfall dermaßen, daß sie bald hernach starben. In seinem Testament hatte der Ritter von Zeltingen bestimmt, daß seine Brüder zu ihren Lebzeiten die Nutznießung seiner Güter haben sollten, dann aber solle alles gegen geringe Entschädigungen an die Wingertsleute (Weinbauern) und Eingesessenen des Gutes übergehen. Das einkommende Geld solle zu wohltätigen Zwecken verwendet werden.

337. Die Gräfin von Starkenburg.

Der Erzbischof Balduin von Trier beschuldigte die verwitwete Gräfin von Starkenburg niederer Herkunft und es kam zum Kampf zwischen beiden. Als einst der Erzbischof moselabwärts nach Koblenz fahren wollte, ließ die Gräfin eine Kette über den Fluß spannen. So wurde der Prälat gefangen genommen und zur Burg gebracht. Nach dreitägiger Gefangenschaft hatte er sich von dem Adel der Dame überzeugt, erkannte ihn an und wurde seiner Haft entlassen.

338. Otto der Schütz.

Als Graf Dietrich in Kleve herrschte, saß in Hessen ein Landgraf, der zwei Söhne hatte. Von ihnen sollte der ältere dem Vater in der Regierung des Landes folgen, während der zweite, Otto, für das Kloster bestimmt war. Diesem sagte jedoch das Klosterleben nicht zu und heimlich zog er von Hause fort. Auf seiner Wanderschaft kam er zu Graf Dietrich nach

Kleve. Bei diesem trat er als Schütze in Dienst. Da er ein ausgezeichneter Armbrustschütze war, erwarb er sich in kurzem die volle Zuneigung seines Herrn. Aber auch des Grafen Tochter, Elsbeth, war dem schmucken Schützen geneigt. So diente Otto sieben Jahre unerkannt am Hofe zu Kleve.

In dieser Zeit starb Ottos Bruder in Hessen und da der zweite Sohn verschollen war, sollte das Land nach des Vaters Tode in fremde Hände übergehen.

Da kam ein hessischer Ritter, namens Homberg, nach Kleve. Er traf unter dem Tore den Sohn seines Landesherrn, Otto, und grüßte ihn. Das hatte Graf Dietrich bemerkt und erkundigte sich. Bald hatte er das Geheimnis seines Schützen erfahren. Nun standen der Vermählung des jungen Paares keine Schwierigkeiten im Wege. Die Hochzeit wurde feierlich begangen. Dann reiste Otto mit seiner Gemahlin zu seinem Vater nach Marburg, der das Paar mit Jubel aufnahm. Nach seinem Tode folgte ihm Otto als Herr des Landes.

339. Die St. Michelskapelle zu Taben.

Diese Kapelle steht auf einer hohen, vorspringenden Felsenkuppe. Ihre Entstehung erzählt folgende Sage.

Ein Ritter wurde einst von seinen Feinden verfolgt. Da kam er auf seinem Pferde bis zu dieser Felsenhöhe. Doch nun konnte er nicht weiter: vor ihm der furchtbare Abgrund, hinter ihm die grimmigen Feinde. Da rief er in seiner Not den hl. Michael an und gelobte, ihm eine Kapelle auf dieser Höhe zu erbauen, wenn er gerettet würde. Als er sich umwandte, sah er den Heiligen mit hocherhobener Rechten, welche auf den Abgrund zeigte, stehen. Diesem Winke des Heiligen folgend und fest auf seinen Schutz bauend gab er dem sich bäumenden Pferde die Sporen und stürzte sich von dem hohen Felsen hinab in die Saar. Unverletzt kamen Roß und Reiter unten an und waren gerettet. Die gelobte Kapelle wurde in kurzer Zeit errichtet, der Ritter trat aber später als Mönch in das Benediktinerkloster zu Mettlach. Noch heute sieht man an der äußersten Felsenkante die Eindrücke vom Hufe des Pferdes.

340. Abt Hugo von Werden, der kühne Springer.

Während des Dreißigjährigen Krieges lenkte Abt Hugo Pretäus die Zügel des Klosters zu Werden. Er war als tapferer Krieger mit Tilly gegen die Schweden ins Feld gezogen.



Einst wurde er, als er von Kettwig über die Berge nach Werden ritt, von den Schweden verfolgt. Der Rückweg war ihm verlegt. Vor ihm gähnte das Ruhrtal. Doch kurz entschlossen gab er seinem Pferde die Sporen und stürzte nieder in den Strom. Unversehrt entging er seinen Feinden, die nicht wagten, ihm zu folgen.

341. Der Vogt von Bergheim.

Das Land war von Mißwachs betroffen worden. Not und Jammer herrschten überall. Der reiche Vogt von Bergheim aber sprach: „Spart in der Zeit, so habt Ihr in der Not!“ Er hatte Getreide, Vieh und alles im Überfluß. Wenn die Armen flehend zu ihm kamen, rief er ihnen nur zu: „Spart in der Zeit, so habt Ihr in der Not!“ Als sie mit Ungestüm auf ihn eindrangen, sprach er: „Ich habe kein Brot im Schrank; in Söller und Keller ist der Vorrat versiegt. Wenn ich lüge, so mag das Vieh alles fressen.“ Da rief ein bleiches Weib mit einem sterbenden Kinde auf dem Arm des Himmels Rache auf ihn herab. Dann sank sie tot zur Erde mit ihrem Kinde. Der Vogt aber floh in sein Haus. Aber, was geschah da! Die Tiere rissen sich aus den Ställen los und verwüsteten das ganze Haus. Da packte ihn der Wahnsinn. Er rannte fort und kurz nachher fand man seinen Hut auf einem nahen Sumpf treiben, in dem er seinem Leben ein Ende gemacht hatte.

342. Der Trunk aus dem Stiefel.

Einst wurde scharf gezecht auf Rheingrafenstein. Da rief plötzlich der Rheingraf: „Ein Kurier ließ jüngst einen Stiefel hier; den lasse ich mit Rotenfelser füllen und wer ihn in einem Zuge leert, der bekommt das Dorf Hüffelsheim.“ Als der gefüllte Stiefel gebracht wurde, schwand allen der Mut. Da erhob sich Ritter Boos von Waldeck, ließ sich den Stiefel reichen, setzte an und trank ihn bis auf die Nagelprobe leer. Dann strich er seinen Bart, schmunzelte und sprach: „Ist nicht auch der andere Stiefel hier?“ So bekam der trunkfeste Ritter das blühende Dorf Hüffelsheim.

343. Die Eichelsaat zu Dünwald.

Die Mönche zu Dünwald zeigten einst dem Junker Hall zu Schlebusch ein altes Dokument vor, nach welchem ein großer



Landstrich dem Kloster zugehöre. Das kam dem Junker unglaublich vor, denn er hatte manche Ernte auf dem Acker gehalten. Nach langem Hin- und Herstreiten gelobte der Junker, das Land den Mönchen zu übergeben, wenn er noch eine Ernte gehalten habe. Dieser Vergleich wurde rechtsmäßig verbrieft und beschworen. Doch sollte die Freude der Mönche bald in Grimm verkehrt werden, denn als sie zur Hagelfeier (Flurumgang) den Acker betrachteten, da sahen sie eine schöne Eichensaat emporsprießzen. Nun klagten sie über Betrug und Gewalt. Aber Junker von Hall legte den getroffenen Vergleich vor und die Mönche mußten sich fügen.

Die Saat gedieh trefflich und gestattete dem Junker von Hall noch, in ihrem Schatten nach Rehen zu jagen.

344. Das Grabmal des Grafen Philipp von Manderscheid.

In die obere Ahr fließt der Ahbach. An ihm liegt das Dorf Niederehe. Hier stand einst ein adeliges Nonnenkloster. In der Kirche befindet sich das Grabmal des Grafen Philipp von Manderscheid und seiner Gemahlin. Zu den Füßen der Gräfin liegt ein Hund, wie auf vielen ähnlichen Denkmälern — das Bild der Wachsamkeit und Treue, zugleich ausdrückend, daß der Tote in Frieden ruhe. Zu Füßen des Grafen liegt ein Helm. Diese Zeichen haben Anlaß zu der Sage gegeben, daß eine Gräfin einst, nach dem Tode ihres Ehegemahls, der von einem Kreuzzug nicht mehr zurückkehrte, ihren Hundejungen geliebt und geheiratet habe. Den Helm bezeichnet man als die Schüssel, in welcher der ehemalige Hirtenjunge seinen Tieren ihre Nahrung gebracht habe.

345. Ritter Huhn auf dem Markt zu Waldbröl.

Ritter Huhn besuchte einmal den Markt zu Waldbröl und trat an die Bude eines Eisenhändlers, um einige Schaufeln zu kaufen. Der Händler pries seine Ware laut an. Huhn fand aber vieles daran zu tadeln und meinte, sie seien zu schwach. „Freundschaft," sagte er, „Eure Schaufeln sind zu schwach; es gilt eine Wette, daß ich sie mit den Händen zusammenrollen kann." Der Händler erwiderte: „Herr, wenn Sie dies tun, dann schenke ich Ihnen meine sämtlichen Schaufeln und Spaten." „Ich nehme die Wette an," sagte Huhn, nahm eine



Schaufel in die Hand und wickelte sie zum Erstaunen aller Umstehenden wie eine Rolle zusammen. „Ich habe verloren," rief der Händler, voller Verlegenheit; „doch hoffe ich, daß Sie keinen Gebrauch von der eingegangenen Wette machen, sonst bin ich ein geschlagener Mann!" Huhn bezahlte die ausgewählten Schaufeln nebst der zusammengerollten und sagte dem Händler nur, er möge in Zukunft bessere Ware zum Markte bringen.

546. Der Löwe im Wappen von Jülich.

Der Markgraf von Milanen ward belagert von den Heiden und Sarazenen. Er bat König Philipp von Frankreich um Hilfe. Dieser sandte ein großes Heer zu seiner Hilfe. Bei diesem waren die Grafen von Flandern und Jülich. Die Heiden wurden geschlagen und mehrere Söhne des Sultans fielen, einer vom Grafen von Jülich erschlagen.

Als der Graf von Flandern dies getan hatte, zog er mit seinem Heere in Milanen ein. Er eroberte später vom Sultan den Schild mit dem kletternden Löwen, welchen dann der Graf von Jülich zurückeroberte, nachdem er verloren gegangen war. Darüber entstand Streit zwischen den beiden Grafen, welchen der König Philipp mit folgenden Worten entschied: „Ihr sollt beide den Schild führen, aber der Graf von Flandern soll ihn ganz tragen und ohne einige Änderung, denn er hat ihn zuerst gewonnen, und der Graf von Jülich soll ihn tragen gebordet mit lichtem Azur."

Damit waren die beiden Grafen zufrieden und führten also den Schild von da an als Wappen.

547. Das Wappen der Schwarzenbergs.

Die Herren von Schwarzenberg, welche lange im Besitz von Gimborn (Kr. Gummersbach) waren, führen unter anderem einen Türkenkopf im Wappen, auf welchem ein Rabe sitzt, der auf den Kopf einhackt. Der Kaiser verlieh den Ahnen des später so berühmten Geschlechtes dieses Wappen für die tapfere Verteidigung der Festung Raab.

548. Die Fuste von der Fustenburg bei Stromberg.

Einst spielte der Pfalzgraf auf der Burg Stahleck bei Bacharach mit einem Ritter von Stromburg Schach. Da ge=



rieten sie in Streit, weil der Pfalzgraf dem Stromburger Vorwürfe wegen seines Spielens machte. Dieser ließ sich im Zorn hinreißen, dem Pfalzgrafen einen Faustschlag ins Gesicht zu versetzen. Darauf zog der Pfalzgraf des Ritters Güter ein und setzte es beim Kaiser durch, daß die von Stromberg sich fernerhin Faust oder Fust von Stromberg nennen mußten.

349. Der blinde Schütz zu Sooneck.

Der wilde Ritter von Sooneck hatte seinen Feind, den Herrn von Fürsteneck bei Bacharach, heimlich gefangen genommen, ihn blenden und ins Burgverließ werfen lassen. Des Fürsteneckers Sohn erkundete den Aufenthalt des Vaters, verkleidete sich als fahrender Sänger und klopfte bei Gelegenheit eines großen Festmahls an das Tor der Burg Sooneck. Im trunkenen Übermut ließ der Soonecker den von Fürsteneck in den Saal bringen, weil einer der Gäste gewettet hatte, der Fürstenecker sei ein so trefflicher Schütze, daß er auch ohne Augenlicht sein Ziel nicht verfehlen werde. Der Herr von Sooneck fragte den Blinden, ob er sich getraue, einen Becher zu treffen, den er jetzt klirrend auf den Tisch setzen werde. Dem Blinden ließ er Bogen und Pfeil reichen; der legte an und schon schwirrte der Pfeil, der den Ritter von Sooneck ins Herz traf. Nun gab sich der Sohn zu erkennen. Er führte mit Freuden seinen Vater heimwärts.

350. Das Gottesgericht zu Andernach.

Als Kaiser Heinrich IV. noch ein Kind war, hielt der Reichsverweser Anno von Köln mit dem Pfalzgrafen Heinrich dem Tollen von Kochem und andern Herren einen Reichstag zu Andernach. Da trug sich folgendes zu.

Die Einwohner von Güls bei Koblenz kamen zum Reichstag und klagten über die Bedrückungen durch den Vogt des Pfalzgrafen Heinrich. Da ritt der Vogt zu seiner Rechtfertigung selbst heran im vollen Schmuck. An der Straße lag eine große Bärin angebunden, die wanderndes Volk hier zur Ergötzlichkeit der großen Herren zeigen wollte. Kaum hatte das Tier den Vogt erblickt, als es sich ohne jede Veranlassung losriß, auf den Vogt stürzte, vom Pferde riß und ihn zerfleischte. Alle Anwesenden erkannten darin ein Gottesgericht.



351. Eine Hinrichtung auf dem Galgenkopf.

Unweit der Hohen Acht, etwa eine Viertelstunde von Döttingen entfernt, liegt der Galgenkopf. Hier stand früher der Galgen. Am Fuße des Berges sprudelt ein Brunnen.

Einst sollte an diesem Galgen ein Verbrecher seine Übeltaten mit dem Leben büßen. Ehe er hingerichtet wurde, ermahnte er die Umstehenden und sprach: „Haltet Eure Kinder fern vom Karten- und Würfelspiel, denn dadurch bin ich an die Galgenleiter gekommen.“ Hierauf wurde er gehängt und ihm dann der Kopf abgeschlagen. Sobald der Kopf fiel, rollte er den Berg hinab und wurde nicht wieder gefunden.

352. Die spanische Kapelle vor dem Hahnentor zu Köln.

Nach altem Herkommen konnte jeder Verbrecher, der zum Richtplatz geführt wurde, in der sogenannten spanischen Kapelle vor dem Hahnentore seine letzte Beichte ablegen.

Einst war ein Jüngling bereits an den blauen Stein gestoßen worden (was vor der Hinrichtung geschah, wie das Brechen des Stabes) und wurde nun hinausgeführt. In der spanischen Kapelle beichtete er. Der alte Priester, von seiner Unschuld überzeugt, verhalf ihm durch ein Hinterpförtchen zur Flucht. Er entkam auch nach den Niederlanden und gelangte zu Reichtum und Glück.

353. Die Weckschnapp in Köln.

In Köln, am sogenannten „Türmchen“, befand sich früher die Weckschnapp. Der, welcher in diesen Turm gesperrt wurde, bekam weder Speise noch Trank und war so dem Hungertode geweiht, wollte er nicht den Sprung nach einem an der Decke hängenden Weck (Weißbrot) wagen. Führte er aber diesen Sprung aus, dann gelangte er auf eine Falltür und stürzte in die schauerliche Tiefe hinab. Nur für Glieder der edlen Familie war die Weckschnapp bestimmt.

Einst wurde der einzige Sohn einer vornehmen Witwe, der sich einem wüsten, ausschweifenden Leben ergeben hatte, von den „Heimlichen“ aufgegriffen und in die „Weckschnapp“ gesperrt. Da faßte ihn die Reue und er flehte zur Mutter des gekreuzigten Heilandes um Hilfe. Nach einigen Tagen griff er, vom Hunger aufs fürchterlichste gequält, nach dem „Weck“



und stürzte in die Tiefe. Wie durch ein Wunder kam er mit dem Leben davon, arbeitete sich unter dem Mauerwerk durch und erreichte glücklich das nahe Ufer. Zur Nachtzeit zog er rheinabwärts und kam nach Flandern. Dort lächelte ihm das Glück und er wurde ein reicher Mann.

Währenddessen schwebte die Mutter in Todesangst um das Schicksal ihres Sohnes. Sie suchte Trost im Gebet und in der Wohltätigkeit.

Als sie eines Morgens wieder auf ihrem Betschemel kniete, trat plötzlich ihr Sohn herein mit den Worten: „Mutter, hier bin ich!" Sie rief: „Alle guten Geister loben ihren Meister!" Endlich faßte sie sich und freute sich unendlich, ihren Sohn wiederzusehen. Er erzählte nun von seinen Erlebnissen. Nach einiger Zeit kehrte er nach seiner neuen Heimat zurück, die Mutter aber beschloß ihre Tage in Köln.

354. Die abgehauene Hand im Rathaus zu Rees.

Im sogenannten Aktenzimmer des Rathauses zu Rees erblickt man in einem hölzernen Behälter eine ganz vertrocknete Menschenhand. Urkundliche Nachrichten über diese Hand sind nicht vorhanden. Die Sage teilt mit, diese Hand sei einem jungen Menschen abgeschlagen worden, weil er sich an seinem Vater schwer vergriffen habe.

355. Die unschuldig Hingerichtete.

Im Hause der von der Lippe an der Hochstraße zu Köln wurden nacheinander wertvolle Schmucksachen gestohlen. Der Verdacht lenkte sich auf eine junge Dienstmagd im Hause. Man zog sie gefänglich ein. Ihr Leugnen wurde durch die Folter gebrochen und so wurde sie zum Tode verurteilt und zu Melaten gerädert.

Kurz darnach war die Frau des Hauses in ihrem Schlafzimmer beschäftigt, als sie durch ein seltsames Geräusch auf einen Vogel aufmerksam wurde, welcher durch das offene Fenster hereinflog, ein goldenes Kettchen vom Putztisch nahm und damit das Weite suchte. Die Frau verfolgte mit ihrem Blick den Vogel und bemerkte, wie er sich im Weinstock des Nachbarhauses verbarg. Es war eine Elster, welche im Nachbarhause gezähmt worden war. Als man nachforschte, fand man in einer Mauernische nicht nur das Kettchen, sondern auch die



Kleinodien, wegen denen die unglückliche Magd den Tod erlitten hatte. In der Pfarrkirche stiftete die Herrschaft eine Seelenmesse zur Ruhe der unschuldig Gerichteten.

356. Das Hochkreuz bei Godesberg.

Scheinbar die älteste der am Hochkreuz bei Godesberg haftenden Sagen berichtet, es hätten einst in dem Junkerhof beim Kluchterhof bei Friesdorf zwei Brüder, namens Huy, gelebt, von denen der eine den andern zufällig auf der Jagd erschoß. Aus Verzweiflung darüber ging er in das Kloster Heisterbach, schenkte demselben alle seine Güter und überließ dem Erzbischof viele seiner Rechte. Zum Danke für diese Übergabe ließ dieser an der Stelle, an welcher der Bruder starb, das Kreuz aufrichten.

Auch wird erzählt, ein in Friesdorf ansässiger Edler von Hochkirchen habe hier seinen Bruder oder einen andern Ritter getötet und auf Befehl des Erzbischofs zur Sühne das Kreuz errichten müssen.

Nach einer dritten Fassung soll hier der Ritter Walter von Drachenfels seinen unehelichen Bruder, den Ritter Ebbo von Löwenburg, getötet und zur Sühne das Kreuz gesetzt haben.

357. Das Kreuz auf der Kniebrech bei Kochem.

Hoch über dem Endertbach hütete einst ein Knabe seine Schafe. Ein Lamm kam dem Abgrund zu nahe und stürzte hinab, wurde aber im Sturz von einigen Wurzeln und Ranken aufgehalten. Der treue Knabe folgte dem Tiere und suchte es zu retten, glitt aber selbst aus und fand im Tale sein vorzeitiges Ende. Das Kreuz wurde gesetzt, um das Andenken an die seltene Hirtentreue festzuhalten.

358. Das Spinnerkreuz bei Mehring.

Unterhalb Schweich an der Mosel liegt der Kalvarienberg. Auf seiner Spitze erhebt sich das alte Spinnerkreuz. Dort trug sich folgendes zu.

In der Nähe lebte ein Mann, namens Spinner, der eines Tages bei der Hinrichtung eines armen Sünders am Galgen das Verlangen äußerte, gerne zu wissen, wie es dem da droben zumute sein möchte. Das hörte der arme Sünder. Er sagte

zum Henker: „Halt! Ich muß bekennen, daß ich noch einen Mitschuldigen habe.“ Er zeigte auf den Spinner und sagte: „Der ist's!“ Der Spinner erblaßte, beteuerte aber vergeblich seine Unschuld und wurde mit dem Verbrecher zum Gefängnis geführt. Weil letzterer bei seinem Zeugnis beharrte, wurde auch der Spinner zum Tode am Galgen verurteilt. Beide wurden nun gemeinschaftlich zum Richtplatz geführt. Zuerst sollte der Spinner gerichtet werden. Als ihm der Henker den Strick um den Hals legte, schrie der andere: „Nun wißt ihr, wie es einem ist, der gehenkt werden soll!“ Zu den Richtern aber sagte er: „Der Mann ist unschuldig!“

Der Spinner wurde in Freiheit gesetzt, fiel auf seine Knie und dankte Gott, gelobte auch ein Kreuz an dieser Stelle zu errichten. Das Gelübde hat er treulich erfüllt.

359. Das steinerne Kreuz bei Remscheid.

Unweit der hellen Fläche des Talsperrsees bei Remscheid steht im Gestrüpp ein altes verwittertes Steinkreuz mit Inschrift. Der Platz ist fast ganz frei von Strauchwerk und dient alljährlich am zweiten Pfingsttag einer zahlreichen Volksmenge von nah und fern zum Festplatz. In geringer Entfernung zieht die alte kölnische Straße vorüber.

Von diesem Kreuz erzählt das Volk: Vor Zeiten wurde an diesem Platze ein Bote erschlagen und ausgeraubt. Sterbend rief er seinen Mördern zu, der Himmel werde ihn durch die Vögel rächen, welche gerade über sie hinflogen.

Nach vollbrachter Tat zogen die Mörder nach dem Born und kehrten in einem dortigen Wirtshaus ein. Hier ließen sie es sich wohl schmecken und bald standen Kramtsvögel vor ihnen. Da bemerkte der eine, diese würden sie gewiß nicht verraten. Aber der Wirt hatte diese Worte vernommen. Er sandte zum Gericht und bald saßen die beiden im Kerker. So entgingen sie ihrer gerechten Strafe nicht.

360. Der rote Ärmel zu Gondorf (Mosel).

Zu Gondorf berieten in früherer Zeit die Schöffen in hochnotpeinlichen Gerichtssachen, indem sie blutrote Talare trugen. Doch tagten sie nicht öffentlich, verkündigten aber das gefällte Urteil zum offenen Ratsfenster hinaus.



Nun verging einst eine lange Zeit, ohne daß sie jemand zum Tode verurteilten. Da ward eines Tages ein Roßdieb gefänglich eingebracht. Als man sich zur Gerichtssitzung begeben wollte, stellte sich die traurige Wahrheit heraus, daß von all den roten Amtsröcken nur noch ein einziger Ärmel vorhanden war; alles übrige hatten die Mäuse zerbissen. Und doch war schon ganz Gondorf versammelt und harrte des Urteilsspruches und der roten Röcke.

Lange beriet man, was man in dieser Not tun solle. Endlich befahl der Schultheiß jedem der Schöffen, der Reihe nach den einen Ärmel überzuziehen und so ans Fenster zu treten, doch so, daß man nur sein Gesicht und den einen roten Arm sah; zuletzt stellte sich auch der Schultheiß so ans Fenster und verkündete das Urteil. Dieses wurde damit gültig.

XIII. Ortssagen.

361. Der Ring.

Von einem Ritter von Drachenfels erzählt man folgende Sage.

Als einst die Ritterschaft des Landes versammelt war und jeder die Kostbarkeit der Edelsteine in seinen Ringen rühmte, zog der von Drachenfels auch seinen Ring hervor, in welchem er ein Stückchen von den Hausteinen seines Berges sorgfältig hatte einfassen lassen und pries denselben als etwas ganz besonders Kostbares. Als ihn nun alle drob verhöhnten, sagte der Eigentümer: „Wenn auch dieser Stein kein glänzendes Ansehen hat, so schätze ich ihn doch mehr, als alle Eure Edelsteine zusammen, die Euch keinen Nutzen bringen, diese aber (indem er auf den Stein zeigte) bringen mir von den kölnischen Domherren zur Erbauung ihrer Kirche jährlich viele hundert Gulden ein."

362. Die Gründung Kreuznachs.

Im Frankenlande lag ein schauerlicher Wald. Ein Fluß zog durch denselben. Auf einer Insel in demselben stand ein hohes Steinkreuz. Der Meister, der es errichtet hatte, war über das Meer in das damals noch heidnische Frankenland gekommen, um den Glauben ans Kreuz zu predigen. Ein



Fischer, der seine Hütte durch den wilden Strom verloren hatte, bat den Errichter des Kreuzes, ihn zu lehren, wie man ein Haus errichten könne, das wie der Felsen stehe. Da türmten sie einmütig auf dem Felsenboden Stein auf Stein, bis ein festes Haus daraus wurde, dem Sturm und Wogenprall nichts anhaben konnten. Nun kamen die Einwohner des Landes von allen Seiten heran, und bald erhob sich eine Stadt, wo einst die Hütte stand. Alle aber bekehrten sich zum Kreuzesglauben. Die Stadt aber ward nach dem Kreuz der Insel „Kreuznach" genannt.

363. Der Kartstein.

Bei dem Dorfe Eiserfei im Kreise Schleiden befindet sich eine Höhle, die im Volksmunde „Kartstein" genannt wird. In dieser Höhle saßen vor vielen Jahren an einem heiligen Ostertage drei lockere Gesellen beim Kartenspiel. Sie hörten wohl die Glocken zum Gottesdienste läuten, aber das kümmerte sie nicht, und dazu trieben sie noch mit dem Kirchengehen frechen Spott.

Plötzlich trat ein Unbekannter in die Höhle und sprach zu den Spielern: „Viel Glück zum Spiel! Ist's mir vergönnt, ein Spielchen mitzumachen? Ich trage viel Geld bei mir!" Die Spieler entgegneten: „Willkommen, Landsmann! Ihr kommt uns wie gerufen; nehmt nur Platz!" Darauf zog der Fremde eine Hand voll Geld hervor und nahm unter den Spielern Platz. Während des Spiels fiel einem der Spieler ein Kartenblatt auf die Erde; er bückte sich darnach und sah zu seinem Entsetzen, daß der Fremde einen Pferdefuß hatte. „Gott sei bei uns!" schrie er da laut auf. In demselben Augenblick war der Böse mit Gestank entflohen. Die Gesellen stierten sich wie vom Blitz getroffen an und gewahrten über sich in der Höhle eine Öffnung, welche vorher nicht dort gewesen war. An der Stelle des Geldes aber lagen glühende Kohlen. In Angst und Schrecken flohen die Spieler nun aus der Höhle, bereuten ihren Frevel und verachteten fortan nicht mehr das Gotteshaus und den Dienst des Herrn.

364. Die Entstehung des Weinfelder Maars.

Eine halbe Stunde von dem Kreisstädtchen Daun entfernt erhebt sich der Mäuseberg, ein erloschener Vulkan, welchem



drei Maare ihr Dasein verdanken. Das mittlere derselben liegt auf der Höhe des Berges. Unweit davon steht eine Martinskapelle, umschlossen von einem Friedhof.

Die Sage erzählt, daß an der Stelle des Maars einst ein Schloß stand, in dem ein Graf mit den Seinen wohnte. Die Gräfin war sehr hart gegen die Armen und trat lieber das Brot mit Füßen, als daß sie es den Armen gab.

An einem Wintertage ritt der Graf, von einem Diener begleitet, aus. Unweit vom Schlosse vermißte er seine Handschuhe. Er sandte den Diener zurück, um sie zu holen. Aber wie fand dieser alles verändert! Das Schloß war verschwunden; an seiner Stelle befand sich ein See von unergründlicher Tiefe. Die Gräfin mit der gesamten Dienerschaft war umgekommen. Nur das Kind des Grafen, ein unschuldiger Säugling, trieb wohlbehalten in seiner Wiege dem Ufer zu.

Als der Diener dem harrenden Herrn diese Trauerkunde brachte, wollte dieser derselben keinen Glauben schenken. Er sprach: „Das ist so unmöglich, als daß mein „Falchert", auf dem ich sitze, hier aus dem Boden einen Born scharrt." Doch kaum hatte der Graf diese Worte gesprochen, siehe, da scharrte das Roß und ein Born sprudelte hervor, welcher bis heute der „Falchertsborn" genannt wird.

Auch behauptet man, bei ganz klarem Himmel könne man die Mauern des Schlosses in der Tiefe sehen. In der Kirche aber, welche einsam am Rande des Sees steht, soll noch nie eine Spinne oder ein Gewebe derselben gefunden worden sein, weil der Ort so heilig sei.

365. Die bunte Kuh bei Wallportzheim.

Oberhalb Wallportzheim an der Ahr ragt ein seltsam geformter Fels über den Weg, der eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Tierhaupt hat, vom Volke „Die bunte Kuh" genannt.

Ein Mädchen aus der Gegend ging einst die Wette ein, diesen Felsen zu besteigen, eine Flasche Wein zu leeren und ihre Strümpfe zu wechseln. Sie gewann die Wette und als Preis für ihre kühne Tat eine Kuh.

Nach anderen Mitteilungen haben die Franzosen den Wein, der in dieser Gegend wächst, vorzüglich gefunden und ihn bon coup oder bon de goût genannt.



366. Die sieben Schwestern von Schönberg.

Auf dem Schloß zu Oberwesel wohnten einst sieben Schwestern, welche man die sieben hübschen Gräfinnen nannte. Von weit und breit kamen darum die jungen Ritter ins Schloß, um sie zu freien. Aber keiner konnte sich rühmen, Gegenliebe zu finden. Die jungen Gräfinnen trieben ihren Spott mit allen Freiern.

Endlich beschlossen die Ritter, das Schloß zu verlassen, wenn die Schwestern nicht innerhalb vier Wochen sieben von ihnen das Eheversprechen geben würden.

Als das die Gräfinnen erfuhren, wurden sie sehr zornig und beschlossen, noch recht ihren Mutwillen mit den jungen Männern zu treiben. Als nun eines Morgens alle Freier zum Frühstück im Saal versammelt waren, erschien plötzlich eine Magd und kündigte im Auftrage der Gräfinnen an, daß sie sich zur Heirat entschlossen hätten; aber das Los solle entscheiden. Hocherfreut stimmten die Ritter zu und setzten den Tag der Verlosung fest.

Am festgesetzten Tag erschien wieder die Magd. Sie trug einen silbernen Teller mit zwanzig Losen, nach der Zahl der Ritter. Auf sieben Losen standen die Namen der Gräfinnen. Wie die es sich ausgedacht hatten, traf es ein: Sie fielen an die Allerhäßlichsten, und lautes Gelächter und Spott folgte dem Ausfall der Wahl.

Die sieben aber machten sich auf, ihre Bräute abzuholen. Doch sie fanden nur ein leeres Zimmer mit den Bildnissen der sieben Schwestern. So waren sie abermals geäfft und dazu erscholl vom Rhein herauf lautes Gelächter; das kam von den sieben Gräfinnen, welche eben im Kahn über den Rhein setzten. Dann schwangen sie sich auf Esel und ritten zu ihrer Burg an der Lahn, um sich nie mehr auf Schönberg sehen zu lassen. Die Ritter und andere Leute glaubten aber, sie seien in den Rhein gesprungen und darin geblieben.

Als bald nachher unterhalb Oberwesel die sieben Felsen zum erstenmal im Rhein auftauchten, sind sie die sieben Jungfrauen genannt worden und heißen noch so bis auf den heutigen Tag.

367. Die Entstehung von Geldern.

Im Frührot ritt Herr von Pont die Straße daher. Er sehnte sich, voll Jugendkraft, nach Kampf und Krieg und Sieg.



In der Nähe des Waldes, wo Wölfe und Bären hausten, stand ein ärmliches Gotteshaus. Hier stieg der Ritter ab, trat in das Kirchlein und flehte voll Inbrunst zu Maria um Sieg. Da ertönte draußen brausender Lärm. Ein Bäuerlein eilte über den schwankenden Steg und flehte: „Gnädiger Herr! Erlöst uns von dem Drachen, der Mensch und Tier verschlingt. Hier ganz in der Nähe haust das feuerschnaubende Ungetüm." Kaum hatte der Herr von Pont diese Klage vernommen, als er sich wieder auf sein Roß warf und zu dem bezeichneten Ort eilte. Da rückte auch der Drache heran. Noch einmal schickte der Ritter ein Stoßgebet zu Maria, der Himmelskönigin, und ging dann mit Heldenmut dem sprungbereiten Tiere zu Leibe. Mit einem Streiche schlug er ihm das Haupt ab und dankte dann der Jungfrau mit den Worten: „Dir dank' ich, Himmelskönigin."

An der Stelle, wo der Drache seine Lagerstätte hatte, entstand noch im selben Jahre eine feste Burg, „Gelre" genannt, welche der Mittelpunkt für eine weitgedehnte Landschaft wurde.

Nach anderen Angaben sollen zwei tapfere Jünglinge: Wichard und Lupold, die Söhne des Grafen von Pont, den Drachen getötet haben. Nach hartem Kampfe töteten sie das Tier, das bei seinem Tode deutlich die Worte ausstieß: „Gelre, Gelre, Gelre!"

368. Die Entdeckung der Steinkohlen an der Ruhr.

Der Sage nach sind die Steinkohlen als Brennstoff im Jahre 1546 durch einen Knaben, der die Kühe hütete, an der Ruhr entdeckt worden. Der Knabe zündete eines Tages auf einigen aufgelesenen Steinen ein Holzfeuer an. Nach längerer Zeit kehrte er zu demselben zurück, nichts anderes vermeinend, als sein Feuer erloschen zu finden. Aber zu seinem größten Erstaunen fand er, daß die Steine, welche er herbeigeholt hatte, brannten. Die Bewohner des Dorfes kamen herbei und überzeugten sich, daß diese schwarzen, bisher wenig beachteten Steine ein gutes Brennmaterial seien. Es bildete sich bald eine Gesellschaft, welche an jener Stelle ein Kohlenbergwerk anlegte, welches vom Staate unterstützt und mit zehnjähriger Steuerfreiheit begabt wurde.

Nach einer anderen Überlieferung ist das Bergwerk „op der Muthe", zwischen Langenberg und Hattingen, das älteste Kohlenbergwerk hier im Lande. Ein Junge, der einst hier seine



Schweine hütete, sah sich nach einer bequemen Feuerstelle um. Da bemerkte er ein Mutterschwein (Muthe) am Fuße eines Baumes ein Loch wühlen. Er machte dort Feuer. Es fiel ihm bald auf, daß sich dasselbe so gut erhielt. Am Morgen fand er eine große Glut, welche sich durch schwarze Erde erhalten hatte. Er erzählte alles zu Hause. Der Vater untersuchte die Sache und legte dort das erste Bergwerk für Kohlenförderung an der Ruhr an; es wurde „op der Muthe" genannt.

369. Der Affe zu Dhaun.

Über dem Eingang zum Rittersaal des Schlosses zu Dhaun steht in Sandstein gehauen ein Steinbild, von dem die Sage folgendes berichtet:

Eines Tages war die Wärterin an der Wiege des Grafensohnes eingeschlummert. Da stahl sich der Affe, der im Schloß gehalten wurde, ins Zimmer, nahm den Knaben aus der Wiege und trug ihn in den nahen Wald. Er pflegte das Kind aufs beste, brachte ihm Äpfel, Beeren und wilden Honig, wiegte es in den Schlaf und legte es dann in ein weiches Moosbettchen. So fand es die Wärterin, ergriff schnell den Kleinen und eilte mit ihm ins Schloß. Hier hatte man inzwischen den Verlust des Kindes entdeckt und war in großer Bekümmernis. Da eilte die Wärterin atemlos herein und berichtete, was sich zugetragen hatte. Nun wandelte sich der tiefe Schmerz in große Freude. Der Graf aber ließ die Geschichte in Stein aushauen, ein Bildwerk, das heute noch zu sehen ist.



Quellen, literarische Nachweise und Anmerkungen.

1. Nach „Allseitiges Gemälde der Eifel", S. 139; m. vgl. Ihm, Der Mutter- oder Matronenkultus in d. Bonner Jahrb. 83.
2. Nach Gottfr. Kinkel, Die Ahr, S. 210, u. E. Weyden, Das Ahrtal, S. 30.
3. Nach Montanus-Waldbrühl, Die Vorzeit, I S. 55.
4. Niederrhein-Annalen 53 S. 32 (nach Cäsarius von Heisterbach). Maria erscheint hier als Walkyrie.
5. Nach Äg. Müller, der Siegkreis I, S. 201; m. vgl. K. Hessel, Sagen usw. des Rheintals, S. 193.
6. Nik. Hocker, Moselsagen, S. 361, (nach den Orig.-Akten des kgl. Generalstabs zu Berlin).
7. Nach Osk. Schade, Ecken Ausfahrt; m. vgl. Grimm, Die deutsche Heldensage.
8. Nach K. Hessel, Sagen und Geschichten des Moseltals, S. 27.
9. Grimm, Deutsche Sagen II, S. 312; m. vgl. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I, S. 378, und Zimmersche Chronik I, 185 ff.
10. Nach Montanus-Waldbrühl, Vorzeit I, S. 29. Simrock (D. Myth.[6], S. 266) deutet Hermel auf Thor.
11. Nach der Kölner Chronik. Schon Hocker (Deutsch. Volksglaube, S. 28) erkannte Gryn als Gott Zio.
12. Nach „Bergischer Hausfreund" Jahrg. 1880.
13. Nach schriftl. Mitteilungen; m. vgl. u. a. E. H. Meyer, Germ. Myth., S. 243 f.
14. Nach K. Hessel, Sagen u. Gesch. d. Nahetals, S. 55 (nach Abt Tritheim von Sponheim).
15. H. Hoffmann, Zur Volkskunde des Jülicher Landes I, Nr. 179. (Volksmund).
16. Ebda. I, Nr. 108 (Volksmund); Übergang vom Wotansheer usw. zum Schimmelreiter.
17. Zeitschr. d. Ver. für rheinische und westf. Volkskunde II, S. 247.
18. Mündlich von „Vater" Miebach, welcher lange dort lebte.
19. Aus d. Volksmund der ganz. Umgegend ges.; m. vgl. d. Verf. Ausführg. in der Kölnischen Volkszeitg. vom 17./9. 1905.
20. L. Korth i. Aachener Zeitschr. 14, S. 91. Dort reiche Literatur über den Schimmelreiter usw.
21. L. Korth, ebda., S. 95 mit Literaturangaben.
22. Zeitschr. d. Ver. f. rhein.-westf. Volkskunde XII, S. 200.
23. Aus dem Volksmund.

24. Zeitschr. f. rhein.-westf. Volkskunde III, S. 300.
25. Niederrhein. Annalen 52, S. 16; m. vgl. Tylor, Anfänge der Kultur I, S. 340, 346 (Leipzig 1873).
26. Mündl. von Holzhauer H. Grün im Dönberg; m. vgl. u. a. Zeitschr. f. Volkskunde XXIII, 188. 302.
27. Nach Ph. Laven, Trier in Sagen u. Liedern, S. 5.
28. Nach Alfr. Reumont, Rheinlands Sagen, Geschichten und Legenden, S. 86.
29. Nach J. H. Schmitz, Sagen u. Legenden des Eifler Volkes, S. 104; manche Ähnlichkeit mit dem „Lichtelfen von Elberfeld".
30. Nach P. Bahlmann, Ruhrtal-Sagen, S. 54, 73.
31. Rademacher-Schewe, Bilder aus der Geschichte der Stadt Köln, S. 313; m. vgl. Simrock, Rheinland, S. 460.
32. Herm. Stumpf, Gesch. u. Sagen d. Nahegaues, S. 51.
33. Niederrhein. Annalen 47, S. 138 (nach Cäs. v. Heisterbach); m. vgl. Lersch, Niederrh. Jahrbuch II, 184.
34. Nach E. Weyden, Das Ahrtal, S. 97.
35. Zeitschr. d. Ver. für rhein.-westf. Volkskunde XI, S. 228.
36. Mündlich von O. Rein und Fr. Kernekamp in Elberfeld.
37. H. Hoffmann, Z. Volksk. d. Jül. Landes I, Nr. 68 (Volksmund).
38. Nach J. Nießen, Sagen u. Legenden vom Niederrhein I, S. 99.
39. Zeitschr. f. rhein.-westf. Volkskunde XI. S. 211.
40. Nach J. Nießen, Niederrhein I, S. 83.
41. Nach d. Verf. N. Berg. Sagen, S. 109 (Aus d. Volksmund).
42. Ph. Wirtgen, Aus dem Hochwald, S. 86.
43. Mündl. mitg. v. K. Thomas in Olperhof bei Cürten.
44. Mündl. von Wirt Richarzhagen in Herrenstrunden; man vgl. Niederrh. Annalen 52, S. 53. Der Nothaken mußte von Eisen geschmiedet sein, an welchem sich jemand erhängt hatte. Bei seiner Herstellung mußte der Schmied stumm bleiben und ihn „in einer Hitze" fertig stellen. Wer den Nothaken besaß, konnte ihn nicht wieder los werden.
45. Nach P. Bahlmann, Ruhrtal-Sagen, S. 44.
46. Niederrh. Annalen 47, S. 34 (nach Cäs. v. Heisterbach); man vgl. z. d. Entrückungen u. a. Kaufmann, Quellenangaben, S. 200.
47. Montanus-Waldbrühl, Vorzeit I, S. 167.
48. Zeitschr. f. rhein.-westf. Volkskunde III, S. 144 (Volksmund).
49. Mündl. v. K. Thomas und Wirt Richarzhagen.
50. Niederrh. Annalen 47, S. 179 (Cäs. v. Heisterbach); der weibl. Dämon ist wohl eine Elbin.
51. Niederrh. Annalen 47, S. 56 (Cäs. v. Heisterbach).
52. Nach Montanus-Waldbrühl, Vorzeit I, S. 202; m. vgl. Niederrh. Annalen 47, S. 51.
53. Niederrh. Annalen 47, S. 156 (Cäs. v. Heisterbach); m. vgl. Al. Kaufmann, Cäs. v. H., S. 138.
54. Nach „Der Niederrhein" 1878, Nr. 8.
55. Nach W. v. Waldbrühl, Rhingscher Klaaf, S. 74.
56. Zeitschr. f. rhein.-westf. Volkskunde XI, S. 228.

57. Niederrh. Annalen 47, S. 160 (Cäs. v. Heisterbach).
58. Nach Montanus-Waldbrühl, Vorzeit I, S. 155.
59. Nach H. Hoffmann, Z. Volkskunde d. Jülicher Landes I, Nr. 1.
60. Nach „Der Niederrhein“ 1878, Nr. 4.
61. Nach J. Nießen, Sagen u. Legenden v. Niederrhein II, S. 103.
62. Mündl. v. Gutsbesitzer Blasius auf Eckenhagen b. Nümbrecht.
63. Montanus, Vorzeit II, S. 192.
64. Nach Niederrh. Annalen 47, S. 180 (182) (Cäs. v. Heisterbach); m. vgl. Al. Kaufmann, Cäs. v. H., S. 149.
65. Niederrh. Annalen 47, S. 182 (Cäs. v. Heisterb.).
66. Nach Ernst Weyden, Das Ahrtal, S. 109; m. vgl. Schmitz, Eifelsagen, S. 23.
67. Nach J. Nießen, Sagen und Legenden v. Niederrhein II, S. 70—72.
68. Z. f. rh.-wstfl. Volkskunde XII, S. 197.
69. Nach Montanus-Waldbrühl, Vorzeit I, S. 64; m. vgl. Wolfg. Müller v. Königswinter, Sommertage.
70. Nach Schmitz, Eifelsagen, S. 23; m. vgl. E. H. Meyer, Germanische Myth., S. 141.
71. Nach Schmitz, Eifelsagen, S. 13. Eine ähnliche Sage lebt im Volksmunde in Niederdresselndorf im Hickengrunde.
72. Nach E. Weyden, Kölns Legenden, S. 193.
73. Aus dem Volksmunde schriftl. v. Jos. Teitscheid in Burscheid.
74. Nach P. Bahlmann, Ruhrtal-Sagen, S. 46; m. vgl. J. K. F. Petersen, Der Kirchsprengel Weitmar, Essen 1823, S. 87.
75. Nach P. Bahlmann, Ruhrtal-Sagen, S. 46.
76. Nach Montanus-Waldbrühl, Vorzeit I, S. 159.
77. Bormann, Beiträge z. Gesch. d. Ardennen II S. 131.
78. Mündlich von Eugen Becker aus Bensberg, welcher lange in Hilden wohnte.
79. Aus dem Volksmunde mitget. von C. Heck in der Monatsschrift d. Berg. Gesch. Ver. VI, S. 108.
80. Schmitz, Eifelsagen, S. 41 (Philantrop für 1844 Nr. 45).
81. Nach Alfr. Reumont in Spitz, Rhein. Sagen- und Liederschatz I, S. 185.
82. Nach Alfr. Reumont, Rheinlands Sagen usw.; S. 67 (Quelle ist Trithemius, Annalium Hersaugensium.)
83. Nach K. Hessel, Nahetal, S. 52.
84. Nach Herm. Stumpf, Nahegau, S. 12 (Quelle: Trithemius).
85. Joa. Bodini de magorum daemonomania libr. IV. Basil 1581 p. 149.
86. Nach Montanus-Waldbrühl, Vorzeit I, S. 176.
87. Nach Mont.-Waldbr., Vorzeit I, S. 172. Soll sich nach einer mündl. Mitteilung auch in Kreuzmühle bei Lüttringhausen zugetragen haben; das Alter des Mädchens wird mit 18 Jahr. angegeben.
88. Nach W. O. von Horn, Der Rhein (Wiesbaden 1867).
89. Mündlich von H. Grün im Dönberg; m. vgl. A. de Cock Volkskunde X, S. 133.

90. Nach mündl. Mitteilungen von Joh. Mirbach aus Uckerath und Joh. Zimmermann in Menth in d. Verf. Neuen Berg. Sagen S. 103.
91. Mündlich von Weber Seifert in der Steinbeck bei Elberfeld; über „Festmachen“ u. a. in Wuttke, Deutscher Volksaberglaube, 113—115, 134, 180, 229.
92. Mündl. von Frau Kemmerich in Hülsenbusch, Försterstochter von Gervershagen.
93. Mündl. v. Josef Broch in Meisenbach.
94. H. Hoffmann, Jülicher Land I, Nr. 113.
95. Z. f. rh.=wstf. Volkskunde VI, S. 275; m. vgl. Wuttke 193. 194.
96. Z. f. rh.=wstf. Volkskunde XI, 212.
97. H. Hoffmann, Jülicher Land I, Nr. 105.
98. Mündlich von Christian Breidenbach in Cürten.
99. Nach Schmitz, Eifelsagen, S. 33.
100. Mündlich von H. Grün im Dönberg.
101. H. Hoffmann, Jülicher Land II, Nr. 5.
102. H. Hoffmann, Jülicher Land I, Nr. 82. Diese Sagenart ist ungemein zahlreich im Jülicherlande; es ist die „Ennongersmohr“; m. vgl. dazu L. Korth in der Aachener Zeitschr. 14 S. 98 f.
103. Z. f. rh.=wstf. Volkskunde VI, S. 271.
104. Ebda. VI, S. 270.
105. Ebda III, S. 87.
106. Ebda. VI, S. 271.
107. Ebda. VI, S. 272; m. vgl. J. W. Wolf, Beiträge zur deutsch. Myth. II, S. 440 ff.
108. Cäsarius v. Heisterbach.
109. Z. f. rh.=wstf. Volkskunde VI, S. 274.
110. Montanus=Waldbrühl, Vorzeit I, S. 131.
111. Reichensperger in den Bonner Jahrbüchern XIX, S. 115: m. vgl. Nik. Hocker in d. Zeitschr. f. deutsche Myth. I, S. 306. Simrock, D. Myth.[6], S. 182, 392.
112. Mündlich v. H. Grün; m. vgl. A. de Cock, Volkskunde XV S. 112.
113. Nach Monatschr. d. Berg. Gesch. Ver. II S. 120 (Cäsarius v. Heisterb.); m. vgl. Lersch, Niederrh. Jahrbuch II S. 81. Oliver in Cäs. Heisterb. Dial. II. 4 u. 35 ist wohl mit Al. Kaufmann für einen Lichtelfen zu halten. Er ist verwandt mit Bonschariant in der Steinfelder Gründungssage (Simrock Rheinland, S. 313; dto. Handbuch[3], S. 410).
114. Nach Cäs. v. Heisterbach. Einen ähnlichen Zug berichtet Cäsarius von Niederbreisig.
115. Nach Wolfg. Müller von Königswinter, Lorelei S. 196.
116. Simrock's Rheinland, S. 449 nach dem Cosmodronium des Gobelinus Persona. Viel Ähnlichkeit mit einer Sage von Haus zum Haus bei Ratingen in Schell, Berg. Sagen, S. 60.
117. Nach J. Nießen, Niederrhein, I, S. 117.
118. Nach Ph. Laven, Trier und seine Umgebungen in Sagen u. Liedern, S. 153. 300.

119. Wolf, Niederl. Sagen, S. 575; m. vgl. Grimm, D. Sagen 29—45; 147—154.
120. Nach Schmitz, Eifelsagen, S. 53; m. vgl. Wolfs Zeitschr. f. Myth. II, 317.
121. Nach Schmitz, Eifelsagen, S. 92.
122. Nach schriftl. Mitteilg. von Hub. Gronewald in Lindlar.
123. Nach Unkel in den niederrhein. Annalen.
124. Nach J. Nießen, Niederrhein I, S. 106.
125. Nach „Der Niederrhein", 1878, Nr. 8.
126. Nach J. Nießen, Niederrhein II, S. 63; m. vgl. L. Korth in d. Aachener Zeitschr. 14, S. 82.
127. Nach Keussen, Der Hülserberg und seine Umgebung und Führer durch Hüls und Umgebung.
128. A. Kuhn, Westf. Sagen, S. 165.
129. Wolf, Niederl. Sagen, S. 501.
130. Mündl. von Landwirt Schmahl zu Fohrberg bei Langenberg-Rheinl.
131. Mündlich von Herm. Klein in Olpe.
132. Nach F. W. Thoene, Sagen und Bilder aus dem Wiehl- und Bröltale, S. 8.
133. Nach K. Hessel, Sagen u. Geschichten des Rheintals, S. 182 (nach Stramberg's Rhein. Antiquarius).
134. Nach Rademacher-Schewe, Bilder aus d. Geschichte der Stadt Köln, S. 294.
135. Nach Schmitz, Eifelsagen, S. 15; m. vgl. E. H. Meyer, Germ. Myth. S. 137.
136. Nach Wolfg. Müller von Königswinter, Das Rheinbuch, S. 200.
137. H. Hoffmann, Jülicher Land I, Nr. 46 (86. 134).
138. Mündlich von Henriette Fahlsing in Rade vorm Wald, H. Grün im Dönberg, Küster Molitor in Herkenrath u. Andern.
139. H. Hoffmann, Jülicher Land I, Nr. 3.
140. Wilh. v. Waldbrühl, Rhingscher Klaaf, S. 228.
141. Nach dem „Niederrhein" 1878, Nr. 33.
142. Niederrh. Annalen 53, S. 112 (Cäs. v. Heisterb.).
143. Nach K. Hessel, Sag. u. Gesch. d. Rheintals. Nr. 54 (nach Trithemius).
144. Nach Schmitz, Eifelsagen, S. 108 (nach Bärsch, Eifl. illustr. III. Bd. 2 I. Abtl. 2. Abschn. S. 69.
145. Nach Niederrh. Annalen 47, S. 172 (Cäs. v. Heisterbach). Mummart-Wolf oder Hausgeist, Kobold.
146. Ebda. S. 140 (C. v. H.).
147. Nach dem „Niederrhein. Geschichtsfreund" 1883, Nr. 10.
148. Nach Mont.-Waldbr., Vorzeit I, S. 40. Eine ähnliche Sage von Marienbaum bei Cleve.
149. Nach E. Weyden, Kölns Legenden, S. 139.
150. Nach Hessel, Sag. u. Leg. d. Moseltals, S. 154.
151. Ebda. S. 112.
152. Nach Mont.-Waldbr., Vorzeit I, S. 51.

153. Nach P. J. Kreuzberg, Sagen aus dem Rheinlande. S. 66.
154. Nach Cäs. v. Heisterb. in Simrocks Rheinsagen, S. 44.
155. Nach der „Heimat“ 1875, Nr. 16. Dieses Kreuz wird schon 1494 urkundlich erwähnt.
156. Nach Nik. Hocker, Moseltal, S. 164 (nach Eusebius).
157. Nach K. Simrock, Mal. u. romant. Rheinland, S. 419.
158. Schmitz, Eifelsagen, S. 109.
159. Nach Rademacher-Schewe, Gesch. d. Stadt Köln, S. 264.
160. Nach Simrock, Rheinsagen [7], S. 223. St. Clemens ist neben dem hl. Nikolaus ein Patron der Schiffer.
161. Nach K. Hessel, Rheintal, Nr. 152.
162. Edda. Nr. 98.
163. Nach Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I, S. 523; m. vgl. Kaufmann, Quellenangaben, S. 78.
164. Nach K. Hessel, Rheintal, Nr. 80. (Nach Trithemius.)
165. Schmitz, Eifelsagen, S. 133.
166. Nach Rademacher-Schewe, S. 49. Eingehend behandelt von Aeg. Müller, Das Martertum der Thebäischen Jungfrauen in Köln. Köln 1896 .
167. Simrock, Rheinland, S. 364. Spitz, Rhein. Sagen- und Liederschatz II, S. 28. Niederrhein. Annalen 47, S. 194.
168. Nach Schmitz, Eifelsagen, S. 76. Eine ähnliche Sage von der Gezelinkapelle unweit Köln; m. vgl. K. Weinhold Die Verehrung der Quellen in Deutschland, bes. S. 6.
169. H. Hoffmann, Jülicher Land I, Nr. 193 a.
170. Z. f. rh.-westf. Volkskunde II, S. 315.
171. Nach „Xanten u. s. Umgebung“ I, S. 51.
172. Nach E. Weyden, Kölns Legenden, S. 76.
173. Nach Schmitz, Eifelsagen, S. 117. In Simrock, Rheinland, S. 410 wird ein Vergleich dieser Sage mit der Geschichte versucht. Auch in Pfalzel bei Trier kennt man die Sage. Eingeh. beh. von Fr. Görres in den Niederrh. Annalen 66 S. 138. Die Sage beruht auf der Wilkinasage.
174. Nach K. Hessel, Moseltal, S. 16.
175. Nach der Elberfelder Zeitung vom 11. 6. 1858.
176. Nach Kreuzberg, Sagen aus d. Rheinland, S. 6.
177. Nach mündl. Mitteilg. v. Joh. v. Trostorff in Krefeld.
178. Nach Pingsmann, D. hl. Ludgerus, S. 174; m. vgl. A. de Cock, Studien usw., S. 202.
179. Nach K. Hessel, Nahetal, S. 86.
180. Nach Panzer, Beiträge z. deutsch. Myth.; m. vgl. Simrock Handbuch a. v. O.
181. Nach K. Hessel, Moseltal, S. 79.
182. Nach d. Verf. Berg. Sagen u. P. Adj. Rohde in „Beiträge z. Gesch. d. sächs. Franziskanerprovinz vom hl. Kreuze“ 1910.
183. Nach Hessel, Moseltal, S. 73.
184. Nach Montanus, Vorzeit II, S. 191.
185. E. Weyden, Die Vorzeit Kölns, S. 195.
186. Nach Aloys Schreiber in Spitz I, S. 248; m. vgl. Nik. Vogt Rheinische Gesch. u. Sagen III, S. 261.

187. Z. f. rh.-wstf. Volkskunde XIII, S. 144.
188. Nach B. M. Steinmetz, Aus der Goldgrube, S. 9.
189. Nach dem „Malerischen Rheinland“ in Spitz I, S. 257. Eine Dissertation über den Stoff schrieb Fritz Müller, Die Legende vom verzückten Mönch, den ein Vöglein in das Paradies leitet. Leipzig 1912. Ähnliches von Siegburg berichtet.
190. Montanus-Waldbrühl, Vorzeit I, S. 212.
191. Nach Osw. Gerhard in „Bergische Volksbücher“ 1910, S. 25.
192. Nach „Der Niederrhein“ 1878, Nr. 45.
193. Nach „Die Heimat“ 1876.
194. Ebda. 1876, Nr. 2.
195. Niederrhein. Annalen 47, S. 19 (Cäs. v. Heisterbach): m. vgl. dazu Kaufmann, Quellenangaben, S. 1—4.
196. Desgl. S. 174. (Nach Cäs. v. Heisterbach.)
197. Nach Ph. Wirtgen, Nette- und Brohltal, S. 66; m .vgl. Zeitschr. f. Volkskunde 18, S. 91.
198. Z. f. rh.-wstf. Volkskunde II, 243.
199. Ebda. II, 243.
200. Nach Ph. Wirtgen, Aus dem Hochwald, S. 85.
201. Z. f. rh.-wstf. Volkskunde X, S. 216.
202. Nach H. Pröhle, Rheinlands Sagen, S. 124.
203. Nach Ph. Wirtgen, Aus dem Hochwald, S. 78.
204. Steinmetz, Goldgrube, S. 49.
205. Nach „Die Heimat“ 1877, Nr. 36.
206. Ebda. 1876, Nr. 24.
207. Aus dem Volksmund.
208. Nach „Allseitig. Gem. der Eifel“, Nr. 125.
209. Nach Ph. Wirtgen, Nette- und Brohltal, S. 65.
210. Nach „Alls. Gemälde der Eifel“, S. 129.
211. Ebda. S. 132 (nach Ed. Wolff, Kleine poet. Versuche. Trier 1843).
212. Nach Montanus, Vorzeit II, S. 419.
213. Mündl. von Lehrer Neuber in Schönenbach bei Schladern. Ähnliche Sagen vom Lüderich und von Uckerath.
214. Nach H. Hoffmann, Jülicher Land II, Nr. 181 (Nr. 233); m. vgl. Aachener Zeitschr. 14, S. 102.
215. Nach Alf. Reumont, Rheinlands Sagen, S. 126.
216. Nach „Heimatkunde“ 1879, Nr. 1.
217. Nach Schmitz, Eifelsagen, S. 77.
218. Mündlich von H. Grün im Dönberg.
219. Niederrhein. Annalen 53, S. 74 (Cäs. v. Heisterb.). Al. Kaufmann deutet die Taube als Engel.
220. Aus dem Volksmunde von Val. Winand in Schladern.
221. Aus d. Volksmund von Gutsbes. Struck bei Elberfeld. Ähnl. vom Tode Kaiser Lothars in Prüm berichtet und im Muspilli.
222. H. Wendt, Rhein. Sagen nach pädagog. Gesichtspunkten, S. 21; m .vgl. E. H. Meyer, Germ. Myth. S. 284; Aachener Zeitschr. 14, S. 117 usw.

223. M. Bethany in Z. f. Volkskunde VI, 441; m. vgl. dazu d. Verf. Arbeit in Z. f. rh.-wstf. Volkskunde VIII, S. 113.
224. Nach W. v. Waldbrühl, Rhingscher Klaaf, S. 90.
225. Nach Cäs. v. Heisterbach.
226. H. Hoffmann, Jülicher Land I, Nr. 132; m. vgl. u. a. Wuttke, 26. 81. 8. 15. 30. 388.
227. Mündl. v. K. Thomas in Olperhof.
228. H. Hoffmann, Jülicher Land I, Nr. 152.
229. Z. f. rh.-wstf. Volkskunde XII, S. 190. „Fronsonntagskinder“ sind Kinder, welche in der Nacht vor Dreifaltigkeit geboren werden.
230. Ebda. XII, S. 127 (Volksmund).
231. Niederrh. Annalen 47, S. 25 (Cäs. v. Heisterbach).
232. Nach dem „Gen.-Anz.“ für Elberfeld-Barmen vom 15. 7. 1913.
233. Nach Hessel, Nahetal, S. 84.
234. Mündl. von der 1798 geb. Frau Schellenberg in Elberfeld u. a.
235. Z. f. rh.-wstf. Volkskunde III, 56.
236. Nach J. Nießen, Niederrhein II, S. 56; m. vgl. Laistner, Rätsel der Sphinx I, S. 62.
237. Hoffmann, Jülicher Land I, Nr. 118.
238. Ebda. Nr. 137.
239. Ebda. Nr. 246.
240. Z. f. rh.-wstf. Volkskunde III, S. 57.
241. Nach Schmitz, Eifelsagen, S. 39. Über den Schluß, der oft wiederkehrt, vgl. m. u. a. Fr. Rank, Der Erlöser in der Wiege, München 1911, der Weinholds Behauptung bestätigt.
242. Mündl. von einem Bauer aus Haan; m. vgl. Hoffmann Jülicher Land II, Nr. 8.
243. Niederrh. Annalen 47, S. 143 (Cäs. v. Heisterbach).
244. Z. f. rh.-wstf. Volkskunde XII, S. 196.
245. Mont.-Waldbr., Vorzeit I, S. 131.
246. Nach H. Kautz in „Heimatblätter f. d. Industriegebiet“ I S. 114.
247. Nach Nik. Hocker, Moselsagen, S. 180.
248. Nach E. Weyden, Kölns Legenden, S. 307.
249. Niederrh. Annalen 47, S. 55 (Cäs. v. Heisterbach); m. vgl. Kaufmann, Cäs. v. Heisterbach, S. 143. Viele ähnliche Sagen bei Cäsarius.
250. Ebda. 47, S. 58.
251. Ebda. 47, S. 61.
252. Aus dem Volksmund.
253. Nach Mont.-Waldbr., Vorzeit I, S. 56.
254. Niederrh. Annalen 47, S. 60 (Cäs. v. Heisterbach).
255. Aus dem Volksmund (vergl. Nr. 250).
256. Nach Schmitz, Eifelsagen, S. 99; m. vgl. Kinkel, Die Ahr, S. 195.
257. Nach J. Nießen, Niederrhein I, S. 32.
258. Nach d. Düsseldorfer Neuesten Nachrichten vom 3. 11. 1897.
259. Z. f. rh.-wstf. Volkskunde VIII, S. 79.

260. Nach Schmitz, Eifelsagen, S. 27.
261. Ebda. S. 32.
262. Niederrh. Annalen 47, S. 27 (Cäs. v. Heisterbach). Über das Seelenwägen vgl. m. u. a. Kaufmann, Quellenangabe S. 29.
263. Niederrh. Annalen 53, S. 103 (Cäs. v. Heisterbach). Die Heisterbacher Mönche wurden nicht jenseits des Rheins begraben; der Gang zum Rhein spielt auf die Seelenüberfahrt an; m. vgl. Kaufmann, Cäsarius S. 147 f.
264. Hessel, Rheintal, Nr. 155.
265. Z. f. rh.-wstf. Volkskunde XII, S. 129.
266. Ebda. VIII, S. 80.
267. Mont.-Waldbr., Vorzeit I, S. 119. Simrock (Rheinland, S. 432): „Nach dem Volksglauben des Niederlandes ist das Siebengebirge eine Art Vorhölle, indem die armen Seelen. die am jüngsten Tage kein gutes Urteil zu erwarten haben einstweilen dahin verbannt werden."
268. Zeitschr. f. rhein.-westf. Volkskunde IV, S. 129.
269. Ebda. III, S. 165.
270. Grimm, Deutsche Sagen. Über Kobolde und Neckgestalten vgl. m. Niederrh. Annalen 53, S. 25.
271. Mont.-Waldbrühl, Vorzeit I, S. 234.
272. Hoffmann, Jülicher Land II, Nr. 239.
273. Nach J. Nießen, Niederrhein II, S. 54.
274. Nach E. Weyden, Kölns Legenden, S. 350.
275. Ebda., S. 353.
276. Zeitschr. f. rhein.-westf. Volkskunde XII, S. 192.
277. Unkel in d. Niederrh. Annalen 38, S. 94.
278. Nach Hessel, Moseltal, S. 12. Quellenangabe bei Laven Trier, S. 14, 28, 261.
279. Nach Hessel, Moseltal, S. 118.
280. Ebda., S. 87.
281. Zeitschr. f. rhein.-westf. Volkskunde XI, S. 228.
282. Ebda., XI, S. 227.
283. Nach H. Pröhle, Rheinlands schönste Sagen und Geschichten, S. 97.
284. Nach Kinkel, Die Ahr, S. 235; m. vgl. Kaufmann Quellenangaben, S. 71.
285. Nach Ph. Wirtgen, Aus dem Hochwald, S. 81.
286. Ebda., S. 82.
287. Nach Schmitz, Eifelsagen, S. 37; m. vgl. E. H. Meyer, Germ. Myth., S. 276, 278, 281, 283, 285.
288. Gesta Trevirorum. Nach der Weltchronik des Rud. von Ems bearb. in Hocker, Das Moseltal, S. 86.
289. Nach Hessel, Moseltal, S. 12. Laven, Trier S. 23.
290. Gesta Trevirorum.
291. Nach Ph. Laven, Trier, S. 53.
292. Nach Rademacher-Schewe, Geschichte der Stadt Köln, S. 29; m. vgl. Simrock, Rheinland, S. 464.
293. Nach Vos-Weinand, Essener Sagenbuch, S. 14.

294. Nach N. Hocker, Moselsagen, S. 124.
295. Ph. Wirtgen, Aus dem Hochwald, S. 80.
296. Nach E. Weyden, Kölns Legenden, S. 303.
297. H. Wendt, Rhein. Sagen nach pädag. Gesichtspunkten, S. 10.
298. Nach E. Weyden, Kölns Legenden, S. 18.
299. Nach Simrocks Rheinsagen u. a. Simrock stellt die Toggenburgsage unserer Sage gegenüber. Es ist die „schönste Sage des Rheins“ mit viel mittelalterl. Gepräge. Eine andere Form bei Wolfg. Müller v. K. im „Rheinbuch“.
300. Nach Hessel, Rheintal, Nr. 52. Quelle sind die Aufzeichnungen der sel. Hildegard.
301. Nach Vos-Weinand, Essener Sagenbuch, S. 10.
302 Hoffmann, Jülicher Land I, Nr. 17.
303. Nach Kreuzberg, Rheinlandsagen, S. 28.
304. Nach Cardauns, Kölner Erzbischofsagen, Pick, Monatsschrift I, S. 216.
305. Nach „Allf. Gemälde der Eifel“, S. 140.
306. Nach P. Bahlmann, Ruhrtalsagen, S. 52.
307. Nach Wolfg. Müller von Königswinter, Lorelei [4] S. 146.
308. Mündl. v. Jak. Franken u. A. in Kaiserswerth; m. vgl. Schell, Berg. Sagen, S. 468.
309. Nach Wolfg. Müller v. Königswinter, Rheinbuch, S. 216.
310. Nach Simrock, Rheinland, S. 442; dort auch Bruchstück eines bez. Volksliedes.
311. Nach Schmitz, Eifelsagen, S. 103; Himmerode wurde 1134 durch Bernh. v. Clairvaux gegründet.
312. Nach Kreuzberg, Rheinlandsagen, S. 41.
313. Nach Bäßler, Der gute Gerhard, deutsche Volksnovelle aus dem Mittelalter. Berlin 1848.
314. Mündl. vom alten Nohl in Drabenderhöhe.
315. Nach Freher, Origines Palatinae; m. vgl. u. a. Kreuzberg, Rheinlandsagen, S. 63.
316. Nach Bärsch, Eifl. illustrata, 3. Bd.
317. Nach E. Weyden, Kölns Legenden, S. 67; ebda. S. 66 werden die geschichtl. Grundlagen gegeben.
318. Nach Hessel, Nahetal, S. 86.
319. Zeitschr. d. Berg. Gesch. Ver., 21, S. 55. (Nach Johann Weyer).
320. Nach „Mitteilg. d. Ver. von Geschichtsfreunden zu Rheinberg“, 2. Heft.
321. Fr. Kreuter, Kölns Legenden usw., 1852, S. 76. Bekannter ist die poetische Bearbeitung von Karl Kramer, beginnend mit den Worten: Zo Köln em ahle Kümpchens Hof.
322. Mündl. v. einem alten Mann in Lieberhausen.
323. Nach Hessel, Moseltal, S. 110.
324. Nach „Heimatkunde“, 1882, Nr. 2.
325. Nach „Die Heimat“, 1876, Nr. 29.
326. Nach Simrocks Rheinsagen.
327. Nach Hölscher, Führer durch das Aggertal.
328. Nach „Allf. Gemälde der Eifel“, S. 145.

329. Nach Kinkel, Die Ahr, S. 343, 345; m. vgl. Kaufmann, Quellenangaben, S. 75.
330. Nach Kinkel, Die Ahr, S. 302; Kaufmann, Quellenangaben S. 72.
331. Nach Hessel, Rheintal, Nr. 147. (Nach Hagens Rheinchronik).
332. Nach Hessel, Rheintal, Nr. 62.
333. Nach Ph. Wirtgen, Nette- und Brohltal, S. 18.
334. Nach Kinkel, Die Ahr, S. 364: „Das Lied, einer der besten Funde, die Dr. Lersch getan hat." M. vgl. Lersch, Niederrh. Jahrbuch, 1844, S. 341.
335. Nach P. Stolz, Die Sagen der Eifel, S. 43.
336. Nach Hessel, Moseltal, S. 77.
337. Nach Wolfgang Müller v. Königswinter, Rheinbuch, S. 203.
338. Nach Kreuzberg, Rheinlandsagen, S. 63.
339. Zeitschr. f. rhein.-wstf. Volkskunde XII, S. 193.
340. Nach Vos-Weinand, Essener Sagenbuch, S. 47, 76.
341. Nach Wolfg. Müller v. Königswinter, Lorelei[4], S. 224.
342. Nach Stumpf, Nahegau, S. 54.
343. Nach Spitz, Rhein. Sagen- und Liederschatz, I, S. 108.
344. Nach Ph. Wirtgen, Ahrtal, S. 68.
345. Nach schriftl. Mitteilg. von Lehrer Neuber in Schönenbach.
346. Nach Wolf, Niederl. Sagen, S. 122. (Quelle: Le livre de Baudoyn usw. Bruxelles, 1836.)
347. Mündl. mitget. v. Lehrer Goldstraß in Gimborn.
348. Nach Stumpf, Nahegau, S. 106.
349. Aloys Schreiber, Sagen aus den Rheingegenden, 2. Bd. Eine „romantische Novelle, die willkürlich auf Sooneck übertragen ist".
350. Hessel, Rheintal, Nr. 131.
351. Zeitschr. f. rhein.-westf. Volkskunde XIV, S. 206.
352. Nach E. Weyden, Kölns Legenden, S. 338.
353. Ebda., S. 255.
354. Nach „Der Niederrhein", 1878, Nr. 3.
355. Nach „Kölns Legenden, Sagen" usw., S. 381.
356. Alfr. Wiedemann, Gesch. Godesbergs, S. 370.
357. Nach Hessel, Moseltal, S. 137.
358. Nach Schmitz, Eifelsagen, S. 130.
359. Mündl. von Lehrer Hans Lieser in Remscheid; m. vgl. Schell Denkmalpflege (Berlin) XV, Nr. 10.
360. Nach Hessel, Moseltal, S. 158.
361. Nach dem Malerischen Rheinland in Spitz I S. 256.
362. Nach Simrock, Rheinsagen, S. 237; m. vgl. Kaufmann Quellenangaben, S. 107.
363. Nach „Gemälde der Eifel", S. 126 (Der Eremit am hohen Veen).
364. Nach Schmitz, Eifelsagen, S. 71, und „Gemälde der Eifel", S. 124.
365. Nach Kinkel, Die Ahr, S. 262.
366. Nach Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, III, S. 550; m. vgl. Kaufmann, Quellenangaben, S. 92.

367. Nach „Der Niederrhein", 1879, Nr. 2, und „Kurze Gesch. d. Herzogtums Geldern" (Quellen bei Wolf, Niederl. Sagen, S. 66).
368. Nach schriftl. Mitteilg. von Joh. v. Trostorff in Krefeld und P. Bahlmann, Ruhrtalsagen, S. 42.
369. Nach Simrock, Rheinsagen [7], S. 249; m. vgl. Cäsarius Dial. XII, 45, und Kaufmann, Quellenangaben S. 111.

Ortsregister.

(Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten.)

Eichblatts
Deutscher Sagenschatz

in Einzeldarstellungen.

Nach Landschaften bearbeitet von heimischen Autoritäten.

Bisher erschienen:

Band 1: **Pommersche Sagen**
gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. A. Haas.

Band 2: **Märkische Sagen**
gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. H. Lohre.

Band 3: **Sagen der Provinz Posen**
gesammelt und herausgegeben von Prof. O. Knoop.

Band 4: **Sagen aus Schlesien**
gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. R. Kühnau.

Band 5: **Sagen aus Hessen und Nassau**
gesammelt und herausgegeben von Karl Wehrhan.

Band 6: **Sagen des Rheinlandes**
gesammelt und herausgegeben von Otto Schell.

Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Hermann Eichblatt Verlag, Leipzig-Gohlis.
Druck von Julius Booch, Inhaber Otto Landgraf, Werdau.

